Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld

für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

. . . 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Die Familie von Maras.

Ein Roman aus der Neuzeit.

Dritter Band.

Bremen.
Verlag von Franz Schlodtmann.

1851.

Die
Familie von Maras.

Erstes Kapitel.

Die Mißhelligkeiten hatten sich zwischen Manon und Lenerl so schroff gestaltet, daß es endlich nach den ärgerlichsten Auftritten von beiden Seiten zu einer förmlichen Trennung gekommen war. Die erstere, außer Stande, besser für sich zu sorgen, hatte eine Bodenkammer im vierten Stock eines Hinterhauses bezogen. Da ihr sonst die, wenn auch sehr spärliche Gage ihrer Pflegetochter das Nöthigste gewährte, so empfand sie diesen eingetretenen Zwiespalt doppelt schwer, und ermangelte nicht, ihren ganzen Haß auf die Ursache desselben, auf Straniero, zu werfen. Lenerl hatte sich bei der Frau eines Theatermaschinisten eingemiethet und lebte unbehelligt von Antipathie und Gezänk einzig der Bühne und ihrer Liebe, die ihr jugendliches Herz in der ganzen Stärke des ersten Erwachens erfüllte.

Eines Morgens, als sie, kaum aufgestanden, noch in ihrem bescheidenen Stübchen verweilte, war sie, ohne es zu wollen, zu Anhörung eines zwischen ihren Wirthsleuten stattfindenden Gesprächs genöthigt.

„Hörst Du,“ sagte die Frau zu ihrem Manne, „iß heut' nur in einer Restauration; ich werde nicht kochen, höchstens einen Kaffee für mich.“

„Und warum soll ich denn nicht zu Mittag nach Hause kommen? Was hast Du denn vor?“

„Arbeit, liebes Kind. Du weißt, ich habe wieder Wäsche für Madame Hähnerl zu nähen, die mir Madame Bernetti zugewiesen hat. Sie hat gestern zu mir geschickt und mir sagen lassen, daß sie die Sachen brauche und sie noch bis heut' Abend haben müsse, weil sie dieselben mit auf's Gut nehmen will. Nun siehst Du, die Dame bezahlt anständig, und mir liegt Alles daran, diese gute Kundschaft zu behalten, denn das Stubenmädchen hat mir vertraut, da das Fräulein wohl in nicht gar zu langer Zeit heirathen werde, wenn Madame zufrieden sei, ich die ganze Ausstattung zu nähen bekommen würde. Das wäre doch ein sehr schöner Verdienst.“

„Die Leute sitzen wohl sehr warm?“

„Das will ich meinen, Geld wie Heu. Die Freier rennen auch fast das Haus ein. Aber sie ist schon seit lange mit dem Maler Straniero, dem Bräutigam ihrer verstorbenen Schwester, fast so gut als verlobt. Er hat sich, wie mir das Mädchen erzählte, in dem Hause so fest zu nisten gewußt, daß er statt des halben, jetzt wahrscheinlich das ganze Vermögen erschnappt. Die Hochzeit ist wegen der großen Jugend der Braut nur noch immer verschoben worden.“

„Nun, wenn die Sache so ist, daß es sich um's Geldverdienen handelt, dann will ich mich schon beim Garkoch behelfen; unter der Bedingung, daß Du mich nächstens

durch mein Leibgericht dafür entschädigst. Also bis auf den Abend."

"Aber ohne Haarbeutel, nicht wahr, Joseph?"

"Das weiß ich noch nicht genau. Es wäre ja möglich, ich würde auf den Brettern damit gebraucht."

"Dann lege ihn nur ab, ehe Du nach Hause kommst, ja?" bat die Frau. Der Herr Gemahl, ein sonst kreuzbraver und fideler Mann, trank manchmal gern ein Schlückchen über den Durst, was seiner Frau häufig sehr unbequem wurde, da er in diesem exaltirten Zustande in die tollste Lustigkeit ausschweifte und Niemand, der in seinen Bereich kam, in Ruhe ließ. Außerdem war es der Nachtheil für seine Gesundheit und für seine Casse, die sie gegen solche Libationen stimmten; denn sie hielt als tüchtige Hausfrau auf's Sparen.

Das arglose Gespräch der beiden Gatten hatte auf Lenerl einen vernichtenden Eindruck gemacht. Blaß und starr lehnte sie an der Thür; ihre Lippen zitterten. Endlich sank sie laut schluchzend auf einen Stuhl. Ihre Wirthin eilte herbei.

"Was ist Ihnen denn, Lenerl? Jesus Maria! Was ist Ihnen? Sie sind ja blaß wie eine Leiche."

"Ich habe fürchterliches Zahnweh," antwortete das Mädchen zögernd.

"Aber mein Gott, wie ist denn das so plötzlich gekommen? Sie sangen ja noch vor einer Viertelstunde wie eine Nachtigall."

"Der Zahn ist hohl und wird oft bei der geringsten Veranlassung schmerzhaft."

„Was läßt sich denn auch schnell dagegen thun," sagte die gutmüthige Frau bekümmert.

„Gar nichts. Ich muß es ertragen, bis es nachläßt."

„Stecken Sie wenigstens etwas Baumwolle in die Ohren."

„Das hätte ich früher thun müssen; jetzt ist es zu spät," antwortete Lenerl seufzend. „Vielleicht thut mir die Luft wohl, ich habe diesen Morgen noch in der Probe zu thun."

„So wünsche ich Ihnen baldige Besserung." Lenerl dankte, und Frau Joseph eilte, um zur Nadel zurückzukehren. Froh, sich wieder selbst überlassen zu sein, warf sie sofort einen grau und roth carrirten Burnuß um, drückte ihren etwas verschossenen kornblau-seidenen Hut auf die Locken, empfahl sich bei ihrer Wirthin und entfernte sich, um sich, wie dies fast jeden Morgen der Fall war, in's Theater zu begeben.

Sie nahm ihren Weg jedoch nicht unmittelbar dahin, sondern wendete sich nach der Taborstraße und schritt eilig jenem uns bereits bekannten Hause zu, in das wir schon früher Corvin eintreten sahen. Auf den Ton der Klingel erschien der Aufwärter, der, daran gewöhnt, sie von Zeit zu Zeit bei seinem Herrn zu sehen, ihr die Thür zu dessen Wohnstube öffnete. Mögen die Sittenrichterinnen, ehe sie wegen solcher Schritte Steine gegen Lenerl aufheben, bedenken, daß sie ein armes, von einer frühern Landstreicherin erzogenes Kind war, die ihr alles Andere, nur nicht Schicklichkeitssinn beibringen konnte.

Außerdem war ihre Ansichtsweise durch ihren Umgang mit Straniero, der den Sozialisten höchst täuschend affectirte, so

lange ihm diese Richtung irgend ersprießlich schien, entscheidend bestimmt worden. Sie hatte, überspannten Ideen von weiblicher Selbstständigkeit und Frauenemancipation folgend, den Weg strenger Weiblichkeit verlassen und eine Art von Ruhm in ihrem kühnern Auftreten gesucht. Etwas sehr Verzeihliches bei einem sechzehnjährigen, geistig vernachlässigten, lebhaften Kinde. Dazu kam die Heftigkeit einer ersten, in aller natürlichen Stärke erwachten Leidenschaft. Wir abstrahiren außerdem in Bezug auf sie von aller Lebensklugheit, wie wir sie bei gebildeten Frauen hervortreten sehen, die ihre Verhältnisse eher auf den sichern Boden der Legalität stellen, die ihrer äußern Stellung allerdings bedeutende Vortheile garantirt. Lenerl kannte nichts von dergleichen Klugheitsregeln, wie z. B.: dem Manne, den man fesseln will, auch nicht die kleinste Schwäche zu verrathen, nicht die kleinste Gunst zu gewähren. Sie gab sich in ihrer ganzen heftigen Empfindung ohne irgend einen Kalkül für die Zukunft. Leider kam für sie die Zeit der Reue und Enttäuschung sehr früh. Schon seit lange hatte sie manchmal einen gleichgültigen Ton von Straniero gegen sie zu bemerken geglaubt, doch bald hatte sie solche Bemerkungen immer wieder in das Reich der Träumereien verwiesen. Was man nicht wünscht, das sucht man seiner Ueberzeugung so lange als möglich fern zu halten. Auch jetzt schwankte sie noch und wollte im Augenblick in dem Gehörten nichts weiter als ein Dienstbotengewäsch erkennen. Sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß Straniero fähig sei, gleichzeitig sie und ein anderes Mädchen zu hintergehen.

Der junge Mann lag, aus einer langen Pfeife dampfend und eines der vielen Tagesblätter lesend, auf dem Sopha; „Ei, Lenerl, Du,“ sagte er mehr erstaunt, als froh, indem er sich aufrecht setzte, damit ein Platz für den Besuch frei würde.

„Ich habe Dich seit mehren Abenden beim Herausgehen aus dem Theater erwartet, und da Du nicht kamst, besorgte ich, es sei Dir etwas zugestoßen.“

„Du bist sehr gütig. Ich hatte nur Abhaltungen. Das gesellschaftliche Leben legt so viele Verpflichtungen auf, und ich habe Dir schon früher gesagt, daß besonders ich als Künstler zu viele Rücksichten zu nehmen habe. Du mußt Deine Ansprüche an mich schon etwas herabstimmen.“

„Ich habe ja nie welche gemacht.“

„Aber was hast Du denn? Du siehst ganz verändert aus. Was ist Dir?“

„Du wirst böse sein, wenn ich es Dir sage, und doch fühle ich mich dazu gedrungen.“

„Nun, was ists?“ fragte er hastig.

„Glaube nicht, daß der Gedanke in mir entstanden ist; nein, er ist von außen her angeregt worden.“

„Eh bien!“

„Gewiß, Paul, ich halte Dich für einen rechtlichen Mann, ich habe das Vertrauen zu Deiner Ehrenhaftigkeit, daß im Fall einer Sinnesänderung Deinerseits Du offen und wahr gegen mich sein würdest. Ich glaube diese Offenheit dadurch verdient zu haben, daß ich Dir ohne Versprechen, ohne Versicherungen traute.“

„Zur Sache, was hat's?“ fiel er ungeduldig ein.

„Ich hörte eben, Du seist mit einem Fräulein Hähnerl so gut wie verlobt.“

„Was weiter?“

„Ist das nicht hinreichend, mich zu betrüben?“

„Ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst, liebes Kind. Was hätte denn meine Verlobung, wenn sie bestände, mit unserm beiderseitigen Verhältnisse zu thun?“

„Wie kannst Du so entsetzlich fragen. Hältst Du mich denn für so niedrig, daß ich fähig sei, ein schuldloses Weib zu betrügen? Doch nein, verzeih, dies annehmen hieße Dich selbst schwer beleidigen. Dein Rechtlichkeitsgefühl sagt gewiß auch Dir, daß, sobald Du in irgend ein anderes inniges Verhältniß trittst, das zwischen uns bestehende als aufgelös't betrachtet werden muß.“

„Ich verstehe Dich nicht. Was hat denn mein Verhältniß zu Dir mit meiner Stellung zu andern zu thun?“

„O sage nicht so.“

„Hast Du denn zwischen uns je ein Ehebündniß möglich gedacht?“

„Ich habe nichts gedacht; ich habe Dich nur geliebt,“ sagte das arme Mädchen weinend.

„Thu' mir den einzigen Gefallen, keine Thräne, keine Aufregung; ich habe wahrlich nicht Lust, mir zum frühen Morgen die Laune zu verderben.“

„Sei nicht hart, Paul. Wie kannst Du verlangen, daß ich solche Worte, wie Du sie eben aussprachst, ruhig hinnehme? Du bist ja sonst gegen Alle so gut, sei es auch gegen mich. Sieh, ich verlange ja nichts weiter von

Dir, als Wahrheit. Ich kann und werde sie ertragen, wie schrecklich sie auch sei.«

»Du ermüdest mich. Ich wüßte in der That nicht, zu welcher Rechenschaft ich Dir gegenüber über meine Handlungen verpflichtet wäre. Warum pikirst Du Dich denn überhaupt so auf mein Verhältniß zu Fräulein Hähnerl? Ich könnte ja außerdem noch andere haben.«

Lenerl bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und weinte heftiger.

»Ich habe Dich für vernünftiger gehalten,« fuhr Straniero ohne die geringsten Zeichen von Bewegung fort. »Hätte ich gewußt, daß es so kommen könne, ich hätte mich Dir wahrlich nicht genähert.«

»Erbarmen!« rief das Mädchen, flehend die Hände emporstreckend.

»Ich hatte in der That eine ganz andere Idee von Dir. Ich dachte, wir würden recht lange Freund bleiben und ich Dich später, durch eine reiche Parthie in den Stand gesetzt, unterstützen können.«

»Schweig!« rief sie mit Abscheu. »Ja, Du hast mich falsch beurtheilt, wenn Du glaubtest, ich würde je die Hand bieten, um Anderer Glück zu vernichten. Auch ich habe mich in Dir getäuscht, indem ich glaubte, Du, ein so eifriger Apostel des Sozialismus, müßtest nach Deinen streng humanen Begriffen Recht und Wahrheit vor allen ehren, und Dein Verhältniß zu mir, obgleich vor den Augen der Welt nicht durch abgenutzte Formen geweiht, wenn auch als auflöslich, dennoch auch als heilig betrachten.«

„Ich kann Dir auf das Alles nur erwidern, daß ich sehr bereue, dasselbe eingegangen zu sein. Ich war ein Esel, meine Zeit mit Dir zu verlieren.“

Lenerl weinte nicht mehr; ihr Gesicht hatte den starren Ausdruck einer Leiche, und nur das schwache Zittern ihrer bläulich-weißen Lippen verrieth den innern Kampf. „Ich werde vernünftiger werden — habe nur Geduld — Du sollst nächstens mit mir zufrieden sein, wenn wir uns wieder sehen,“ sprach sie dumpf und langsam, daß es wie eine Art unheilvoller Prophezeiung klang. Sie war während dessen aufgestanden und wendete sich nach der Thür.

„Ja, ich kann nichts dafür, daß Du alles von einer ganz falschen Seite auffassest,“ sagte er achselzuckend, ohne nur die geringste Bewegung zu machen, um sie zurückzuhalten oder zu beruhigen. Sie verließ das Zimmer. Er sah ihr gleichgültig nach, gähnte laut, sobald sie die Thür geschlossen hatte, und streckte sich wieder in seine frühere behagliche Lage auf den Divan, indem er gleichzeitig seine Pfeife, die er fortwährend gedampft hatte, in etwas lebhaftern Brand zu bringen suchte.

Die Probe war zu Ende und Lenerl verließ das Theater, ohne zu wissen, was oder wohin sie eigentlich wollte. So kam es, daß sie einen von dem nach ihrer Wohnung führenden Wege ganz verschiedenen einschlug. Als sie so, ohne auf irgend etwas um sich her zu achten, forteilte, berührte plötzlich eine ihr bekannte Stimme ihr Ohr, die sie in ihrem veränderten Kostüm nicht gleich erkannt hatte, und die sie demüthig um ein Almosen ansprach.

„Du!“ rief das Mädchen mit einem unendlich schmerzlichen Gefühl des Vorwurfs.

„Lenerl?“ entgegnete Manon auch ihrerseits mehr bewegt, als überrascht. Obgleich ein roher Charakter, so hing sie doch an dem Kinde, das sie sich erzogen, auf das sie ihre Wünsche und Hoffnungen gebauet hatte.

„Es geht Dir also sehr schlecht?“ sagte Lenerl.

„Bitter schlecht. Aber so kommt es, wenn man sein Brod mit Andern theilt und auf die Kinder hofft.“

„Ich hatte Unrecht, ich sehe es ein.“

„Wirst Du endlich zu Dir kommen von Deiner Verrücktheit?“

„Ich bin davon zurückgekommen,“ antwortete sie tonlos.

„Ach so, der Glaube ist Dir endlich in die Hand gelaufen. Der nichtswürdige Störenfried hat sich entlarvt. Ist's nicht so?“ Lenerl lehnte sich bebend an die Mauer des Hauses, vor welchem sie sich eben befanden. „Siehst Du, was ich Dir immer gesagt habe; aber man hatte keine Ohren; nun zitterst und jammerst Du, daß es einem im Herzen weh thut. Ja, Du warst eine Gans und weiter nichts, daß Du Dich erst mit einem solchen Menschen einließest.“

„Jetzt keine Vorwürfe mehr, es ist vorbei.“

„Ich will Dich ihn noch besser kennen lehren, den Nichtswürdigen. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn auch etwas näher zu beobachten. Da ich aber statt allen Dankes von Dir nur Grobheiten für meine Nachricht und Warnung erwarten konnte, so unterließ ich es, Dir etwas über ihn zu sagen. Ich dachte: laß sie sich die Hörner hübsch

selbst abhauen, sie wird schon noch zum Kreuze kriechen lernen. Er hat nämlich ein Liebesverständniß mit der Frau des Wechslers Bacher. Jeden Morgen, wenn der Gungel von Mann auf der Börse schwindeln ist, macht er seinen Besuch. Ich kann alles aus meiner Kammer beobachten. Es geht zwar gerade kein Fenster nach dem Hinterhause des Banquiers; da es mir aber in meinem Loche zu finster war, so habe ich einen Ziegel aus dem Dache genommen, und so die Aussicht nach jenem Hofe und sogar in ein Zimmer der gnädigen Frau, in dem sie sich immer mit dem Maler aufhält. Das ist eine Zärtlichkeit, ein Händeküssen und Lecken. Vorgestern stand sie mit ihm am Fenster, als er ihr eben einen Ring vom Finger zog. Du darfst nur mitkommen und Du kannst die Liebesrollen täglich sehen."

"Ich bitte Dich, schweig, wenn Du mich nicht morden willst. Nenne seinen Namen nicht mehr, bis ich selbst von ihm spreche."

"Nun, wenn es Dir gar so schrecklich ist, so kann ich auch schweigen," sprach das Weib mit einem fast mitleidigen Blicke auf das leidende Mädchen.

"Verzeihe mir mein störrisches Wesen, wir wollen wieder zusammenleben. Sobald der Monat um ist, sorgst Du für eine andere Wohnung; denn dort, wo er so oft geht, mag ich nicht hinkommen."

"Du bist mein braves Mäderl. Wenn Du Dich mit ihm eines Andern besonnen hast, so sehe ich nicht, warum ich nicht alles vergeben und vergessen sollte?" rief Manon, ihr erfreut die Hand schüttelnd — die größte ihrer Liebkosungen.

„So komm jetzt mit mir nach Hause, ich will Dich wenigstens mit dem Nöthigsten versorgen.“

„Ach ja, mich hungert sehr. Ich habe noch nicht einen Heller eingenommen.“

„Du sollst nicht mehr betteln.“

„Ich werde mich wahrlich nicht darnach reißen, ich habe nie Geschmack daran finden können. Wenn wir eben erst ruhig wieder beisammen sein werden, so müssen wir auch darauf denken, jenem Wichte einen tüchtigen Schabernack zu spielen. Wie wär's, wenn wir ihm den Mann auf den Hals hetzten?“

„Nein, sie muß dieselbe Erfahrung machen, wie ich; sie muß von ihm betrogen, verhöhnt und verlassen werden, wie ich; das wird sie mehr schmerzen, als alle Vorwürfe ihres Mannes, als alle Schmach. Ein pflichtvergessenes Weib scheint mir nicht sehr empfindlich gegen Schande. Laß sie ihren Weg gehen, bis der Götze sich auch für sie in einen Teufel verwandelt. Dies sei ihre Strafe. Aber an ihm will ich mich rächen, unerhörte Rache will ich nehmen. Wie? noch weiß ich's nicht. Doch das wird sich finden. So klein, so elend ich auch jetzt bin, es wird sich finden. Ich werde einzig durch und für diesen Gedanken leben.“

„Recht so, mein herzhaftes Mäderl, das laß ich mir gelten.“ Sie nahmen beide ihren Weg nach Lenerls nicht sehr ferner Wohnung.

Zweites Kapitel.

Seit einigen Monaten war mit Frau v. Merzelius eine bedeutende Veränderung vorgegangen: das Trauergewand war gefallen und an dessen Stelle waren die elegantesten Toiletten getreten; die Wittwenthränen waren versiegt und an die Stelle der Seufzer waren Lachen und Scherz getreten. Witz und Laune sprudelten, wie ehemals, von ihren Lippen; sie sah und besuchte Gesellschaften: kurz sie war wieder die neckende, geistreiche Margot von ehemals. Sogar bis auf ihr Verhältniß zu Straniero hatte sich die glückliche Metamorphose erstreckt. Er erfreute sich seit einiger Zeit aller Rechte und Begünstigungen eines Hausfreundes. Stephania hatte durch diese freundliche Annäherung einen ihrer liebsten Wünsche erfüllt gesehen. Sie bot ihr Gelegenheit, den geliebten Mann täglich in ihrer Nähe zu haben, und enthob sie des Schmerzes, sich in ihm durch scharfe, beißende Bemerkungen verletzt zu fühlen, was ihr früher so oft begegnet war. Wie es jedoch mit den meisten Wünschen und Hoffnungen geht, die Wirklichkeit erschien ihr schon nach kurzer Zeit ganz anders, als jener gehegte Lieblingsgedanke. Ein Blick in ihr Tagebuch wird uns näher darüber belehren.

Am 10. Juli 1848. Bin ich denn eines jener erbärmlichen Geschöpfe, deren Seele sich nur von Argwohn nährt und von Galle? O nein, nein, ich war ja sonst immer vertrauensvoll wie ein Kind. Der Gedanke an die Bosheit der Menschen erschien mir wie eine Mythe aus fernen schlimmen Tagen; ich sah Wahrheit in jedem freundlichen Blicke, ich hörte sie in jedem herzlich tönenden Worte. — Wie hätte ich von Täuschung und Falschheit wissen sollen bei meinem Vater, bei dem strengen, ernsten Manne der Wahrheit und bei dem biedern Temsrod? — Bei ihnen war alles klar und rein, wie das Licht der Sonne. Nein, der Gedanke an Trug und Täuschung war mir fern, so lange ich bei ihnen lebte. Daß ich ihn kennen mußte! — Wie kommt der Entsetzliche in meine Seele? — Doch deuten nicht so viele Symptome auf ein innigeres Verhältniß zwischen Paul und Margot? Ihre plötzliche und entschieden günstige Umstimmung für ihn; ihre frohe Aufregung in seiner Anwesenheit; Paul's fast ungetheilte Aufmerksamkeit für sie, das sichtliche Streben, ihr zu gefallen. — Mein Kopf verwirrt sich, wenn ich das alles zurückdenke. Und doch blendet mich keine Eifersucht. Wie herzlich habe ich mich erst dieses freundlichen Einverständnisses gefreut. Nur der fast unabweisbare Augenschein weckt meine Zweifel an Paul's Charakter. Wenn er fähig wäre, mich zu hintergehen, mich zu verrathen für eine Andere! Diese Täuschung würde mir das Leben kosten. Ich könnte mich nie über den Schmerz erheben, einen Dämon in Seraphsgestalt geliebt zu haben. Wie aber, wenn ich mich dennoch selbst täuschte, mir Gespenster schüfe,

wo nur die harmlose, heitere Sprache der Freundschaft geführt wurde? Wer mich davon überzeugen könnte! Ich würde ihn anbeten, wie Gott.

Am 28sten. Wie sehr ich mich auch gegen meine finstere Ahnung sträube, sie wird immer deutlicher in mir. Tausend kleine, nur dem Auge der Liebe erkennbare Merkmale rufen sie jeden Tag stärker in mir hervor. Woher noch Zweifel nehmen? frage ich mich oft trostlos, wenn ich aus seiner und Margot's Nähe abgemartert in mein Zimmer trete. Ein Jahrzehend meines Lebens gäbe ich oft für einen kleinen Zweifel. Ich kann fast keinen mehr in mir finden, all' mein Bischen Scharfsinn ist erschöpft. Ich habe mir schon so viel gesagt; aber was vermag das alles gegen eine Wahrscheinlichkeit, wie sie vor mir steht. O dieser Mann! dieser Schreckliche! Wer hieß ihn sich mir nähern in dieser würdevollen Haltung, mit der Sprache eines edeln Mannes! Er wußte sehr wohl, daß nur diese ihm Eingang verschaffen konnten in mein Herz. Wie wird die schwere Frage sich lösen? Mir ist durch mein Zartgefühl selbst jeder Schritt für die Entscheidung derselben versagt. Ich muß dulden und schweigend harren, bis die Zeit ihr allhellendes Licht über dieses finstere Geheimniß verbreitet. Und Margot, was könnte er mit ihr wollen? Sollte er sich an ihr rächen wollen wegen ihres ihm früher gezeigten Stolzes? Eine wahre Neigung für sie ist, wenn er mich täuschen konnte, wenigstens nicht denkbar. Wenn ich Wahrheit sehe, so fürchte ich, sie geht derselben trüben Erfahrung entgegen, wie ich. Es wäre entsetzlich, wenn er das edle Wesen durch seine ihm zu Gebot

stehenden Künste an sich zu fesseln suchte, damit es einst durch seinen Uebermuth, seine Charakterlosigkeit namenlos leide. O, könnte ich ihr diesen Schmerz ersparen! Es liegt ein zu tiefes Weh darin, plötzlich die als Dämonen zu erkennen, in denen wir den Inbegriff aller Göttlichkeit erblickten, die uns theurer waren, als alle Güter der Welt. Aber wie sollte dies geschehen? Wie sollte ich warnen? Sollte ich mit ihr, da sie sich vielleicht auflöſ't, über meine Beziehung zu Paul sprechen? Dagegen sträubt sich mein Stolz. Ich würde mir zu elend vorkommen, müßte ich mein Elend bezeichnen. Früher schon habe ich mir Vorwürfe über mein Schweigen gegen sie gemacht, und doch war ich so glücklich durch dieses Schweigen. Mir war immer, als müsse in diese seligsten Herzensgeheimnisse nur der eigene Gedanke und der Himmel mit seinen Sternen blicken. Was hätte ich auch sagen sollen? Bei der Unentschiedenheit meiner Familienverhältnisse konnte ich den mich an Paul knüpfenden durchaus keinen bestimmten Ausdruck geben. Wer weiß, wie sie meine Mittheilung aufgefaßt hätte; wie sie dieselbe heut' betrachten würde? — Sie aber wird sich eben so wenig gegen mich öffnen; sie hat, wenn sie Paul wirklich nahe steht, dieselben Gründe zum Schweigen, wie ich. Möchte das Geschick mir vermittelnd beistehen. Nur ich will die Unglücksprophetin nicht sein.

Drittes Kapitel.

Herr Hähnerl hatte in Hinsicht auf die Deputirtenkandidatur nicht verfehlt, sich am nächsten Versammlungstage des Vereins mit Bernetti in das bewußte Lokal zu begeben, um dort seine Vorzüge als Politiker und Staatsbürger, mit einem Wort, seinen Liberalismus leuchten zu lassen, was allerdings nur auf sehr bescheidene Weise geschehen konnte, da ihm sein unentwickeltes Rednertalent bis jetzt noch keine erfolgreiche Unterstützung bot. Er spekulirte aber auch gar nicht darauf; sondern hatte sich vorgenommen, wann es sich thun ließe, den Wein für sich auf Werbung zu schicken und dabei einige Dukaten nicht anzusehen, eine bequemere, wenn auch etwas kostspielige Manier, die ihm in der That bald recht vielversprechende Aussichten eröffnete. Er hatte dabei, wie wir wissen, Gelegenheit, Meister Gherardo's Vortrag zu hören, den wir hier folgen lassen, und von dem er im Grunde seines Herzens eben nicht viel mehr erbaut war, als durch den von Corvin gehaltenen.

„Mitbürger!" begann Gherardo, als er seinen Platz auf der Tribüne eingenommen hatte, „fast könnte es anmaßend

scheinen, daß ein schlichter Mann, wie ich, mit öffentlicher Ansprache vor Sie zu treten wagt; doch der Gegenstand, über den ich zu Ihnen sprechen will, ist ein so naheliegender, daß wohl Jeder, welcher Klasse der Gesellschaft, welchem Bildungsgrade er auch angehöre, von demselben durchdrungen sein muß. Dies ermuthigt mich in meinem Vorhaben.

„Das Rechte, das Recht, meine Herren, sind Worte, die jeden Augenblick unser Ohr berühren, deren Wichtigkeit aber von uns im Allgemeinen nicht in gebührender Weise erkannt wird. Dessenungeachtet sind sie sowohl in Bezug auf Individuen, als auf die Allgemeinheit, von so hoher Bedeutung, daß eine nähere Erörterung derselben ganz geeignet erscheint. Zunächst die Frage in objektiver Beziehung: 'Was ist das Rechte?' — Es ist das in der Vernunft Begründete, auf persönliches und Gemeinwohl Abzweckende, das harmonische Verhältnisse Schaffende und Förderndc. Nach dieser Definition kann es auch für den Beschränktern nicht schwer sein, für sich und Andere die Pflicht zu erkennen, dasselbe zu üben; das heißt, sein Denken und Wollen auf das Vernunftgesetz zu basiren, sein Streben darauf zu richten, für sich und für die Allgemeinheit angenehm übereinstimmende Zustände zu begründen. Leider kümmert man sich in unserer Zeit so wenig um das Rechte, daß man häufig nicht einmal nach dessen innerer Natur fragt, und am allerwenigsten an die Anerkennung einer daraus hervorgehenden Pflicht denkt. 'Was ist gleichzeitig wahr und wohlthuend in seinen Wirkungen auf die Gesellschaft und das Individuum?' Nicht dies ist die in unserer Zeit herrschende Frage. 'Was gewährt dem Ich im Augen-

blick die umfangreichsten Vortheile?' rufen die Meisten sich zu, indem sie ihre Blicke lauernd und gierig umherwerfen und nachdem sich ihnen bietenden Ziele des Eigennutzes mit allen ihren Kräften und Mitteln hinstreben. Die Meisten handeln einzig für das individuelle Interesse, ohne das Bestehen und Gedeihen der Gesammtheit irgendwie zu berücksichtigen oder damit in Verbindung zu bringen. Einzig auf dieses persönliche Interesse richtet sich die Spekulation, das Raffinement der Intelligenz. In dieser Einseitigkeit des Strebens liegt aber der Grund all' unserer sozialen Zerwürfnisse, all' unseres Elends. Die Selbstsucht beherrscht, sie tyrannisirt, sie richtet die Völker zu Grunde. Alle Nationen, die wir in der Geschichte sinken sahen, sind durch den Egoismus gesunken; das mögen sich jene Herren merken, die auf denselben neue soziale Systeme zu gründen beanspruchen. Die Selbstsucht, der leidenschaftliche blinde Trieb für die Hervorhebung des Ichs, hat der Menschheit noch keine guten Früchte getragen, kann sie nicht tragen. Man stelle eine Masse Wesen, vom ausgeprägtesten Eigennutz beseelt, fremd neben einander, jedes, mit allen seinen Fähigkeiten rücksichtslos für sich den möglichst größten Besitz und Genuß erstrebend, und man wird mit Entsetzen den Kampf mehr als thierischer Leidenschaften erblicken; man wird die schlauere Niederträchtigkeit sich unter allen Gestalten erheben und das frechste Verbrechen auf dem Gipfel der Macht sehen. Unsere gegenwärtigen Verhältnisse bieten uns ein dieser Schilderung ziemlich gleichkommendes Bild. Wir haben ein sogenannt — legales Raubstaatssystem, das die von Tripolis und Tunis

weit hinter sich läßt, und gegen das die Wegelagerung der mittelalterlichen Aristokratie und die kühnen Züge der italischen Räuberbanden als plumpe, wahrhaft kindische Stümpereien erscheinen. Bei uns hat alles einen so feinen, decenten Anstrich; Gaunerei und Betrug sind, wo es sich nur irgend thun ließ, legalisirt, privilegirt und kanonisirt, und kokettiren gar zu gern im schwarzen Frack, Uniform oder Talar. Die Regierungen, sie bedienen sich vollends für ihre tours de passe-passe und Eskamoterien fast ausschließlich der gesetzlichen Form, und ihr großartiger Saugeprozeß vollzieht sich auf die pomphafteste und regelmäßigste Weise unter Aufsicht von Gensd'armes und Militär, das stets bereit ist, ihre Wünsche — respektive Gesetze — durch Kanonendonner zu verkünden; nur selten, nur wegen sehr entscheidender Staatsstreiche verlassen sie die Kunststraße des Gesetzes, um durch einen kühnen Salto schneller zum Ziele zu gelangen. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß sie auch selbst dazu durch die Gnade Gottes autorisirt sind. Sie mögen durch diese Gnade Gottes Städte einäschern, Bevölkerungen niedermetzeln lassen, den Bürgerkrieg entzünden und die Nationen an den Bettelstab bringen. Wer fragt da nach dem Rechten? Die Losungsworte des Tages sind Besitz und Macht. Wir sehen in allen Lebenskategorien die unglücklichen Konsequenzen und Resultate der herrschenden Selbstsucht: politisches, soziales und Familienleben, alles wird durch den Egoismus entweiht und untergraben. Die empörende Handlungsweise, die offenen rechtsverhöhnenden Gewaltthaten der die Gesetzesmacht usurpirenden höchsten Staatsbehörden, das rücksichtslos feindliche

Auftreten der Besitzenden gegen die nichtbesitzende Klasse und täglich sich häufendes Elend und Verbrechen sind, als schrecklicher Beweis der herrschenden Rechtsverachtung, vor unsern Augen. Wir erwähnen nicht des Kummers, der Thränen, die diese Rechtsverachtung im Verborgenen fließen macht, indem sie die innigsten, heiligsten Verhältnisse wie ein schmerzlich tödtendes Gift durchdringt. Es ist unmöglich, uns über unsern sittlichen Standpunkt ferner zu täuschen und in demselben nicht den Grund alles über uns hereinbrechenden Mißgeschickes zu erblicken. Wir stehen an einem furchtbaren Entscheidungsmomente, neben dem der Fall der Griechen und Römer, und die ihm folgenden Katastrophen wie matte Schattenbilder erscheinen dürften. Schon ist die Rettung schwer, und es bedarf eines schnellen kräftigen Aufstrebens zur Erhebung. Es muß von denen, welche die Massen und Verhältnisse überschauen, mit aller Energie dahin gearbeitet werden, daß die Idee des Rechten, Vernunftgemäßen, Allbeglückenden, das Denken und Sein der Völker durchdringe. Wir wiederholen: es giebt, es kann keine heilbringende Reform der sozialen Zustände, keine politische Selbstständigkeit geben, ohne sittliche Würde der Nationen, eben so wenig, als unter einem wahrhaft geistig-sittlich gebildeten Volke Despotie möglich ist. Nur wo es Sklavenseelen giebt, mögen Tyrannen herrschen. Rom war groß und frei, als die Gracchen und Scipionen für den Ruhm und das Gedeihen der Republik wirkten, es sank von dem Gipfel seiner Macht, und es wurde ein Raub der Barbaren, sobald es fähig war, übermüthige Cäsaren zu vergöttern.

„Wenn wir das Rechte als das mit der Vernunft Uebereinstimmende, Wohlfahrtbegründende darstellten und daher für uns die Pflicht zu dessen Ausübung herleiteten, so werden wir jetzt, zu dem laut- und begriffsverwandten Worte übergehend, uns mit dem Rechte beschäftigen.

„Sobald wir das in der Vernunft Begründete, das Gesammt- und Privatwohl Bezweckende erkennen und für uns die Verbindlichkeit zu dessen Verwirklichung übernehmen und erfüllen, dürfen auch wir von Andern beanspruchen, daß sie sich hinsichtlich unserer in ihrem Handeln in gleicher Weise äußern; dieser uns gestattete Anspruch heißt Recht. Daß sich dieser Anspruch in verschiedenen Verhältnissen unter eben so verschiedenen Modifikationen darstellt, ist natürlich. Wir werden jedoch hier von allen diesen Abweichungen abstrahiren und uns lediglich an die allgemeinsten Formen halten. Die erste derselben ist unbedingt die Berechtigung jedes Geschöpfes zum Dasein und Bestehen, welche die Natur dadurch aussprach, daß sie es ins Dasein setzte, und nur nach dem Vernunftgesetz, d. h. zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, darf der Mensch sich erlauben, über die leblosen Dinge zu verfügen. Die Vernunft eben macht ihn zum höchsten Wesen der Erde, zu ihrem Herrn; ohne ihre Entwickelung ist er nichts anderes, als deren begabtestes Thier. Was ihn in Bezug auf seine Ansprüche betrifft, so lassen sich dieselben ebenfalls in das Recht zusammenfassen, zu sein, weil er ist, und in diesem Sein die möglichst glückliche Ausbildung seines Wesens und seiner Verhältnisse zu erreichen. Da dies das ihm von der Natur gesetzte Ziel seines Daseins ist, so ist er auch

berechtigt, unbehindert an dasselbe gelangen zu können. Er hat das Recht zu fordern, daß ihm diese Möglichkeit in allen Anstalten der Gesellschaft nicht nur unverkümmert bleibe, sondern daß er durch dieselben in der Erreichung seines Lebenszweckes thätig unterstützt werde. Er hat dem zufolge das Recht auf Erziehung: er darf beanspruchen, daß während seiner erstern Lebensjahre seine Ausbildung auf das sorgfältigste geleitet und nach dem Maße seiner Anlagen ausgedehnt werde, und daß ihm auch in späterer Zeit die Mittel geboten werden, seinen Geist fort zu entwickeln. Daß ihm dieses Recht durch unsere jetzigen gesellschaftlichen Institutionen nur höchst mangelhaft gewährt ist, bedarf keiner besondern Hervorhebung. Man wird uns hier zurechtweisen wollen, uns die statistische Tabelle vorhalten und auf die große Anzahl der Bildungsanstalten deuten. Wir müssen jedoch in Bezug auf diese Bildungsanstalten selbst bemerken, daß sie mehr auf Gedächtnißübung und Verstandesbildung abzwecken, als auf eine allseitige Entwickelung des menschlichen Wesens. Ihnen fehlt die Fähigkeit, in ihren Zöglingen ein höheres, edles Geistesleben hervorzurufen. Wo dasselbe sich dennoch manifestirt, ist dies wahrlich nicht das Ergebniß ihrer Anlage und Wirksamkeit im Allgemeinen, sondern nur der Genialitat eines Lehrers oder Schülers. Sie sind meist nur auf Fachbildung berechnet, um der Gesellschaft nicht eben gerade sittlich-schöne Charaktere, Menschen, Weltbürger im edelsten Sinne des Wortes, sondern Techniker oder Gelehrte zuzuschicken. Der beredteste Ankläger gegen sie ist die steigende Demoralisation. Alle mißlichen Verhält-

nisse lassen sich am Ende auf Erziehungsfehler zurückführen; sogar die politischen. Würde die Jugend für ein selbstständiges Staatsbürgerthum herangebildet, so hätten wir selbstständige Staatsbürger und natürlich eine ganz andere Verfassung und Verwaltung. So aber kommt es all' diesen arbeitenden und angestellten Leuten noch ganz fremd vor, das: „L'état, c'est moi“ Ludwigs des Vierzehnten von jetzt an in: „L'état, c'est nous“ zu übersetzen. Welch' außerordentlichen Vortheil haben wir denn von unseren großartigen einseitigen Bildungsanstalten? Wir haben Industrielle, welche die Kräfte Anderer zu nützen verstehen, um ihren Beutel zu füllen, excellent wuchernde Spekulanten, kluge Heuchler, die nach Aemtern schleichen, die Christum, ja das Heil der Welt, für neun und zwanzig Silberlinge oder für einen Orden verkaufen würden. Da ist keine Erhebung zu großen weltbeglückenden Ideen; da klebt jedes kleinliche Ich an der Scholle, die in ihrem Bestehen zunächst und am besten das seine begründet. In der Masse des Volkes allein, also bei weniger umfangreicher intellektueller Bildung, findet sich der Sinn für das wahrhaft Große und Erhabene weit häufiger, während dies bei den höheren Ständen nur ausnahmsweise der Fall ist. So ungenügend die Lehranstalten sich aber auch erweisen, so ist dieser Mangel noch immer nicht ihr einziger Fehler. Der wenigstens eben so große ist, daß sie exklusiv sind. Statt, wie es das allgemeine Recht und die Humanität will, Jedem die Möglichkeit zu bieten seinen geistigen Fähigkeiten die erreichbarste Ausbildung zu geben, gestatten sie diesen Vortheil nur dem Begüterten; der Mittellose

wird kaum mit den nöthigsten Kenntnissen versehen, an's Joch der harten Arbeit getrieben, und hätte er den Geist eines Aristoteles, indeß sich der besitzende Schwachkopf auf einem angenehmen Standpunkte brüstet. Wie unzulänglich ist also im Ganzen das für die Ausbildung Geschehende, wie wenig entsprechend dessen Resultate. Nur einem sehr geringen Theile der Bevölkerung werden die Mittel zu einer umfassendern Geistesentwickelung geboten, dem, der sich durch Geld oder Privilegien in deren Besitz setzen kann, während doch Jeder nach dem Maße seiner Kräfte dazu berechtigt ist. Es ist höchst inhuman, ganze Volksklassen, welche oft die hervorragendsten Capacitäten unter sich zählen, in ihrer Ausbildung zu beschränken und sie dadurch auf Standpunkte zu bannen, die sie bei einem vollständigern Unterricht weit überflügeln würden. Die Civilisation hat also, wenn sie ihren Namen in Zukunft nicht usurpiren will, dieses Mißverhältniß bei ihrem nächsten Fortschritt auszugleichen.

„Wenn ferner jeder Mensch die Pflicht hat, für sein eigenes Bestehen und für das der Allgemeinheit zu wirken, so hat er ebenfalls das Recht zu fordern, daß auch ihm die zum Leben nöthigen Mittel garantirt werden. Dieser Anspruch kann seine Befriedigung nur in der Weise finden, daß ihm die sozialen Institutionen die Gelegenheit bieten, sich durch seine Thätigkeit in den Besitz dessen zu setzen, was zur Erhaltung und zu einer frohen Empfindung desselben erforderlich ist. Die Natur hat, indem sie die Erde mit einer so ungeheuren Produktivität und solchem Reichthum ausstattete, diese Berechtigung des Menschen

sichtlich anerkannt. Sie schuf ihn, damit er sei, lebe — daß er sich im Leben entfalte nach dem Verhältniß seiner Kräfte; sie hat auch dem von ihm bewohnten Planeten alles dazu Nöthige vorgesehen. Der vernunftgemäße Zweck der Gesellschaft ist und kann natürlich ebenfalls kein anderer sein, als dem Menschen die Möglichkeit zu bieten, seinem Dasein die glücklichste Gestaltung zu geben. Was dem Individuum allein zu schwer, unerreichbar sein würde, das soll sie verwirklichen. Die verschiedenen Fähigkeiten, Kräfte, Neigungen und Bedürfnisse erregen ein wechselseitiges Streben, sie schaffen ein Füreinanderleben, indem Jeder eine Erleichterung in dem Verfolg seiner Zwecke und ein entsprechendes Thätigkeitsgebiet findet. Der Zweck, welcher der gegenwärtigen Gesellschaft zum Grunde liegt, scheint dem Beobachter freilich ein anderer. Bis jetzt hat es das Ansehen, als bestehe sie nur deshalb, damit der größte Theil des Volkes bei harten Entbehrungen arbeite, um Wenigen die Mittel herbeizuschaffen, ihre Zeit in Nichtsthun und Genuß hinzubringen. Wer eben die Macht hat, reißt Gewinn an sich, ohne die gebührend zu berücksichtigen, durch deren Wirksamkeit er hauptsächlich in dessen Besitz kam. Die Industrie blüht hinsichtlich der Produktivität und der Vollkommenheit der Produktionen, es geht durch fleißige Hände viel Schönes aus ihren Werkstätten hervor; aber der Wohlstand sinkt dabei von Jahr zu Jahr; die Stadtviertel, in denen das Elend in allen Gestalten wüthet, gewinnen mehr und mehr an Ausdehnung; die Armenverpflegungsanstalten werden immer unzulänglicher. Woher dieses widersprechende Ergebniß? Wir antworten:

aus der falschen Anlage der sozialen Einrichtungen. Es kann kein anderes sein, so lange die Gesellschaft das Individuum als Herrscher über der Gesammtheit duldet, so lange sie gestattet, daß es beanspruche, daß ihm die Vortheile einer Gesammtthätigkeit zufallen, ohne daß es sich selbst dieser Gesammtheit mit seinem Vermögen und Streben verpflichte. Daher kommt die industrielle Tyrannei, die nicht weniger knechtet, als die politische, weil sie die ersten Hülfsquellen des physischen Lebens beherrscht. Diese Zwingherrschaft des Individuums muß aber aufhören, wenn unsere sozialen Zustände sich verbessern sollen. Nicht Personen dürfen länger herrschen, sondern edle Grundsätze, große Ideen müssen in Zukunft die Basis aller Verhältnisse bilden; sie, der Ausdruck des gesammten Geisteslebens, dürfen allein auf das Einzelwesen sowohl, als auf die Allgemeinheit einen bestimmenden Einfluß üben. Nicht Agioteurs, Spekulanten, noch weniger Entrepreneurs, dürfen fortan Millionen Menschen mit ihrem Wohl und Weh anheimgegeben sein, die berufen sind, als thätige Glieder der Gesellschaft bei den sozialen und industriellen Einrichtungen das entscheidende Wort zu sprechen. Die Gesammtheit muß die Führung der ökonomischen und industriellen Angelegenheiten übernehmen; sie muß zuvörderst in den Besitz ihres Rechtes treten, ehe sie dem Einzelnen den Rechtsgenuß garantiren kann, durch den er seinem Streben die Mittel geboten sieht, sich auf seinem sozialen Standpunkte des Wohlseins zu erfreuen. Dieser Rechtsbesitz wird sich durch die Assoziation verwirklichen; sie wird die soziale Reform vollbringen. Sie ist der Punkt, auf den

der Humanist seine Thätigkeit zu richten hat. Es sind in dieser Hinsicht bereits hier und da Anfänge gemacht, die in ihren bisherigen Erfolgen zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, um so mehr, da sie im Kampfe mit schweren Hindernissen ins Leben traten. Sie verdanken ihr Entstehen nur dem Streben der ärmeren, arbeitenden Klassen, die sich durchaus nicht im Besitz der nöthigen Mittel befinden, die solche Unternehmungen erleichtern und fördern würden. Ohne Kapital, denn die geringe, allerunentbehrlichste Anlage, die sie mit großen Opfern aus ihren Ersparnissen aufbringen, ist wohl nicht hoch anzuschlagen. Desto mehr aber sind es die Fonds in gutem Willen, Energie, technischer Tüchtigkeit und Rührigkeit, die sie bei Unternehmungen einsetzen, bei denen sie sicher sind, den verdienten Lohn ihrer Thätigkeit zu erhalten. Wenn unsere Kleinbürger, unsere ärmeren Handwerker nur erst den ganzen Segen solcher Anstalten kennen werden, gewiß, sie werden alles aufbieten, dieselben unter sich ins Leben treten zu lassen. Die Schwierigkeit, die sich ihnen im fehlenden Kapital entgegenstellen dürfte, werden sie, wenn sie nur ernstlich wollen, gewiß lösen, und bald werden sie bei einer streng rechtlichen Haltung Kredit finden. Auch die Industrie wird sich bei einem gemeinschaftlichen Betrieb noch bedeutend heben, weil sie durch das Zusammenwirken so vieler Kräfte und Intelligenzen für eine Aufgabe, eine immer entsprechendere und vollkommnere Produktion zur Folge haben muß, als wenn der Einzelne, oft weniger in seinem Fach Vollendete, für sich arbeitet. Ein anderer Vortheil ist der einer erhöhten Thätigkeit. Während jetzt mancher

Lässige, sich selbst überlassen, in Liederlichkeit und Noth versinkt, wird er, der Gesammtheit verpflichtet, von ihr gehalten und angeregt, überzeugt, stets für seine Arbeit das ihm Gebührende zu erhalten, rüstiger streben und seine Ehre in der Anerkennung seiner Genossen finden. Bis jetzt also garantirt die Gesellschaft dem Menschen den Genuß des Rechtes, sich durch sein Streben eine ihm angenehme Stellung in ihr zu gründen, nicht, sie kann ihm denselben in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht garantiren. Sie soll und muß es aber in Zukunft, und sie hat deshalb unverzüglich die geeigneten Schritte zu thun, wenn sie sich nicht der Gefahr furchtbarer Katastrophen aussetzen will, nach denen ihr eine Erhebung zu besseren Zuständen weit schwerer werden könnte. Diese Katastrophen nahen. Wir blicken mit Entsetzen in eine Zeit, wann Pauperismus und Verbrechen in ihrer weitesten Ausdehnung einst mit dem Henkerbeil als Vorkämpfer einer sozialen Umgestaltung auftreten werden mit dem Fluch der Verläugnung alles Heiligen und Großen. Noch ist es Zeit, diesen Schreckensmoment abzuwenden; noch kann die soziale Reform an die Stelle der Revolution treten. Kein Jahrzehend geht jedoch mehr hin, und es ist zu spät. Das mögen die Herren vom Status nur bedenken, die als privilegirte Blutsauger die Lebenskraft der arbeitenden Klassen in ihre Wänste schlucken. Ihre Verblendung dürfte schon durch ihre Söhne gebüßt werden. Zum Heile ihrer eigenen Enkel mögen sie jetzt noch die Hand und die Mittel zu einer friedlichen Lösung der sozialen Frage bieten; denn sie würden sich täuschen, wenn sie dieselben mit ihrem

Besitzthum hinter einem tüchtigen Polizeisystem und einem Kanonenwall sicher wähnten, wie sie es im Augenblick noch sind. Was der entartete hungrige Mensch zu thun fähig ist, davon hat Frankreich in den neunziger Jahren eine kleine Probe gegeben, die sich im neunzehnten Jahrhundert zu einem noch fürchterlicheren Beweise leicht gestalten dürfte.

„Wenn aber die Natur, indem sie den Menschen mit so großen Anlagen und Fähigkeiten begabte, den Zweck und somit auch sein Recht auf geistige Ausbildung konstatirte; wenn sie, indem sie ihn in's Dasein setzte, sein Recht auf einen vernünftigen Genuß dieses Daseins aussprach, hat sie durch seine Befähigung und sein umfangreiches Thätigkeitsgebiet auch sein Recht begründet, die äußern gesellschaftlichen Verhältnisse zu gestalten und zu leiten. Er genießt dasselbe jedoch jetzt nur als Individuum, nicht als Gattung. So wie in den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen nur einzelne Besitzende und Bevorzugte die Möglichkeit einer höhern Ausbildung haben; so wie die Industrie sich ausschließlich in der Gewalt des Kapitals, d. h. der Reichen befindet, eben so ist auch die Regulirung der anderen gesellschaftlichen Angelegenheiten Einzelnen anheimgegeben, solchen Einzelnen, die List, Kraft oder Glück genug haben, sich derselben zu bemächtigen. Wir bezeichnen die äußere Gestalt der Gesellschaft durch das Wort Staat. Es bedarf keiner besondern Argumente, daß der Staat, die Erscheinung der gesellschaftlichen Verhältnisse, als Resultat des gesellschaftlichen Zusammenlebens und Wirkens, also ungetrennt von der Gesellschaft gedacht werden

muß, denn Menschen können ohne Staat sogar in Gesellschaft leben; aber kein Staat ist ohne Menschen denkbar. Die Machthaber freilich, die sich die oberste Leitung der äußern gesellschaftlichen Verhältnisse anmaßten, haben eine andere Ansicht vom Staate. Sie meinen, er sei nichts weniger, als ihr Ich, oder dieses sei wenigstens der Centralpunkt all seiner Lebensthätigkeit; in diesem Ich liege der Beruf und die Macht über und in ihm nach Willkühr zu schalten. Ein solches Verhältniß ist aber ein Privatverhältniß, ein Verhältniß des Eigenthümers zur Sache; ein solches Institut ist Privatunternehmen, das Unternehmen eines Einzelnen, und heißt wegen der Unbeschränktheit des Vorstehenden Despotie. Ein wirklicher Staat ist ein solcher, in welchem die Gesammtheit alle Verhältnisse nach ihrem Willen durch von ihr ausgehende Gesetze regelt und bestimmt. Er ist bis jetzt in seiner Reinheit nur im Ideal vorhanden. Die bürgerliche Verfassung Amerikas kommt ihm am nächsten. Was die europäischen konstitutionellen Staaten betrifft, in denen die Gesammtheit neben dem über den Angelegenheiten stehenden Individuum, Kaiser, König oder Herzog genannt, auch noch etwas zu sagen haben soll, so ist diese theilweise Volksberechtigung nichts, als eine Fata Morgana, eine optisch-diplomatische Täuschung. Die durch das oft sehr knappe Wahlgesetz berechtigten Bürger wählen allerdings nach den erbärmlichsten Partheiumtrieben Vertreter ihrer Partheiinteressen; die Kammern treten zusammen und ergehen sich in kostbaren, endlosen Debatten; während die Fürsten ganz wie im eigenen Hause schalten, und die verantwortlichen Minister die unverantwortlichsten Rechtsver-

letzungen begehen lassen, welche die Volksvertretung zu einer Marionette herabwürdigen. Man jagt dieselbe wohl gar, wenn sie mißliebig ist, auseinander, macht einen salto mortale über alle Bedenken: Volksrechte, geleistete Garantieen rc. und oktroyirt ein Gesetz, eine Verfassung, wenn's darauf ankommt, von welcher jeder folgende Artikel immer seinen Vorgänger annullirt; mit einem Wort, man herrscht von Gottes Gnaden nach wie vor. Diese Herrschaft des Einzelwesens über die Masse, wie fest sie sich auch im Augenblicke widersetzen zu wollen scheint, welche Anstrengungen sie auch in diesem Sinne macht, sie ist für die Dauer unhaltbar. Je mehr die Völker zu Selbstbewußtsein und Kraftgefühl kommen, desto unmöglicher wird Despotie. In dem Maße, als die Nationen sich klar werden über ihre Bestimmung, die keine andere ist, als die einer selbstständigen glücklichen Lebensentwickelung, in dem Maße sie ihre Bedürfnisse und die Mittel zu deren Befriedigung erkennen, werden sie auch den Drang empfinden, diese Befriedigung in der Erreichung ihres Zieles zu erstreben; sie werden selbst hervortreten, sich ein Schicksal zu schaffen. Sie werden nicht mehr beherrscht werden; sie werden sich selbst beherrschen durch die Vernunft, durch das dem Volksgeiste entstammte Gesetz. Das Individuum, und nennte es sich ein fürstliches, es wird auf seinen natürlichen Standpunkt zurücktreten; es wird berechtigt, selbstständig in der Gesammtheit, aber nicht über ihr stehen. Das ist eben die schroffe Inkonsequenz der alten und vieler gegenwärtigen bürgerlichen Verfassungen, daß sie ein Einzelwesen mit aller, oder doch mit zu viel Gewalt bekleiden, und ihm in Bezug auf

Millionen gleich befähigter, gleich würdiger Wesen eine unumschränkte Freiheit des Willens und der That gewähren, so daß diese Massen, eben so, wie die sie bildenden Individuen für jenen obersten Zwingherrn nichts Anderes scheinen, als beliebig zu verwendende Werkzeuge. Diese Zeit dürfte jedoch bald gewesen sein. Die Menschheit schreitet fort in der Entwickelung ihrer Verhältnisse; sie wird die weitern Vollendungsschritte thun, das steht fest, wie ihr Leben selbst. Wo? — wann? — das sind Fragen, die auch der größte Geist nicht beantworten kann. Welche Völker auf der Bahn vorantreten werden, wer weiß es. Jedenfalls die, deren sittlicher Standpunkt sie dazu befähigt. Dem Anscheine nach wird der politisch soziale Regenerationsprozeß sich in Europa zunächst vollenden. Hier regen sich die Elemente am meisten, die heterogenen sondern sich schärfer als je; überall vernimmt man vom Einzelnen, so wie von den Massen, die ernste Frage nach dem Rechte und der Garantie von dessen Genusse. Wird diese Garantie von den noch bestehenden Autoritäten nicht geleistet, dann wird man sie sich selbst schaffen durch Institutionen, die dem Zeit- und Volksbedürfniß entsprechen, die jeden Staatsbürger ermächtigen, durch seinen freien Willen, seine freie That fördernd in das Staatsgetriebe einzugreifen — jeden, der sich im Besitz der nöthigen sittlichen und intellektuellen Fähigkeit befindet. Wer die Zeit sehen könnte, wenn man von tagenden Staatsbürgern, wie von Roms Senatoren sagen wird: 'Eine Versammlung von Königen sitzt zu Rath und Gericht.'“

Viertes Kapitel.

Es war Abend. Frau von Merzelius und Stephania waren allein. Die letztere, schon seit einiger Zeit leidend, ruhte in einem Lehnstuhl, den man auf ihren Wunsch in eine Fenstervertiefung gestellt hatte, wo sie fast verdeckt durch die langen Mousselinvorhänge, von allem im Zimmer Vorkommenden weniger berührt und belästigt wurde. Ihre Freundin aber saß an einem mehr im Hintergrunde des Zimmers befindlichen Tische mit Handarbeit beschäftigt. Plötzlich vernahmen die beiden Frauen von den äußern Gemächern her einen raschen bekannten Tritt; ein hastiges eigenthümliches Klopfen, das von der Ungeduld des Ankommenden zeugte, folgte und die Thür wurde geöffnet, ehe noch die Erlaubniß zum Eintritt ertheilt war.

„Was, ist Horatie da? Gott grüß, Horatie!“ rief Margot frohbewegt dem eintretenden Straniero entgegen.

„Guten Abend, schönste Schwester. Eure süße Hand. Wie, bist du munter?“ entgegnete der junge Mann traulich grüßend. Frau von Merzelius reichte ihm das feine aristokratische Patschchen.

„Danke, ich bin wohl, aber Fräulein Stephania ist leider ernstlich krank," sagte sie auf das Fenster deutend, wo diese sich befand. „Ich habe schon so viel gebeten, einen Arzt rufen zu lassen und sich zu Bett zu legen; aber die liebe Unart mag nicht hören."

„Sie scheinen in der That matt, Ihr Aussehen ist recht krankhaft verändert, fast zur Unkenntlichkeit," bemerkte Straniero mit leichtem Gruß und einem Tone, dessen ganze Kälte nur Stephania fühlte.

„Ihre gütige Theilnahme läßt Sie wohl das Uebel schlimmer sehen, als es ist. Diese kleine Schwäche wird gewiß bald vorübergehen," antwortete sie mild, aber ruhig, das blasse Gesicht zu ihm aufrichtend.

„So eigen ist sie, sie mag sich ihre Krankheit selbst nicht eingestehen, und doch strengt schon jedes Wort sie an. Legen Sie sich wenigstens zurück, Theure." Und Margot drückte Stephania's Haupt wieder sanft in die Kissen. Diese streichelte ihr mit einem Ausdruck von unnennbarem Schmerz und Liebe den weißen Sammtarm, den Frau von Merzelius um ihren Hals gelegt hatte, indem sie sich duldsam dem Gebot der Freundschaft fügte.

„Ich werde folgen, wie es einem wohlgezogenen Kinde ziemt; ich werde ganz still sein. Ich gehöre ja überdies zu denen, die durch Hören mehr gewinnen, als durch Sprechen," fügte sie lächelnd hinzu.

„Sie spotten."

„Nicht doch, theure Margot. Wie hätte ich in meinen einsamen Bergen irgend ein Unterhaltungstalent ausbilden

mögen. Mit Ihnen und Herrn Straniero, die so viel in der großen Welt leben, ist es etwas Anderes."

„In Bezug auf Frau von Merzelius können Sie Recht haben, mein Fräulein; denn ich hatte schon oft Gelegenheit, das Talent der gnädigen Frau zu bewundern. Talente aber sind im Menschengeiste ruhende göttliche Schöpferanlagen, durch die er sich über die Allgemeinheit erhebt," bemerkte der Maler mit einem Ausdruck, der auch wohl für leichte Ironie gelten konnte.

„Wo hast Du diese Spitzreden her? Deine Wortklugheit wird Dir übel bekommen," erwiederte Margot mit einer Art höchst komischen Zornes.

Um den geehrten Leser über das nun zwischen Straniero und Frau von Merzelius folgende Gespräch, das ihm vielleicht in seiner Zusammenstellung sonderbar scheinen dürfte, aufzuklären, sei es uns zu erwähnen gestattet, daß die genannten Personen sich häufig zum Scherz mit den Worten Anderer unterhielten. Ihre beiderseitige Belesenheit machte Ihnen diese Ausdrucksweise leicht und ließ sie im Augenblick die beliebigen Sätze finden. Vorzüglich gefiel sich, wie wir wissen, die geistreiche Margot in treffenden Citaten, die ihr außerordentliches Gedächtniß und ihre Kombinationsgabe hervorhoben.

„Gelten Meinungen Dir, oder die Wahrheit?" setzte Straniero die Unterhaltung fort.

„Wir sind Erzschurken Alle, traue keinem mehr von uns," meinte Shakespeare, lautete Margot's lakonische Antwort.

„Jetzt, meine Gnädige, nach der Rechnung Probe, sehe

ich, in der Welt sind nicht die Worte, sondern die Zunge Meisterin."

„Satt, matt, schal, kahl."

„Aber Empfindung, giebt es etwas Eigensinnigeres, Starrköpfigeres, mehr Wetterwendisches und Umwälzendes?" rief Straniero.

„Doch rief nicht ich, bei Gott, nicht ich zum Streite," eiferte die Dame.

„Willst Du Deinen Fuß auf meinen Nacken setzen?"

„Soll ich meine Freiheit im Damenbrett verspielen und Dein Sklav werden?"

„Leben und Freiheit aber im größtmöglichsten Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung."

„Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen für den Werther zum Schluß; je komischer, desto besser," spottete Margot.

„O Venus, schönste Fraue mein,
Ihr seid eine Teufelinne."

„Nicht jung genug, vor Götzen mich zu beugen,"

„Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug," unterbrach ihn seine Gegnerin.

„Gesetzt, ich schwiege ganz, wird man mich unter dieser Bedingung ruhig lassen?"

„Nein, das darf ich wahrlich nicht, denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn etwas gerettet werden kann, es durch mein Reden geschieht."

„Die Polemik war die Lust unseres Lessing."

„Seid deshalb nicht ungehalten, Ihr tugendhafter Republikaner."

„Nein, wahrhaftig nein. Ein Diamant schleift den

andern. Ein großer Genius bildet den andern, weniger durch Assimilation, als durch Reibung."

"In der That, welche kolossale Konsequenz!" rief Frau von Merzelius herzlich lachend. "Ich bin kein Gelehrter; ich gehöre nicht zu den 700 Weisen Deutschlands."

"Ganz wahr."

"Der Mensch liegt einzig im Gefühl. Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit. Und ich fürchte dieses Sehnen," setzte er leiser hinzu.

"Wollte Herrvater rathen, daheim zu bleiben," sagte Margot bedeutend.

"Weißt Du, was wahres Heil uns ist und wahres Weh? Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen," erwiederte er gleichfalls mit besonderer Betonung, die Stephania's Ohr nicht entging, eben so wenig, als der tiefere Sinn jener scherzhaft entlehnten Worte.

"Wer kann vorhersehen, wie es endet!" wendete Margot ein.

"Der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein, das sagt die praktische Vernunft. Die Vernunft aber ist die einzige Monarchie der Geisterwelt."

"Vergebens ist jedoch all' Euer Bemühen," entgegnete sie achselzuckend.

"Wir hatten muntere Weiber,
Wären sie nur zahmer gewesen!
Wir hatten kluge Weiber,
Wären sie nur holder gewesen!"

"Ich höre gar nichts mehr," hieß es kurz von Frau von Merzelius.

„Eben das, was Niemand zugiebt, Niemand hören will, muß desto öfterer wiederholt werden.“

„Was vermag die Stimme eines Weisen gegen den Gang der Natur und den Geist der Zeit?“

„Und ach, ich habe den Kopf verloren!“

„Das fängt an zu blämeln, zu flennen; das wird bescheiden.“

„Wißt Ihr nun, was in der Welt das Uebel ist?“ fragte Straniero.

„So zwischen zweien Himmeln hinzufliegen, dies Ziel ist Dir gesetzt.“

„Die Liebe ist der Terminus medius. Ich ist Verstand. Du Liebe; Liebe aber mit Verstand ist Geist; Geist aber die Totalität des Menschen,“ sprach der junge Mann schnell und gedämpft.

„Wir könnten viel, wenn wir zusammen ständen.“

„Der Starke ist am mächtigsten allein. Laß an die verlorne Zeit Dich mahnen.“

„Die Bitte ist der Imperativ der Liebe,“ flüsterte Straniero.

„Nahe Dich mir, wenn Du kannst,“ entgegnete komisch herausfordernd Margot, indem sie ihre Hände in die Seite stämmte.“

„Wohl hab' ich alles, alles nun verloren, doch eines, männlich-hoher Muth ist mein.“ Dies sagend, war er leise hinter Margot's Stuhl getreten. Rasch bog er denselben zurück und drückte einen feurigen Kuß auf ihr duftendes Haar.

Stephania wäre, so wie ihr Lehnstuhl stand, dieser

Anblick erspart worden, hätte nicht ein kleiner, ihr gegenüber in der Fenstervertiefung hängender Spiegel den Verräther gespielt. An die eigenthümlichen Unterhaltungen ihrer Freundin und Straniero's gewöhnt, war sie erst durch die letztern Reden, die sie sehr wohl verstanden hatte, unruhiger und aufmerksamer geworden. Jedoch nie würde sich ihr Stolz zur Beobachtung herabgelassen haben, und nur der Zufall konnte ihre Zweifel in dieser Hinsicht in traurige Gewißheit verwandeln. Sie hatte, wie sie so während Paul's und Margot's Gespräch düster vor sich hinblickte, die zärtliche Pantomime sehen müssen. Ein erstickter Schrei entschlüpfte ihr gegen ihren Willen. Straniero und Frau von Merzelius eilten bestürzt zu ihr.

„Was ist Ihnen?“ fragte die Letztere besorgt.

„Nichts, ach nichts. Ich habe geträumt, ich sah mich von Schlangen umgeben, die sich in immer dichtern Kreisen um mich rollten,“ antwortete Stephania.

„Sie mögen etwas fiebern,“ meinte Paul sichtlich verlegen; denn, obgleich es nach Stephania's Platz fast unmöglich schien, daß sie ihn mit Margot bemerkt hatte, so war er doch über diesen Punkt nicht ganz im Klaren. Auch lag es gar nicht in seiner Absicht, sein Spiel irgendwie von ihr überblickt zu wissen. Er hielt sie übrigens für so höchst einfach, daß er ihre Beobachtungsgabe durchaus nicht scheuen zu dürfen glaubte.

„Sehr möglich,“ antwortete Stephania. „Das wird sich aber hoffentlich bald wieder geben.“

„Ich will Ihnen ein Brausepulver bereiten. Nicht wahr, Sie erlauben mir das?“ bat Frau von Merzelius

und ohne eine Erwiederung abzuwarten, eilte sie an ihren Schreibtisch, in dem sie das genannte Medicament aufzubewahren pflegte. Straniero folgte ihr mit einer Kerze, um ihr beim Suchen behülflich zu sein.

Margot sah ihn scheinbar unwillig an.

„Nachdem mit dem Unerhörten die Bahn gebrochen, erfolgte das Entsetzliche,“ sagte sie fast leise mit verstelltem Vorwurf.

„Wie Cicero, der erst selbst zitterte, fester fortsprach und endlich einen Cäsar zum Zittern brachte,“ entgegnete der junge Mann in eben dem Tone, mit diabolischem Triumph, der Margot hinlänglich fühlen ließ, wie sehr er sich seines Fortschrittes in ihrer Gunst bewußt war.

„Wenn Du der Stärkere bist, ein Gott hat es Dir verliehen,“ antwortete sie schmollend.

„Man thut wohl noch einen verzweiflungsvollen Streich am Vorabende seines Todes. Zürne nicht,“ bat Straniero zärtlich.

„Ich will meine Natur vergessen.“ Dies sagend, kehrte sie zu Stephanien zurück. „Bitte, wollen Sie wohl das Glas halten, während ich das Pulver und den Zucker hineinschütte?“ fuhr sie laut und unbefangen fort. Straniero stellte das Licht, das er bis jetzt hielt, auf ein zur Seite stehendes Tischchen und folgte der an ihn ergangenen Aufforderung. Margot bereitete das Getränk. „Nun nehmen Sie schnell, schnell!“ rief sie, als der durch das Pulver erzeugte Schaum brausend in die Höhe stieg, und eilig reichte sie der Leidenden das aus Paul's Hand zurückgenommene Glas. Diese aber hatte nicht die Kraft, es in

diesem Augenblicke zu fassen oder zu halten: es entfiel ihrer Hand und zersplitterte am Boden. Margot warf einen vielfragenden, ernsten Blick auf Straniero. Stephania war trostlos, sich vielleicht durch zu große Bewegung verrathen zu haben. Die Prüfung war jedoch zu hart für sie. Wenn es ihr möglich gewesen war, sich in dem Moment, als Paul Margot's Haupt so leidenschaftlich küßte, zu bemeistern, so vermochte sie dem wiederholt schmerzlichen Eindruck nicht zu widerstehen, als sie, indem er das Glas haltend vor ihr stand, den bereits früher erwähnten, Frau von Becher gehörenden Ring mit dem Goldtopas und dem darauf geschliffenen Wappen der Serbiglione an dem kleinen Finger seiner rechten Hand erblickte. Es handelte sich also gegen sie um eine Doppelperfidie. Nicht nur mit Margot, auch mit jener Frau, mit ihrer Verwandten, war er, und wie sie vermuthen mußte, eng liirt, da er nicht nur einen ihrer theuersten Ringe besitzen, sondern tragen durfte. „Ach, Verzeihung, liebe Margot, ich war sehr ungeschickt, aber die unartige Hand versagte mir den Dienst. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe; es wird aber auch ohne Medizin schon besser werden. Haben Sie nur Geduld mit mir.“ Frau von Merzelius wollte ihr ein anderes Glas zurecht machen, was sie indeß entschieden zurückwies.

Straniero, der sich seit einigen Minuten in ihrer Nähe höchst unbehaglich zu fühlen anfing, und dem für den Abend die Gelegenheit zu jedem zärtlichen Zwiegespräch mit Margot abgeschnitten war, empfahl sich bald, Stephania höflich baldige Genesung wünschend. Frau von Merzelius begleitete ihn bis zur Thür.

„Ich kann's nicht glauben, daß mich der Max verlassen will,“ flüsterte sie ihm halb bittend zu.

„Dunkel ist's außen.
Der Mond ist schon hinunter,
Hinab die Siebensterne.
Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,“

erwiederte er, nach außen deutend.

„Nun so reise mit Glück, kehre mit Glück wieder heim. Deine Klugheit Dich stärke,“ setzte sie lauter fort, ihm die Hand zum Abschiede reichend, die er innig in der seinen preßte, indem sich die vollste Selbstzufriedenheit auf seinem Gesicht aussprach, die, sobald er das Gemach verlassen hatte, in den Ausdruck frecher Arroganz überging.

Auch Stephania bat bald nach seinem Aufbruch, sie nach ihrem Zimmer zu bringen. Margot bot sich ihr in ihrer gefälligen Weise zur Wärterin und Wächterin für die Nacht. Sie dankte jedoch für jede Aufmerksamkeit, da sie sich wenigstens die Freiheit, unbemerkt zu leiden und zu weinen, vorbehalten wollte, und da gerade nach dem Vorgefallenen die Nähe ihrer Freundin am wenigsten geeignet war, den in ihr tobenden Schmerz zu beschwören.

Gebrochen sank sie in ihrem Weh zusammen, als sie sich allein befand. Leider nicht bewußtlos; ihre Jugendkraft und ihr noch immer starkes Nervensystem widerstanden auch der heftigsten geistigen Erschütterung. Ihr war die Wohlthat nicht vergönnt, sich auch nur für Augenblicke dem Gefühl ihres Unglücks entrückt zu sehen. Schluchzend rang sie die Hände. Ein Chaos von entsetzlichen Gedanken fluthete durch ihre Seele, finster und wirr, wie die

Fieberträume eines Wahnsinnigen. Viele Stunden zogen so mit lastendem Eisenfittig über ihr hin. Endlich erhob sie sich langsam, trat vor ihren Arbeitstisch, schlug das in schwarzen Maroquin gebundene Tagebuch auseinander und schrieb:

„Der Zweifel ist Gewißheit, meine Furcht Wahrheit geworden. Keine Möglichkeit der Entschuldigung mehr für ihn, keine. Ein dreifacher Betrug; er ist Falschheit durch und durch. Arme Margot, Du wähnst Dich geliebt, Du liebst ihn, ja Du liebst diesen Mann, und auch Du wirst einer Andern geopfert. Während er Dir erheuchelte Verehrung zollt, trägt er Lavinia's Ring an seinem Finger. Noch gab es Zeiten, wann ich nur in Bezug auf mich den Glauben an seine Neigung verlor, und diese auf Dich, die Würdigere übergegangen wähnte, in denen ich wähnte, Dein Glück sei durch mein Leid erkauft. In solchen Momenten faßte ich den Entschluß eines stillen Opfers, eines ewigen Schweigens gegen Dich. Du solltest nie das Dasein jener Wunde ahnen, die ich in meinem Herzen für Dich trug. Jetzt aber hat das Verhältniß sich geändert, und Lavinia von Becher steht zwischen Dir und ihm. Du wirst verhöhnt, verrathen, wie ich. Nun, was ich um Deinetwillen ertrug, soll Dich nicht treffen; Du darfst, Du sollst das Spielwerk jenes Heuchlers nicht sein! — Ich will Dich retten um jeden Preis. Wie aber? Ich will mich so weit demüthigen, sie jetzt mein Verhältniß zu Paul ahnen, ja wissen zu lassen. Sie mag meine Liebe und seine innige Stellung zu mir kennen, ohne jedoch im geringsten zu ahnen, daß auch sie in ihrer Beziehung zu

ihm irgendwie von mir erkannt ist. Dies wird genügen, sie über Straniero's Charakter aufzuklären. Auch sie wird das sie umgarnende Gewebe seiner Perfidie vernichten und mir im Stillen für die Wahrheit danken, die, obgleich bitter in der Erfahrung, sie dennoch frei macht von dem Lügenzauber eines Heuchlers.“

„Für mich ist dieser Zauber auf immer gelös't; meine Liebe ist in Abscheu und Verachtung übergegangen. O, der Moment dieser Verwandlung ist furchtbar. Nicht die innere Welt, aber der innere Himmel versinkt in Nacht und Schrecken. So plötzlich die heiligsten, seligsten Empfindungen in sich erlöschen fühlen im Entsetzen der Enttäuschung; es ist gräßlich. — Ich stellte ihn hoch über Tausende, ich umgab ihn mit aller Hoheit wahrer Männerwürde, und in ihm muß ich das Urbild vielzüngiger Falschheit erkennen, mit dem höhnischen Lächeln der Rechtsverachtung, mit dem Spott alles Heiligen und Wahren auf den Lippen. Er versteht sie gut zu tragen, die Maske des geistigen Adels. Sein Mund strömt über von Humanität, Menschenrecht und Weltbeglückung, es bewegt Tausende, die in ihm vertrauend den Heiland einer bessern Zeit erblicken. Ha, und er zertritt mit vollem Bewußtsein, mit kalter Berechnung das Glück Derer, denen er Liebe heuchelt; sie sind ihm nichts, als Mittel seiner Spekulation. — Doch habe ich mein Schicksal nicht verdient? Wer hieß mich Unerfahrne, Arglose, welche die Welt nur aus den großen Charakteren der Geschichte und der Classiker kannte, wer hieß mich an Wahrheit glauben und an Edelsinn? — Woher aber hätte denn meine Seele das

Mißtrauen nehmen sollen? — Mein Vater war streng und wahr, kein Doppelsinn verunehrte das Herz des braven Temsrod. Nein, nein, ich kann nicht strafbar sein, weil ich an Tugend und Menschengröße glaubte. Es war nicht Einfalt, nicht Schwäche, kein blinder Zauber, die mich an Paul fesselten. Er trat als ein reines, glänzendes Bild vor meine Seele; ich liebte ihn, um dieser Reinheit, dieses Glanzes willen. Die Illusion ist dahin und mit ihr das mich durchdringende Gefühl. Ich täusche mich nicht; ich empfinde es, daß meine Neigung durch Verachtung stirbt. Wäre es anders, könnte ich einen Ehrlosen lieben, dann theilte ich die Schmach seiner Niedrigkeit, oder ich wäre dem Blödsinn der Leidenschaft verfallen. Nein, ich liebe ihn nicht mehr. Es ist nur der Schmerz der Enttäuschung, der meine Seele erfüllt. Er wird nie aus ihr weichen; so lange ich denken werde, wird er mir sagen, daß es Menschen giebt, die sich das Haupt mit einer künstlichen Strahlenkrone umgeben, um ihre Zwecke durch herrlich scheinenden Betrug zu ereichen. O, wie weit weniger schlecht und unschädlich ist gegen solche Personen der gemeine Verbrecher, der offen mit dem Stempel der Bosheit bezeichnet vor die Gesellschaft hintritt. Was ist der Räuber, der mir leicht wieder zu erwerbende Dinge entwendet, was der Mörder, der mich im Zorn niederstößt, gegen den, der den Frieden, das Glück eines Wesens für immer vernichtet? — Welche Schutzmittel gewährt mir die Gesellschaft durch ihre Institutionen gegen jenen, während sie diesen seinen Weg ruhig verfolgen läßt. Es ist ein trauriger Beweis sittlicher Versunkenheit, daß wir nur die

in ihrer Erscheinung rohen Verbrechen als solche erkennen und mit dem öffentlichen Fluch und öffentlicher Strafe belasten, indeß wir weit gefährlichere und folgenschwerere mit Indifferenz geschehen lassen. Selbst die rauhen Spartaner, die den Undank straften, standen uns hierin voran."

„Was aber will er mit diesen Doppelverhältnissen, mit diesem dreifachen Betruge? Warum sucht er keinen Weg der Trennung? Hält er mich jedes geistigen Scharfblicks für unfähig? meint er, meine Liebe werde auch den Moment der Enttäuschung überdauern? Dann irrt er schwer. Doch welche Idee er auch von der Innigkeit meines Gefühls habe, er kennt mich zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß es ihm wenig kosten würde, um unsere Verbindung von mir als aufgehoben betrachtet zu sehen; er weiß, daß ich Stolz und Kraft genug dazu besitze. Ich würde ihm im Augenblick den ersten Schritt dafür entgegen thun, müßte ich denselben nicht motiviren. Dies aber ist mir für jetzt unmöglich; nicht aus Mangel an Ursache, sondern um mein Selbstgefühl zu schonen. Wie sollte ich mich so weit herablassen, diesem Manne zu sagen, daß ich mich durch ihn so tödtlich verletzt fühle. Was würde er antworten? Er würde meiner spotten; mich kindischer Eifersucht zeihen und im Geheimen über das mir zugefügte Leid frohlocken. Meine Beweise gegen ihn sind zwar augenscheinlich genug, doch nicht unwiderleglich für einen Sophisten, der alle Verhältnisse zu beachten, zu benutzen versteht. Ich will ihm keinen Triumph bereiten. Er soll sich ferner unbemerkt von mir glauben. Möglich, daß er so den Augenblick der Entscheidung selbst schneller herbeiführt. Wie schwer wird

es mir aber werden, mir, die Verstellung so tief haßt, jene unbefangene Sprache und Haltung zu finden, die ihn über meinen innern Zustand täuschen. Jedoch es soll geschehen und wird geschehen.“

Fünftes Kapitel.

Die im von Becherschen Hôtel versammelte Gesellschaft war, mit Ausnahme des Herrn Hähnerl und einiger Anderer, die gewöhnliche am jour fixe dort anwesende. Herr Hähnerl, der sich vom Kleinkrämer zum großen Handelsherrn und Rittergutsbesitzer aufgeschwungen hatte, war, wie uns bekannt ist, seit längerer Zeit mit Herrn von Becher durch geschäftliche Beziehungen verbunden und seit seiner Berufung als Reichstagsdeputirter sogar öfter als sonst in dessen halb vornehme Cirkel gezogen, in deren der Gastgeber sein Haus so gern mit den Salons der Pariser Banquiers vergleichen hörte, wozu freilich so Manches fehlte. So war es z. B. Herrn von Becher nie möglich gewesen, eine wirklich hohe Person bei sich zu sehen; nicht einmal einen der frühern Minister. Die höhere Aristokratie, treu ihren traditionellen Prinzipien, hielt sich fern von jedem Kontakt mit der Bourgeoisie; nur die der mezza tacca ließ sich unter Bedingungen zu einer Art gesellschaftlicher Vermischung herab. Dort war es die Splendidität der Feste, hier sehr ersprießliche pecuniäre Gefälligkeiten, welche sie zu solcher Herablassung

bewogen. Auch wohl die Eitelkeit, sich in diesen Halbvollblutkreisen als die Ersten gefeiert zu sehen. Da Herr Hähnerl sehr reich war, und sich sehr viele ebenbürtige Ritter zwar nicht in seinem Stammbaum, aber wohl in seinen Contobüchern verzeichnet fanden, so machten es sich diese Herren zum Vergnügen, ihre Schuld gegen ihn in höflicher Duldung abzutragen. Dazu kam nun noch seine Deputirtenwürde als Relief; er übte auf dem Reichstage, wenn auch keinen intellektuellen und direkten, doch immer einen bedeutenden indirekten Einfluß durch das Gewicht seiner Geldsäcke, und führte dem Systeme, welchem er sich näherte, einen ansehnlichen Schweif von Nachahmern und Clienten zu. Wir wollen nicht entscheiden, ob bei Herrn von Becher sich dem persönlichen nicht auch etwas Partheiinteresse beimischte, das ihn Herrn Hähnerl's Gegenwart öfter zu wünschen veranlaßte. So viel ist gewiß, daß er gegenüber seinem bürgerlichen Freunde seinen Vortheil eben so wenig vergaß, als seine Standesprivilegien. Wer hätte ihm das auch verargen mögen bei seinem wohlbegründeten Rechte. Freilich fehlte ihm selbst noch viel zu sechzehn Ahnen, und sein Wappen, eine Fledermaus im silbernen Felde, war der edlen Heraldik noch unbekannt. Er konnte weder nach Süd noch Ost hindeutend, die Ruinen von den Burgen seiner Väter zeigen, in denen sie einst haus'ten und schmaus'ten, Hörige prügelten und wenn das Vermögen nicht mehr zureichen wollte, etwas wegelagerten, um den hochritterlichen Gelüsten desto besser fröhnen zu können. Darauf läßt sich ja wohl das Leben der meisten dieser hohen Herren reduziren, ihre Rauflust mit eingerechnet. Wahrlich

ihre edlen Sprößlinge hätten, wenn sie die Familienge-schichtsbücher studiren könnten, oder wollten, wenig Ursache auf die Herrlichkeit ihrer Vorfahren stolz zu sein, und noch weit weniger auf ihr Verdienst. Die bäuerlich-kohlpflanzenden und schafzüchtenden Junker, die so ungeheuer lüstern sind nach den Zeiten der heiligen Vehme und des Faustrechts, sie mögen ihre Stammbäume und Adelsbriefe vor das Tribunal der Oeffentlichkeit legen und darthun, durch welche hohe Tugend, durch welche volksbeglückende, glänzende Thaten ihre Ahnen ihren Geistesadel der Welt bewiesen, und von derselben dessen feierliche Anerkennung erhielten. Wie wenige derartige Dokumente dürften sich finden, die stolz einer solchen Prüfung entgegentreten könnten. Die früheren Herren „von“ haben sich in der Regel nur als rohe Krieger, Räuber, oder Frömmler hervorgethan, und unfruchtbare Klöster und Kapellen, so wie geschleifte Ruinen sind die einzigen Denkmäler ihres Daseins. Für das Glück der Menschheit ist durch sie nicht nur nichts geschehen; sie haben dasselbe im Gegentheil auf alle Weise untergraben und verhindert. Sie haben die Länder in Verwirrung und Verarmung gestürzt und die über ihnen stehenden Fürsten mit empörender Mißachtung verhöhnt und verlassen; sie haben sich erfrecht, die Menschennatur ihrer Brüder zu läugnen, indem sie sich zu denselben in das Verhältniß von Besitzer und Sache stellten. Oder ist es nicht so? Woher kam es denn, wenn diese hohen Herren in der That so edel waren, daß ihre Blüthezeit, das Ritterthum, die trostloseste gesellschaftliche Zerrissenheit und Geistesverfinsterung bietet? Sie haben den

Völkern nichts gesäet als Fluch. Soll ihnen die Nachwelt etwa dafür Ruhm zollen und ihre hochfahrenden Enkel auf ihren Schultern emportragen? Sie mögen schweigen, diese kecken Besitzer verschimmelter Eselshäute, auf denen sich Namen, aber selten, höchst selten, hohe Segensthaten angedeutet finden; sie mögen schweigen und dem Himmel danken, wenn wir edel genug sind, das einst unsern Vätern durch sie ihnen zugefügte Weh zu vergessen. Sie haben dieselben mit ihren Sporen und Peitschen verwundet, ihre Söhne zu Knechten genommen, ihre Töchter entehrt im Uebermuth ihrer Macht. Nur das Volk hat wahren Adel. Es hat denselben bewährt in seiner mühevollen Entwickelung, durch seine Rechtsachtung. Alle aus der Mitte des Volkes stammenden Institutionen und Anstalten haben sich als wahrhaft adelig, als edel bewährt. Die erblühende Civilisation, die Wissenschaft, das Gedeihen der Industrie, des Wohlstandes, der Solidität der Staaten und ihrer Formen, sind Resultate des edelsten Volksstrebens, nicht der hochgebornen Ritterschaft. Die kecken Junker mögen also schweigen mit ihren Ahnenprahlereien, so lange sie uns deren völkerbeglückende Großthaten nicht aus der Geschichte zu beweisen vermögen; sie mögen schweigen mit ihren lächerlichen Prätensionen und ihrem noch viel absurdern Dünkel über die durch jene Herrn Ritter auf sie gekommenen Verdienste und Würde. Sind sie denn noch solche Barbaren in der Cultur, daß sie nicht einmal wissen, daß sich Verdienst erwerben, nicht aber forterben läßt? Nur das eigene Streben adelt. Wenn also diese hohen Herren auf das Prädikat edel

Anspruch machen, so mögen sie es durch sich selbst verdienen. Sie mögen dem Volke in Gesittung, Wissen und Humanität als Muster vorantreten, und sich durch ihr segensreiches Wirken für die Gesammtinteressen als die Ersten und Größten bewähren. Eine solche Praxis dürfte freilich weniger leicht sein, als sich wedelnd unter den schattigen Fittig despotischer Fürsten zu verkriechen, um sich auch ferner von Privilegien zu mästen, statt sich von ihrer Hände saurer Arbeit zu nähren. Wir rathen ihnen jedoch dringend, den Glauben an die mögliche Rückkehr des fetten Feudalismus aufzugeben. Hin ist hin und todt ist todt. Die Burgen werden eben so wenig aus ihren Trümmern wiedererstehen, als ihre verwitterten Stammbäume je wieder Fleisch und Bein lebenvoller, kräftiger Esel bedecken werden.

Was indeß unsern Herrn von Becher betrifft, so prätendirte sein Diplom noch keineswegs Anciennetät. Noch sein Großvater war ein einfacher Becher, der seine öffentliche Laufbahn als königlich kaiserlicher Spitzerl begann und später durch seine außerordentliche Brauchbarkeit bis zum Polizeipräsidenten stieg. Er war wirklich das non plus ultra aller Spione und Denunzianten, was in dem in dieser Beziehung vorzüglich organisirten Oestreich viel heißen will. Jetzt steht es freilich nicht mehr so einzig da mit seinem Polizeiinstitut und Spionirsystem; sein Ruhm wird ihm gegenwärtig leider durch viele andere Staaten geschmälert. Eine höchst weise Nachahmung. Man hat auch anderwärts das Praktische der Polizeiregierung erkannt, wie man sich mit ihr unendlich viele Umständlichkeiten,

Zeitverlust und Gesetze erspart. An die Stelle langweiliger Untersuchungen, Prüfungen und Besprechungen, statt mühsam entworfener Gesetze, setzt man ganz kurz die Polizei mit ihren Helfershelfern, den Bajonetten, und das Regieren geht wie geschmiert. Die Polizei spricht, und es geschieht, sie gebeut, und es steht da. Wer sich sträubt, kommt in irgend ein Staatsinstitut in Pension, oder, geschieht der Widerstand in so Masse, regnet es Kolbenstöße und Kugeln wie Pregelerbsen. Welch' herrliche Macht, die Polizei, die im Stande ist, auch gesetzlos Ruhe zu erhalten.

Herr Becher II, der wohlgerathne Sohn seines Vaters, machte eine nicht weniger glänzende Carrière und wurde außer der Huld eines hohen Herrn, noch mit der Hand von dessen schöner Freundin belohnt, die ihm bei ihrer ersten Geburt nicht nur einen schmucken Sohn, unsern Banquier, sondern für denselben geichzeitig ein Adelsdiplom als Pathengeschenk mit auf die Welt brachte. Gewiß wäre ihm durch die Gunst seines Gönners noch so manche häusliche und öffentliche Freude zu Theil geworden, hätte dieser nicht früh das Zeitliche gesegnet. So viel ist gewiß, daß sein ältester Sohn sich in diesem Falle nicht dem bürgerlichen Metier der Handlung zugewendet und wohl als Kammerjunker erster Größe geglänzt hätte.

Herr Hähnerl, der, wie wir sahen, wegen seines Geldes hie und da von eigennützigen Aristokraten aufgesucht wurde, war, was ihm alle Ehre macht, klug genug, sich durch das Bewußtsein seiner bedeutenden Metallwürde seinen Protektoren als gleichstehend zu betrachten. Er konnte sich so einen Adelswisch, wie er es nannte, für die Lumperei

von einigen tausend Gulden jeden Tag kaufen. Ihm war es weniger um ein „von," als um wirklichen politischen Einfluß zu thun. Die Lust, sich ein Bischen im Regieren zu versuchen, hatte den ehrbaren Herrn seit den Märztagen in der That heftig angewandelt. Er träumte von nichts als Reichstag, Deputirtenmandat, Vertretung der bürgerlichen Interessen und einer aus der Intelligenz und Machtvollkommenheit der honnetten besitzhabenden Vertreter hervorgegangenen Verfassung; mit einem Wort, er war eine jener Personifikationen des Konstitutionalismus, wie sie uns unter der reichen Bourgeoisie so häufig vor Augen treten, die begierig und entzückt, ihrerseits an's Ruder d. h. zu jener früher durch die Geburtsaristokratie eingenommenen Stellung zu gelangen, die Sache der Reform so lange unterstützt, als dies ihren speziellen Vortheil begründet. Eine wirklich freie .allseitig beglückende Staatsentwickelung, durch Gleichstellung, Berücksichtigung Aller, ist ihr jedoch nicht nur gleichgültig, sondern ihren Wünschen geradezu entgegen. Sie fürchtet das Volk, d. h. die ärmere Klasse der Staatsbürger, und sie wird, sobald es sich um deren Berechtigung und Betheiligung am Staatsleben handelt, sich eher zu den entehrendsten Konzessionen, ja zu Schuhputzerdiensten bei der Aristokratie hergeben, als sich dazu entschließen, mit der Volksmasse Hand in Hand zu gehen. Wir kennen diese Art Leute seit der Julirevolution in Frankreich genau genug. Sie gleichen sich, ob dort, in Oestreich, oder sonst wo, alle auf ein Haar in Ehrgeiz, Herrsch- und Selbstsucht. Sie wollen Freiheit für sich, Garantie ihrer Interessen; aber Knechtschaft der Nichtbe-

sitzenden. Herr Hähnerl war einer dieser werthvollen Papier- und Metallmenschen, und war sich dieses Werthes in jedem Augenblicke sogar einem Adeligen gegenüber bewußt, und fühlte sich auch in den aristokratischen Cirkeln, in die er manchmal gezogen wurde, durch dieses solide Metallgefühl getragen. Herr von Becher, obgleich nach seinem Beruf der Bourgeoisie angehörend, theilte die Konstitutionsmanie seines plebejischen Kollegen nicht. Was bedurfte er dieser heuchlerischen Freiheitsgrimasse? sicherte ihm doch seine Geburt schon Privilegien, die für ihn wahrscheinlich durch keine Verfassungsreform aufs neue zu gewinnen waren. Ihm hatte der vormärzliche Status quo und Ferdinand vollkommen genügt; er war daher schwarzgelb durch und durch, und wäre es nicht zu sehr aufgefallen, er hätte seinen Körper nur in diese beiden Farben gekleidet. Wenn er dies nicht that, so unterließ er doch nichts, um im Interesse dieser Farben direkt oder indirekt zu wirken. Auch Hähnerl, dessen frevelhafter Konstitutionalismus ihm höchst odiös war, suchte er auf alle Weise zu Pflicht und Gehorsam gegen die frühern Institutionen zurückzuführen. Mit welcher Aussicht auf Gelingen das geschah, kann uns gleichgültig sein, da durch die, wenn auch verschiedenen politischen Ansichten beider Männer das Nationalwohl nicht gefördert, wohl aber beeinträchtigt werden mochte. Fast möchten wir uns jedoch geneigt fühlen, selbst der offenbarsten Reaktion vor diesem gleißnerischen, sogenannten kanstitutionellen Lügensystem den Vorzug zu geben. Der Konstitutionalismus ist nichts anderes, als eine politische Lüge, die sich nur für einen kurzen Moment im Staatsleben

geltend macht, und die entweder wieder zum Absolutismus zurück oder zur völlig demokratischen Form übergeht, und hinter welcher die einander überstehenden Gewalten: Krone und Repräsentanten so lange machiniren, manövriren und intriguiren, bis der eine oder andere unterliegt. Erfährt die Krone dieses Schicksal, so schreitet die Staatsform unaufhaltsam zur Demokratie fort; weil dann den bevorzugten Repräsentanten sogleich die Volksmasse mit ihren Ansprüchen entgegentritt. Wo der Konstitutionalismus noch auftrat, hat seine Haltlosigkeit sein Dasein überhaupt durch nichts weniger als segensreiche Institutionen und Gedeihen manifestirt. Wir sehen gerade jene Staaten, in denen er herrschte, in der fürchterlichsten Zerrüttung ihrem Untergange, oder vielmehr ihrer demokratisch-sozialen Regeneration entgegeneilen.

Doch zurück zu unserer Gesellschaft, zuvörderst zu einer Gruppe Herren, die sich seit einiger Zeit lebhaft unterhielten.

„Ich sage Ihnen, meine Herren, es ist eine verfluchte Wirthschaft jetzt bei uns," schrie ein schnurrbärtiger Pensionär, der, obgleich noch thätigkeitsfähig, schon seit vielen Jahren auf seinen Lorbeeren, d. h. auf der Bärenhaut ruhte und seines Leibes pflegte, während Hunderte von Staatsbürgern über ihre Kräfte arbeiten mußten, um dieser Schmarotzerpflanze den Nahrungsstoff zuzuführen.

„Wohin man sieht, Wühlereien und Anarchie. Jedes Herkommen, jedes alte Recht wird mit Füßen getreten, das ist leider wahr," bestätigte von Becher.

„Seines Lebens ist man kaum noch, seines Eigenthums aber nicht mehr sicher, liebster von Becher," wendete sich

der privilegirte Almosengenosse an den Hausherrn. „Diese Kommunisten, diese Sozialisten und wie die Lumpenkerls heißen, sind nichts anderes, als die Chefs großer Räuberbanden, die jeden Augenblick die Gelegenheit erlauern, in unsere Wohnungen mit Plünderung und Mord einzufallen, wie sie den edeln Grafen Latour gemordet haben. Die Wuth übermannt mich fast, wenn ich dieses Gesindel jetzt so bewaffnet umhergehen sehe. Es ist unverantwortlich, daß man diesem Volke solche Konzessionen gemacht hat, die ihm die Gewalt in die Hände geben, uns zu vernichten.“

„Nun so schlimm wird es sogleich noch nicht werden,“ bemerkte Herr von Becher. „Wenn auch unser Metternich entflohen und sein System scheinbar gestürzt ist, so sind wir darum noch nicht aufs Aeußerste gebracht. Er leitet von London nach wie vor die Fäden unserer Politik, die sich einstweilen in den geschicktesten Händen finden.“

„Ja, das ist wahr, die Frau Erzherzogin Sophie ist eine vorzügliche Frau.“

„Das muß wahr sein, denn mein künftiger Schwiegersohn nannte sie einmal eine wahre Mediceerin, wahrscheinlich irgend ein griechisches Volk, das sich durch Klugheit auszeichnete,“ sagte naiv Herr Hähnerl, der eben kein Historiker war.

„Nun, was die Klugheit betrifft, so mag das hingehen,“ entgegnete der pensionirte Offizier.

„Glauben Sie denn, daß diese Freiheitskomedie lange dauern wird? Man ist am Hofe auf diese Weise nur dem ersten Sturm gewichen, indem man die Kraft der

anstürmenden Verhältnisse durch Aufhebung des Widerstandes schwächte.“

„Das Alles wäre also nur scheinbar bewilligt?“ fragte der Pensionär.

„Jedenfalls,“ fuhr der Wirth fort.

„Aber die vermaledeiten Literaten, diese Höllenbrut, die immer wiegelt und wühlt, werden die nicht jeden Schritt für Ruhe, Gesetz und Ordnung unmöglich machen, den die Regierung zum Schutze und Frommen ihrer treuen Unterthanen thun könnte?“

„Seien Sie ruhig, Herr Major, unsere Maßregeln sind getroffen. Das wird sehr bald ein Ende nehmen: diese Preßfreiheit, dieses Zusammenrettungs, oder, wie jene es nennen, Versammlungsrecht. Für die unruhigen Köpfe aber werden wir schon Rath schaffen. Da sorgen die Seilerzünfte für hanfne Halsbänder, und die Zuchthäuser haben noch manchen leeren Raum, manches freie Spinnrad, an dem jene Aufruhr predigenden Federhelden beschäftigt werden mögen.“

„Sie trösten mich, theurer Freund. O, wenn ich diesen Tag erlebte, der uns die frühere stille heitere Zeit zurückführte!“

„Ich verpfände mein Ehrenwort, daß er kommt.“

„Sind Sie Ihrer Sache wirklich so gewiß? Herr von Becher,“ fragte Hähnerl. „Wie die Sachen in Ungarn stehen, so läßt sich meiner Ansicht nach der Gang der Dinge doch nicht so genau vorher bestimmen. Im Fall eines siegreichen Fortschrittes der ungarischen Armee dürften die Pläne des Hofes doch schwer ausführbar werden.“

„Wahr, aber deshalb nicht unmöglich. Soviel ist gewiß, daß Alles für dieselben aufgeboten wird. Es schwebt gegenwärtig die entscheidendste Frage, die Frage über Oestreichs ferneres Dasein. Unser Kaiserhaus wird sie entweder siegend lösen, oder untergehen,“ sprach von Becher feierlich.

„Sie geben also zu, daß die Entscheidung derselben auch Vernichtung sein könnte.“

„Soweit werden es die ebenfalls nach den Prinzipien des Absolutismus strebenden europäischen Fürsten nicht kommen lassen. Sie sind solidarisch, und werden gegenseitig nicht nur ihre Staaten gegen den anarchischen Volksandrang schützen, sondern weit mehr noch den Grundsatz von ihrer Unbeschränktheit im Herrscherrecht,“ meinte Becher.

„Die meisten dieser Mächte haben nur mit sich zu thun, wie z. B. Preußen.“

„Das wird sich Alles finden, lieber Hähnerl,“ beruhigte Jener.

„Sie sind ein herrlicher Mann, Sie machen einem wieder neuen Lebensmuth. Was aber die ungarischen Angelegenheiten betrifft, so scheinen mir dieselben doch etwas bedenklich. Mit Italien ist es etwas Anderes; dort ist wegen der Zerstückelung des Landes ein erfolgreiches kriegerisches Unternehmen weniger zu fürchten. Dort wird man nach und nach eher fertig. Die ungarische Nation aber ist eins in Willen, Zweck und That. Und was das Meiste ist, sie fühlt sich von einem sehr lebhaften Selbstgefühl durchdrungen,“ fuhr Herr Hähnerl fort.

„Sie scheinen ein Magyarenfreund, mein Herr," eiferte der Major. „Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich die Haltung der Ungarn von Anfang an schlecht gefunden habe. Sie wollen die nicht magyarischen Nationalitäten vernichten und sich auf deren Trümmer erheben. Haben sie nicht die Slaven durch ihren Uebermuth offenbar zur Feindseligkeit gereizt."

„Darüber sind die Ansichten verschieden," erwiederte Hähnerl. „Manche behaupten, es sei dies nur eine Erfindung unseres Hofes, daß man diesen südslavischen Stämmen die Idee von einer durch die Ungarn beabsichtigten Unterdrückung beibrachte, um diese Völkerschaften im kritischen Augenblick der Gährung den Interessen der Magyaren und ihren eigenen zu entfremden und sie von jedem Streben nach freierer Verfassung zurückzuhalten, indem man sie im Gegentheil möglichst gegen jeden derartigen Schritt fanatisirt und selbst ihre bewaffnete Macht zur Niederhaltung der Freiheitsbestrebungen anwendet. Es könnte jedoch gefährlich werden, wenn diese Stämme einst zu einer klaren Uebersicht der Verhältnisse gelangten. Man behauptet nämlich, daß die Kroaten, Serben, so wie die andern nicht deutschen Nationalitäten gar nicht wissen, um was es sich für sie und Ungarn handle."

„Ist auch gar nicht nöthig, Herr Hähnerl, daß das Volk wisse, um was es sich handelt. Es hat seinem angestammten Herrn nur zu gehorchen," sprach der Pensionär.

„Und zu zahlen, meinen Sie."

Der Major warf einen zornigen Blick auf Hähnerl.

„Ich dächte, wir hätten immer gefolgt und gezahlt," erwiederte dieser.

„Sie gehören also auch zu den Demokraten?" fragte der Major scharf.

„Ich denke nicht daran. Ich meine nur so, daß uns ein Bischen Freiheit, eben weil wir stille, gutmüthige Leute sind, doch nicht gar so viel schaden kann."

„Ja, wir sehen es jetzt, wie es ist, da Jeder eine Stimme zu haben sich anmaßt. Das ist eine Verwirrung, schlimmer als beim Babylonischen Thurmbau. Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Jeder Lump will befehlen, Keiner gehorchen," donnerte der Offizier.

„Das wird sich mit der Zeit schon ändern, wenn das niedere Volk wieder in seine gewöhnliche Stellung zurückgedrängt ist, und wir, die besonnene, gemäßigte Parthei, am Ruder stehen. Wir werden dann schon dämmen, glauben Sie."

„Daran habe ich noch nie gezweifelt, daß sich die Konstitutionellen ihre Gehäge sichern und ihren Vortheil wahren wollen. Mir ist aber der Konstitutionalismus in tiefster Seele verhaßt, denn er ist eben so frevelhaft gegen das von Gott eingesetzte fürstliche Regiment wie die demokratische Form. Ob die gekrönten Häupter, wie im ersten Falle, eine herrschsüchtige Bourgeoisie, oder, wie im zweiten, die Masse des Volks gegen sich haben, ist gleich, da ihnen nach göttlichem Recht die ganze Nation unterthan sein soll," eiferte der Major.

Herr Hähnerl blickte zu diesem Raisonnement bedeutend finster, obwohl er schwieg. Er fühlte sich zu schwach in der Rhetorik, um einen fernern politischen Wettkampf zu wagen, und mochte es auch nicht geradezu mit seiner aristokratischen Sphäre verderben.

Frau von Becher, die der Diskussion gefolgt war, bemerkte deren unangenehme Wendung. Sie näherte sich den debattirenden Männern, indem sie ihre Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch nahm und sich ihr Urtheil über einige interessante Kunstgegenstände erbat. Man war natürlich galant genug, dem Wunsche der Hausfrau folgend den politischen Erisapfel bei Seite zu werfen.

Kaum hatte jedoch die Unterhaltung über dieses heitere Thema begonnen, als Frau von Merzelius durch die weitgeöffnete Flügelthür des Salons trat.

Sie hatte, sobald Stephania sich zurückgezogen hatte, eine elegante Toilette gemacht und sich ihrem Versprechen gemäß in das Spielkränzchen der Frau von Becher begeben. Seit Stephania's Entfernung war sie übrigens bedeutend verstimmt, ohne sich jedoch über den Grund dieses Humorwechsels eigentlich Rechenschaft ablegen zu wollen. Es war eine vague Unruhe, die sie bei dem Gedanken an das Jüngstvorgefallene bewegte, und obgleich sie an Stephania's Kränklichkeit gewöhnt war, so war in ihrer Art und Weise an diesem Abende ihr so Manches aufgefallen. Die Ahnung der Wahrheit war ihr freilich himmelfern. Am fatalsten berührte sie der Gedanke, Straniero's Vertraulichkeit gegen sie könne bemerkt worden sein, was sie allerdings bei ihrem sonstigen Schaugepränge

von Prüderie, mit dem sie sich zu umgeben pflegte, sehr geniren mußte. Um dem weitern Andrange so lästiger Ideen zu entgehen, wählte sie das ihr im Augenblick sich darbietende Zerstreuungsmittel: eine Gesellschaft, was immer noch angenehmer war als ein trauriges tête-à-tête mit Stephania. Diese hatte überdies, als sie sich zurückzog, entschieden für jede weitere Aufmerksamkeit für diesen Abend gedankt. Vielleicht, daß Margot auch die leise Hoffnung bestimmte, Straniero im Becher'schen Hause zu finden, der jene Gesellschaften manchmal, wenn auch selten, besuchte. Seit einiger Zeit war er allerdings gar nicht mehr dort gesehen worden. Es lag ihm in der That wenig daran, sich unter den rivalisirenden Augen Margot's und Lavinia's zu sehen. Hinsichtlich Stephania's wäre er weniger besorgt gewesen, da er sie für zu unbefangen und vertrauend hielt, um irgend andere Verhältnisse seinerseits zu argwöhnen. Seine Privatbesuche bei Frau von Becher hatten überdies weit mehr Reiz für ihn, da sie ihm die odiöse Gegenwart des Gemahls ersparten.

Noch waren die Parthien nicht geordnet, als Frau von Merzelius ankam. Sie wurde von der Dame des Hauses mit jener ausgezeichneten Zuvorkommenheit empfangen, mit der sie ihre Gäste stets zu überschütten pflegte, — böse Zungen meinten, um den Mangel anderer reeller Genüsse vergessen zu machen. So viel steht fest, daß bei ihr Speisen und Getränke in argem Verruf waren und es ihr schwer geworden sein dürfte, sich von dem Vorwurf der Knauserei zu reinigen. Es ist wahr, Frau von Merzelius wäre zu solchen Vorwürfen gegen sie am wenig-

sten berechtigt gewesen, da sie auch in ihrem Hause das ökonomische System bis zur subtilsten Praxis entwickelte.

„Wie schön, daß Sie noch kommen!“ rief die Dame des Hauses ihr verbindlich zu. „Fast hatte ich der Hoffnung entsagt, Sie heut noch bei mir zu sehen.“ Frau von Merzelius ließ sich nun eines Breitern über den Grund ihrer Verspätung und Stephania's Uebelbefinden aus. „Es ist jedenfalls eine doppelt große Freude für mich, daß Sie unserm Kreise heut noch Ihre Gegenwart schenkten, da ich mir Ihr Urtheil über einen Gegenstand erbitten will, der eben einem kunstrichterlichen Areopagos vorliegt.“

„Da adressiren Sie sich sehr übel, beste Frau von Becher,“ lachte Margot. „Außer meiner Verehrung für dieselbe kann ich mich zur Kunst leider keiner besondern Beziehung rühmen.“

„Sagen Sie das nicht, Theure,“ widersprach Lavinia.

„Warum nicht? Sie sind zu gütig, wenn Sie glauben, weil meine Vorfahren Titanen — griechisch sprechende Teutonen — Söhne oder doch Verehrer des Titan, des Glänzenden, Strahlenbekränzten, gewesen sein sollen — müsse auch ich von dem Gotte wenigstens die Gabe des Kunstsinns erhalten haben. Ich gestehe, daß ich von der Authentizität dieser Annahme nicht eben viel halte, da ich darin durchaus keinen Grund des Selbstvertrauens finde und jenes theologische Sprichwort: Mulier taceat in ecclesia auch hinsichtlich der Kunst sehr gern auf mich anwende. Mit Ihnen ist das anders, die Sie im Vaterlande der Kunst geboren, an ihrer Hand aufgewachsen.“ —

Frau von Becher schlürfte selbstzufrieden den ganzen

Nektar dieser Schmeichelei. „Kommen Sie und sehen Sie lieber,“ bat sie, indem sie Frau von Merzelius zu einer Gruppe Herren und Damen führte, die um ein Tischchen standen und etwas zu betrachten schienen. „Nun, bitte, finden Sie diese Arbeit nicht reizend?“ fuhr die Dame des Hauses fort.

„Nicht wahr, unvergleichlich, und Korrektheit in Vollendung? Ich war zweimal in Italien und habe dort viel hübsche Sachen gesehen, aber diese Arbeit darf sich getrost zur Nebenbuhlerschaft stellen. Unser Freund Straniero ist ein ausgezeichneter Künstler, ich bin wirklich stolz auf seine Bekanntschaft,“ bemerkte der gemüthliche Herr von Becher. Seine Frau schwieg bescheiden, indem sie vielleicht die Gründe näher durchdachte, die ihr Mann haben konnte, sich Straniero's Bekanntschaft zu freuen. „Nun, meine Gnädige, was sagen Sie zu der Arbeit?“ wendete Herr von Becher sich an Margot. „Gefällt sie Ihnen?“ Frau von Merzelius hatte während dessen die Farbe gewechselt, was ihr bei ihrer gesellschaftlichen Abgeschliffenheit selten begegnete, und der Ausdruck ihres Gesichts hatte sich gegen ihren Willen bedeutend verändert.

„Sie scheinen nicht unserer Ansicht,“ sagte Frau von Becher. Margot faßte sich mit möglichster Anstrengung. „Im Gegentheil, ich stimme Ihnen vollkommen bei,“ erwiederte sie zögernd. „Gerade für solche Landschaften habe ich ein besonderes Interesse; ich liebe die Natur in ihrer hohen Schönheit. Natura infinita est. Sie bietet uns eine unendliche Herrlichkeit und Varietät. Wir sind ganz von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr heraus zu treten, unvermögend, tiefer in

sie hinein zu kommen. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und sie verräth uns ihr Geheimniß nicht. Sie ist eine Künstlerin, eine liebende Mutter, eine geheimnißvolle Göttin; sie ist eine schaffende Kraft. Nature is not to be copied, but exalted. Nature is the source of all inspiration.“

„Sie haben Recht, man wird begeistert, wenn man das sieht. Die Landschaft ist reizend, diese waldbedeckten Höhen, und diese Präzision in Baumschlag,“ schaltete Herr von Becher in die pathetische Rede.

„Auch ich liebe die Baumwelt, vom Dianenbaum bis zur Ceder,“ fuhr Margot fort.

„Dianenbaum? Was ist das? Farbenholz?“

„Ein fern von der Sonne im Innern der Erde emportreibendes Krystallgewächs,“ erklärte Margot mit spöttisch herablassender Miene.

„Und denken Sie sich, meine Frau hat diese kostbare Acquisition vor einiger Zeit ganz zufällig bei Bernetti gemacht.“

„Ah, Bernetti hat außerordentliche Sachen.“

„Herr Straniero hatte die Arbeit dem Kunsthändler übergeben?“ fragte Margot leichter athmend.

„Ja, dort habe ich sie für einen Spottpreis gekauft,“ antwortete Frau von Becher.

Die Unterhaltung richtete sich nun weiter auf einen andern Gegenstand: auf Marmorfiguren, die Herr von Becher als eben aus Florenz angelangte kleine Wunder pries. Er pikirte sich nämlich nicht wenig auf den Titel eines Kunstkenners und gab sich zu gern das Ansehen eines ihrer eifrigsten Verehrer, was er unter uns gesagt, gar nicht

war. Er hatte eigentlich nur Sinn für Banknoten und reiche Münzsammlungen.

Endlich setzte man sich zum Spiel, zu einer der elendesten Zeittödtungsarten, welche die Langeweile erfinden, und die Gewinnsucht ausbilden konnte. Wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß das Spiel zu manchen interessanten und scharfsinnigen Kombinationen Gelegenheit bietet, so erstreckt sich dieser affirmative Einfluß doch nur auf den Verstand; auf das ganze Wesen wirkt dasselbe nur entartend, weil es das Gemüth nur in seiner Leidenschaftlichkeit berührt. Der Mensch trägt edlere Hülfsquellen in sich, um sich im Umgange mit Andern zu erfreuen, als bunte Pappstückchen in der Hand, ihnen fast stumm gegenüber zu sitzen und den Moment zu erlauern, um sie in Nachtheil zu bringen. Er hat die herrliche, reiche Sprache, durch welche die Natur ihn an den Austausch seiner Ideen und Empfindungen verwies, durch die sie ihm Heiterkeit, Scherz und freudige Begeisterung zuführt. Wie erbärmlich ist es für den vernunftbegabten umfangreichen Geist, seine Freude an der systematischen Handhabung gewisser bemalter Papierchen zu suchen und zu finden. Wahrlich, es zeugt von Rohheit, oder Flachheit, wo man zu diesem Mittel seine Zuflucht nimmt, um den Gang der Zeit scheinbar zu beflügeln. Sein Charakter als Erwerbszweig ist das Entsetzlichste, was gedacht werden kann, weil er alle Laster aus sich entwickelt. Die Mode hat es leider in den feinsten, wenn auch nicht immer geistreichsten Zirkeln, als Vergnügen, die Immoralität mehrer Regierungen hat es als Mittel der Raubsucht gesetzlich sanktionirt, indem diese Regierungen,

oder vielmehr die Fürsten, sich durch dasselbe einen Tribut für ihre Lüste und höchsten und allerhöchsten Laster liefern lassen, oder selbst dem großen Hazardspiel der Lotterien als gaunerische Banquiers vorstehen. Wahrlich, kein ehrenhafter Regent darf solche Institute in den Marken seines Reiches dulden. Sie sind ein Schandfleck der Civilisation. Das kümmert freilich die Herren von Gottes Gnaden und ihre Finanziers wenig. Sie haben keine Ehre mehr zu verlieren in der Geschichte, deren Fluch sie lange gegen sich heraufbeschworen haben; das wissen und fühlen sie. Sie sind meist der Verachtung der Nachwelt verfallen; darum gilt es ihnen gleich, ob ihre Schuld sich häufe oder nicht; wenn sie nur, sei es auf welche Art es wolle, Geld bekommen zur Deckung ihrer Defizits, zu Jagden, Prunkgelagen und Schenkungen für ihre Maitressen und illegitimen Kinder.

Was das Bechersche Haus betrifft, so wollen wie keinesweges sagen, daß sich in demselben das Spiel in seiner odiösen Gestalt zeigte. Man spielte, weil es Ton ist, weil man nichts Besseres vorzunehmen wußte. Hier und da mit mehr Theilnahme, auch wohl Leidenschaft. Der Herr des Hauses, ganz Berechnungsmensch, zählte es zu seinem angenehmsten Zeitvertreib, und eine glückliche Kombination, ein günstiges Resultat, erregte sein ganzes Wesen und machte sein Gesicht freudestrahlend. Bei seiner Frau hingegen modifizirte sich das Spielinteresse nach dem ihres Partners. Es war weniger die Sache, als die handelnden Personen, die auf sie influirten. Frau von Merzelius spielte im Allgemeinen ziemlich gern und gut. Sie

hatte, was man Spielgeist nennt: jenen schnellen richtigen Ueberblick, jene scharfe augenblickliche Berechnungsgabe, die das Glück an die durch einen sichern Kopf geleitete Hand fesseln. An diesem Abende hätte man freilich wenig Gelegenheit zur Bewunderung ihres Spieltalents gehabt. Sie war so zerstreut, so im Innern bewegt, daß sie alle Selbstgewalt aufbieten mußte, um wenigstens den wirklichen Umfang ihrer Aufregung zu verbergen, wenn es ihr auch unmöglich war, dieselbe vor den Augen der Welt ganz zu ignoriren. Straniero, die eben gesehene Zeichnung, und Stephania, zogen unaufhörlich vor ihrem Geiste auf und ab. Sie kannte nämlich diese Zeichnung nur zu gut; sie hatte Stephania mehr als einmal daran arbeiten sehen. Wie war nun Straniero zu ihrem Besitz und zu dem Entschluß gekommen, sie für sein Werk zu erkennen und sie als solches in einem Kunstmuseum zum Verkauf auszubieten? Dieses Räthsel war für sie die Qual des ganzen Abends. Sie nahm sich vor, dessen Lösung mit dem folgenden Tage zu suchen.

Sechtes Kapitel.

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich auf Ihren Einfluß, auf Ihre Popularität gerechnet hatte, um unter den Leuten bekannt zu werden! Aber Sie haben sich nicht einmal dazu erboten, mich in jenen Arbeiterverein einzuführen, und ich habe mich deshalb an Bernetti wenden müssen;" ließ Herr Hähnerl eines Tages seinen Schwiegersohn in spe zürnend an.

„Wie konnte ich bei Ihren Ansichten glauben, daß Sie die Idee haben könnten, demokratische Gesellschaften zu besuchen. Ich muß gestehen, daß ich über Ihre Gegenwart in jenem Verein höchst erstaunt war."

„Ach was, Erstaunen, Ansichten. Ich habe keine Ansichten, sondern Absichten, Sie mögen es endlich wissen, wenn Sie es nicht verrathen wollen. Ich wünsche Reichstagsdeputirter zu werden, und muß mich deshalb natürlich gerade bei dem Mittelstande und der ärmern Klasse um Stimmen bewerben, da mir in den höhern wenig Chancen geboten sind."

„Das ist etwas Anderes. Wie konnte ich aber so etwas ahnen."

„So? und warum nicht? Scheine ich Ihnen nicht Mannes genug, um einen Volksrepräsentanten vorzustellen?“

„O, was das betrifft,“ entgegnete Straniero mit einem dämonischen Lächeln.

„Ich hoffe, daß, da Sie jetzt meine Absicht, — um die Ansicht handelt es sich im Augenblick gar nicht — da Sie meine Absicht kennen, nun auch in Bezug darauf handeln werden. Möglich zwar, daß Sie denselben Wunsch hegen; ich glaube jedoch die Mittel zu besitzen, Sie dafür zu entschädigen, wenn Sie denselben aufgeben. Auch sind Sie jung und können noch oft zu dergleichen Ehrenämtern gelangen.“

„Wozu die vielen Worte? Seien Sie versichert, daß ich Ihren Wünschen gemäß handeln werde.“

„Merken Sie sich besonders, daß die Tochter des Reichstagsdeputirten Hähnerl zehntausend Thaler mehr Mitgift erhält, als die des Kaufmanns Hähnerl.“ Straniero verneigte sich mit leuchtendem Gesicht. „Auch muß ich Sie noch aufmerksam machen, daß Sie künftig besser thun werden, ähnliche Kritteleien, wie vor einiger Zeit gegen den jungen Menschen, den man glaube ich, Maras nannte, bei Seite zu lassen. Man könnte Sie für einen Menschen ohne rechtliche Grundsätze halten, was auch auf mich, da Sie in meine Familie treten, unangenehm nachwirken könnte. Ich wurde damals von Ihren Aeußerungen sehr unangenehm berührt.“

„Seien Sie versichert, daß ich gewiß nicht nur Alles umgehen werde, was Ihnen unangenehm sein könnte,

sondern daß ich diesen Abend selbst versuchen will, jenen von Ihnen vorausgesetzten übeln Eindruck meiner Worte vergessen zu machen."

"Wie so?"

"Ich werde sprechen und in einer Weise, die sowohl Sie, als das Auditorium zufrieden stellen soll."

"Wirklich! das ist brav, sehr brav," rief Herr Hähnerl freudig überrascht, indem er nach seiner Uhr sah. "So lassen Sie uns ohne Verzug gehen. Es ist acht Uhr, also die höchste Zeit; es könnte sich ein Anderer vor Ihnen zum Wort melden. Ich hoffe viel von Ihrem Vortrag. Kommen Sie." Beide verließen das Haus in einer Entente cordiale, wie man sie sonst nie zwischen ihnen herrschen sah.

Im Vereinslokal angelangt, wendete sich Straniero sofort an den Tagespräsidenten und erhielt, da er ein sehr beliebter Redner war, ohne Schwierigkeit das Wort. Mit der Sicherheit des bewußten Uebergewichts trat er vor die Versammlung.

"Nachdem meine geehrten Vorgänger," sprach er mit kräftig tönender Stimme, "Sie durch den Verfolg ihrer Betrachtungen auf die Resultate des in den letzten Dezennien hervorgetretenen geistigen Strebens, auf die Ideen der Freiheit und des Rechts hinleiteten, ließen sie uns gleichzeitig die Nothwendigkeit erkennen, diese Ideen in entsprechender Weise zu einem Ganzen zu verbinden. Ich will es im gegenwärtigen Augenblicke versuchen, dieser Nothwendigkeit nach Kräften zu genügen.

Nachdem die größten Geister dieses Jahrhunderts es

aufs neue ausgesprochen hatten, daß der Mensch frei sei durch die Vernunft, daß er nicht nur zum Leben, sondern in demselben zu einer möglichsten Entwickelung und glücklichen Stellung seines Wesens berufen sei, mußte sich der Denker zu der Frage veranlaßt finden: wie der Mensch in den Besitz jener Freiheit, jenes ihm gebührenden Rechtes gelangen möge? Die Lösung war nicht schwer. Die vernunftbegründete Freiheit des Menschen in seinem innern und äußern Leben, die Berechtigung an eine befriedigende Entfaltung des Daseins mußten sich aus Lehrsätzen in Grundsätze verwandeln, und diese mußten so aus dem Hirn des Philosophen auf die Massen übergehen. In dieser mehr praktischen Form zeigen sie sich uns vereint als Humanismus in dem Gebiet der Systeme. Der Humanismus ist nichts anderes, als die Anerkennung der Freiheit und Rechtsgleichheit Aller, verbunden mit dem Streben, diese Anerkennung zur Realität zu bringen: sie zu verwirklichen mit gänzlicher Hingebung an die Allgemeinheit. Der Humanismus ist die einzig wahre Religion, jene Religion des Friedens und der Liebe, die uns schon vor Jahrtausenden vom Osten hergebracht wurde, die aber bald durch die Wühlereien der Priester hinter Heiligenschreinen und dampfenden Aschenhaufen der Autodafé, unter den Trümmern der Städte, in den Blutströmen der Schlachtfelder verschwand, die noch heut von Uebermüthigen, von müßigen Schwelgern und herzlosen Wucherern verhöhnt und mit Füßen getreten wird, die ihre Brüder nur als Mittel für ihren Vortheil und Genuß benutzen. Jene Habsüchtigen, die auf ihren Tafeln das Brot von tau-

send Hungernden vergeuden; jene Tyrannen, die an ihren Thronen ganze Völker in Knechtschaft und Elend verbluten lassen, damit man sie die Herren von der Gnade Gottes nenne, alle jene Menschenverwüster, mögen sie noch so gleißnerisch mit dem Christennamen prunken, sie sind Religionsschänder. Wäre einzig das große Wort: „Liebet euch unter einander" den Generationen seit neunzehnhundert Jahren verkündet worden, wäre es in ihr innerstes Denken und Leben übergegangen, dann wäre das Reich der Wahrheit, Freiheit und des Rechts längst gekommen. Hätte der von Christus gepredigte Humanismus, diese Lehre der Liebe, Hingebung, der Brüderlichkeit und Gleichheit sich rein und unverfälscht auf die Völker fortgeerbt, auf welcher Stufe der Glückseligkeit würde die Menschheit jetzt stehen. — Wie schmerzlich ist dieses „Würde!" — Daß er die Idee der Humanität in ihrer höchsten Klarheit entwickelte, darin besteht der Vorzug des großen Weisen von Nazareth. Dieser Humanismus allein macht ihn zum Welterlöser. Unsere Philosophen haben also, als sie der Menschheit Freiheit und Gleichheit zuerkannten, uns durchaus nichts Neues gegeben; sie haben nur die verborgenen Worte des Heils wieder aufgefunden. Treten wir daher nicht scheu vor denselben zurück, als vor etwas Fremdem; denn in ihnen ruht all unser Glaube, all unsere Hoffnung. Oeffnen wir unsern Geistesblick der Wahrheit! Befreien wir uns von dem Druck der Priesterherrschaft, von der geistlichen Bevormundung, die uns beten lehrt in ihrem Sinne und uns die Seligkeit für Geld zumißt. Die Religion werde frei von dem Wust

der Traditionen, Dogmen und Wunder. Nehmen wir ihr das beengende Gewand unwesentlicher Formen. Frei und klar wie die Sonne, strahle sie Allen, die auf Erden wohnen, daß in ihrem Lichte sich Alle als Brüder erkennen, daß Alle sich einen in dem Streben nach Begründung freier Menschenwürde und Menschenglücks! — Dann wird der kleinliche Meinungsstreit verstummen, der Religionshaß wird erlöschen in den Herzen. Das Band der Liebe wird endlich die Menschheit umschließen. Der Humanismus werde also fortan die Religion der Völker, ihr Evangelium sei die Lehre von der Menschenbeglückung, ihr Glaube umfasse allein das Wahre, Erhabene und Heilige. — Die Verbreitung dieser Religion ist es, die der ernste Zeitgeist an unser Herz legt; sie zu verkünden durch rettende That, dies ist die Mission, mit der er uns ins sturmbewegte Leben sendet. Wir sollen eine bessere Zeit schaffen und unsere Brüder erlösen von der Knechtschaft, von der Last des Jammers und der Schmach der Entsittlichung. Uebernehmen wir denn freudig das uns vertraute Amt. Treten wir hervor als die Apostel einer reinen, durch thätige Liebe verklärten Religion. Setzen wir all unsere Kräfte, unsere theuersten Güter an die an uns gestellte Aufgabe; beweisen wir, daß es nichts Höheres giebt, als für einen großen edlen Zweck zu leben, und wenn es sein muß, zu sterben. Erheben wir den Menschen wieder zum herrlichen Bilde der Gottheit. Er steige in seiner Hoheit und Majestät auf den Altar der Natur und werde als Bild des Göttlichen, der Gegenstand unserer Verehrung!

Der Humanismus findet sich in den alten Staats- und Religionssystemen nur in höchst unvollkommenen Andeutungen. Auch das sogenannte Christenthum in seiner uns von Priestern und Geistlichen überkommenen Gestalt läßt uns kaum die ersten Grundzüge desselben bemerken. Es erkennt im Allgemeinen nicht einmal die geistige, noch weit weniger die gänzliche Freiheit des Menschen als ein in seinem Wesen Begründetes. Hinsichtlich der gleichen Berechtigung Aller erhebt es sich, wie der Islam, nicht über den Lehrsatz vom geduldigen Verharren in der von den Umständen vorbereiteten Stellung. Wir dürfen uns nur in der christlichen Gesellschaft und in den christlichen Staaten umsehen, um uns über den Einfluß klar zu werden, den es in seinem gegenwärtigen Charakter übt und üben kann. Oder welche Vorzüge hätte die christliche Gesellschaft? Sind es die steigenden Tausende der Verbrecher, die Millionen und aber Millionen Darbender und Hungernder, denen selbst für ihre Arbeit nicht einmal die nöthigen Subsistenzmittel geboten werden, die ihre reichen christlichen Brüder und Schwestern in Leid und Entbehrung hinschmachten lassen? Mit einem Wort, zeigen sich uns ein immer schrecklicher um sich greifendes Proletariat und die damit Hand in Hand gehende Demoralisation als Blüthen einer Religion? Durchwandern wir die Staaten der katholischen, allerchristlichsten und sonst sehr frommen Fürsten und Könige, ja gehen wir an den Urquell der Heiligkeit, nach Rom, wo der Statthalter Christi zu thronen vorgiebt: überall die schamloseste Bedrückung, die fluchwürdigsten Systeme der Herrschsucht, die Gut und Leben

von Millionen ihren Zwecken opfert. Ueberall Heuchelei, Gaunerei im Staats- wie im sonstigen Verkehr. Wir Christen haben in diesem Punkte selbst von den Chinesen nichts mehr zu lernen. Unsere Religionsgeschichte ist schwarz und blutig, voll Fanatismus, Raub und Mord, — wie unsere politische. Man erinnere sich der gräßlichen Judenverfolgungen, der unglücklichen Waldenser und Albigenser, der finstern Inquisitionstribunale mit ihren Marterkammern und Scheiterhaufen. Hätte Christus die Seele eines Nero oder Caligula gehabt, er würde sich entsetzt haben, wenn der Gedanke an die in seinem Namen einst zu begehenden Gräuel vor seinen Geist getreten wäre. Wir wiederholen: es war nicht seine Schuld. „Liebet Euch unter einander als Kinder eines Vaters" hatte er den Menschen zugerufen. Die nach ihm kamen, haben das hohe Wort bei Seite geschoben und der Welt eine Lehre im Sinne des Vortheils gegeben. Die Reformation schien allerdings ein Licht über den Geistern emporführen zu wollen; aber sie wurde bald, als das Volk als Märtyrer für dieselbe gekämpft und gelitten hatte, demselben fremd und unfruchtbar. Statt das Volk in geistiger Kraft und Selbstbewußtsein heranzubilden, wurde dasselbe aufs neue durch die Geistlichen an gewisse ihnen beliebige Satzungen gekettet. Es sind diesen Herren noch immer so bedeutende priesterliche Erinnerungen geblieben, daß sie noch heute zur geistigen Bevormundung Anderer sich berufen und befähigt glauben. — Was weiter zur Knechtschaft fehlte, wurde durch die Herren von Gottes Gnaden vervollständigt, welche die Kirchenverbesserung meist wegen der ergie-

bigen Säkularisation oder sonstigen politischen Interessen begünstigt hatten. Die protestantische Bevölkerung wurde in ihrem Cultus und religiösen Formen, und was noch wichtiger ist, im Unterrichtswesen den Launen der Fürsten oder denen ihrer Rathgeber unterthan, — eine um so schmachvollere Unterthänigkeit, da sie nicht einmal durch einen bedeutenden einheitlichen Zweck motivirt wurde. Der Katholik hat in seiner Beschränktheit immer noch die Ueberzeugung, daß die Päpste in ihrem absoluten Wirken stets das Bestehen und Gedeihen der Kirche vor Augen haben. Der Protestant aber weiß, daß ein Thron- oder Ministerwechsel ihn aus dem Gebiete der freien Forschung plötzlich mitten in die krasseste Orthodoxie versetzen kann. Alle diese Erfahrungen sind nicht geeignet, uns in eine sogenannte christliche Stimmung zu versetzen. Sie sind so unerquicklich, so entfremdend, daß jeder Vernünftige sich nach einer endlichen religiösen Regeneration sehnt, daß er sich sehnt, endlich frei zu werden vom königlich-kaiserlich-päpstlichen Konsistorialjoche, und aus der konfessionellen Gemeinde in einen großen Menschenbund zu treten, der einig ist in dem Glauben an die hohe Bestimmung des Menschengeschlechts, einig in dem Streben, es dieser Bestimmung zuzuführen. Er erkennt, daß der Humanismus die einzig wahre göttliche Religion ist, die Religion der menschenbeglückenden That, die einzige würdige Verehrung des Höchsten.

Das Prinzip des Humanismus, welches in den Staats- und Religionsformen des Alterthums und Mittelalters nur höchst unvollkommen hervortrat, hat sich, wie wir im Laufe unserer Betrachtungen sahen, durch das Streben, nicht

jener todten Pseudo-Wissenschaft, die nur Resultat des Gedächtnisses und Verstandes ist — sondern jenes lebendigen, schaffenden Wissens, zur Klarheit entwickelt, welches sich als die Blüthe wahrer Geistesvollendung kund giebt. Es hat seitdem unablässig nach äußerer Gestaltung gestrebt und ist in verschiedenen Systemen hervorgetreten. Die bedeutendsten Erscheinungen derselben sind der Kommunismus und Sozialismus. Beide haben, als aus einer und derselben Quelle hervorgegangen, auch einen und denselben Zweck: Ausgleichung der schroffen gesellschaftlichen Mißverhältnisse durch Beseitigung des durch die sozialen Institutionen veranlaßten Elends. Beiden schwebt dieses eine Ziel vor, wie verschieden auch die Art und Weise ist, auf die sie ihm zustreben. Der erstere meint die Aufgabe durch Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums und völlige äußere Gleichheit zu lösen; der andere sucht die heilbringende Umgestaltung der sozialen Zustände durch freie, vernunftgemäße Verbindung der Interessen und arbeitenden Kräfte zu begründen; er sucht sie zu lösen durch Hebung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, zwischen dem Bedürfniß und den Mitteln zu dessen Befriedigung, ohne jedoch bis zu den äußersten Konsequenzen abzuschweifen. Der Kommunismus ist als ein erster roher Versuch zu betrachten, dessen Zeit längst gewesen ist. Die Spuren, welche sich noch davon vorfinden sollten, stammen aus jener Zeit und werden durch die Impraktikabilität der Sache bald gänzlich verschwinden, sobald man das Volk über deren Unhaltbarkeit belehrt. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß mit der Aufhebung des Mein und Dein,

mit der Gemeinschaft der Güter und der Vernichtung der Familie gleichzeitig die Selbstständigkeit des Individuums verloren ginge; daß es ein Werkzeug, aber kein frei aus und für sich schaffendes Glied der Gesellschaft würde. Der Sozialismus, zwar erst in seinen Grundzügen vorhanden, berechtigt uns hinsichtlich seiner Ergebnisse zu schönen Hoffnungen, sobald er sich zu der innern Vollendung, zu dem äußern Umfange und der Kraft ausgebildet haben wird, die ihm den Uebertritt aus dem Gebiete der Theorie in das Gebiet der Praxis möglich machen. Wann dieser Zeitpunkt sein wird, wissen wir nicht. So viel ist indeß gewiß, daß die Zeitverhältnisse ihm riesig vorarbeiten. Manche glauben zwar noch immer nicht an dessen Realisation, obgleich sie ihn wie ein grauses Gespenst ihre Träume von Macht und Besitz durchschreiten sehen. Sie fassen alle zu Gebote stehenden Mittel, alle ihre Energie zusammen, um ihm zu widerstreben. Unheilvoller Irrthum! Der Geist der Gerechtigkeit naht unaufhaltsam mit seiner richterlichen Wage, um die Güter des Lebens nach andern Verhältnissen zu wägen. Wären sie ihm gefolgt, statt ihm feindlich entgegen zu treten, dann wären der Gesellschaft schwere Katastrophen erspart worden. Sie aber wollen keinen Vergleich; sie lassen es bis zum Aeußersten kommen und meinen, Bajonette und Kugeln seien ganz gut, um gleichzeitig mit dem Schrei des Hungernden diesen selbst mit seinem Hunger zu beseitigen. Sie werden sich getäuscht finden, denn Noth bricht auch Eisen. Jene Kurzsichtigen mögen dann sich selbst und ihre Verblendung anklagen, nicht aber den Sozialismus, denn

nicht er, sondern die Versunkenheit der sozialen Zustände dürfte ihnen zum Falle werden, deren Hebung sie in geeigneter Zeit zu unterstützen verweigerten. Mit Entsetzen blicken wir in die gesellschaftlichen Zustände Englands, Frankreichs und Belgiens, — mit tiefer Betrübniß auf unser Vaterland, das vor unsern Augen immer mehr in Verarmung und Elend sinkt. Wir fühlen und erkennen, daß ein Umschwung der Dinge kommen muß und wird, jedoch wir schaudern bei dem Gedanken, daß dieser Umgestaltungsprozeß ein gewaltsamer sei. Ach, und es wäre den Staatshäuptern, den bevorzugten Klassen, wenn auch nicht leicht — es wären allerdings bedeutende Opfer zu bringen — aber doch möglich gewesen, den schwarzen Knäul zu lösen und zu ordnen, dessen Fäden nun in immer gräßlicherer Verwirrung ineinander laufen.

Wie der Humanismus in Bezug auf die gewerblichen und sonstigen Lebensverhältnisse erst seinen Ausdruck im monströsen Kommunismus und später einen würdigern und edlern im Sozialismus fand, so kam er in seiner Beziehung auf die staatlichen Zustände in der Demokratie zur Erscheinung. Wenn der Sozialismus die Ungleichheit zwischen Lohn und Arbeit, zwischen Besitz und Bedürfniß zu beseitigen sucht, wenn er sich bemüht, den schneidenden Mißton zwischen schwelgerischem Genuß und härtester Entbehrung in Harmonie, d. h. in ein allgemeines Wohlsein umzustimmen, — so hat es sich die Demokratie zur Aufgabe gestellt, alle Staatsglieder in den Vollbesitz ihrer bürgerlichen Rechte zu setzen. Als eines der ersten dieser Rechte erkennt sie die Selbstständigkeit der Staatsbürger,

durch welche sie nicht nur zur höchsten legislativen Staatsgewalt werden, sondern auch als Wächter über der exekutiven Macht stehen, befinde sich dieselbe in den Händen eines Fürsten oder sonstiger Behörden; sie strebt, die Freiheit des Menschen auch in seinen politischen Verhältnissen zu sichern und seine Berechtigung als vernünftiges Wesen im Staatsverbande zu verwirklichen. Der Ruhm dieses Strebens, der Ruhm, die Idee der Demokratie überhaupt zur Vollendung entwickelt zu haben, gebührt der neuern Zeit. Das Alterthum kannte dieselbe allerdings, sie fand sich sogar in manchen Staatsformen, in Griechenland und Rom, mehr oder weniger umfangreich realisirt. Diese Verwirklichung aber war nur eine einseitige. Sie konnte dem Charakter des Prinzips zufolge nicht anders sein. Noch fehlte der Idee der Demokratie das Allbelebende, Alltragende, — der Humanismus; noch war sie exklusiv. Nicht allen Gliedern des Staates erkannte sie gleiche Unabhängigkeit, Gleichheit der Rechte zu: sie beeinträchtigte im Gegentheil einen großen Theil der Bevölkerungen zum Vortheil anderer Klassen, und das ist's, was uns in den alten großen Republiken an Barbarei erinnert, das ist die wunde Stelle ihres Systems. Seit Augustus ging auch ihre letzte Spur verloren. Ost, Süd und West von Europa versank in Knechtschaft. Die Priester, bestochen durch die Schenkungen der Fürsten, leiteten die Völker in den Wahn, als seien sie ihren Herren schon nicht nur zu blindem Gehorsam verpflichtet, sondern zugehörig mit Hab und Leben; sie machten dieselben glauben, die Menschen seien nur zu Noth und

6*

Jammer auf Erden; Alles, was das Leben ihnen bieten könne, sei nur verächtlicher, sündhafter Tand, und erst nach dem Tode werde das Freudendasein der Armen und Gedrückten beginnen. Die kindlichen Nationen glaubten und litten also in ihrer Religiosität, während die Pfaffen ihr Eigenthum auf Erden möglichst vermehrten, ihre Weinkeller füllten und leerten und es sich in ihren Refektorien sehr wohl sein ließen, indeß die Fürsten prächtige Hoflager hielten, all ihren sonstigen Gelüsten fröhnten, und die übrigen vornehmen Herren über ihrem gegenwärtigen Wohlleben das Jenseits sehr gern vergaßen. Auch die gemüthlichen Germanen ließen sich durch die schöne Himmelsaussicht verlocken und wurden aus freien, starken Männern, Knechte und Hörige; sie gaben, durch die christlichen Priester bearbeitet, ihre würdige Allodialverfassung für die Hoffnung himmlischer Lehen an ihre sich erhebenden Zwingherren. Die armen betrogenen Völker hofften, duldeten und gaben lange, lange. Fast zweitausendjährige Sklaverei, Druck aller Art, Betrug, Verachtung und Raub der bevorzugten Kasten gehörten dazu, um sie endlich zur Erkenntniß ihres Irrthums und des gegen sie angewendeten Verfahrens zu bringen. Endlich, erst sehr spät, erkannten sie, daß die Erde auch schön sei, daß sie Reichthümer genug besitze, um all ihre redlich arbeitenden Kinder zu nähren; daß es daher ungerecht sei, wenn Einige im Ueberfluß schwelgen und Viele im Elend umkommen, und daß Millionen vernünftiger Menschen weit geschickter seien, sich zusagende Gesetze zu geben und die für ihr Wohl nöthigen Anstalten zu treffen, als ein Fürst mit

seinen ihm untergebenen Räthen; daß es überhaupt unzulässig sei, daß ganze Nationen dem Willen eines Einzelnen wie Sachen anheim gegeben werden. Es war eine lange, harte Schule der Erfahrung, welche die Völker durchgemacht haben, ehe sie zu dem Wunsche und später zu dem Willen einer politisch-sozialen Reform kamen. Erst die härteste Noth brachte sie zu solcher Einsicht, zu solchem Streben. Hier und dort, in der Schweiz, in Italien und Holland sehen wir sie seitdem die früher auf ihnen lastenden Regierungsformen stürzen und dieselben durch sogenannte republikanische ersetzen. Diese Systeme hatten jedoch von Republik eben nicht viel mehr als den Namen. In ihnen lebte ein starrer, engherziger Kastengeist, der sie eher zu Oligarchien stempelte, in denen der einzige Unterschied darin bestand, daß, wo sonst Einer die Masse der Bevölkerung tyrannisirte, dies nun durch Mehre geschah. Daher auch ihr schneller Verfall. Es bestand in ihnen bei schroff getrennten Interessen und Rechten weder Volkssouveränetät noch Solidarität; mit einem Worte, ihnen fehlte die demokratische Basis. Erst in der großen französischen Staatsumwälzung zeigte sich das demokratische Prinzip vorherrschend. Die furchtbaren Ausschweifungen und Gräuel derselben sind jedoch keineswegs auf dessen Rechnung zu bringen, sondern allein dem durch das grenzenlose Elend erzeugten Rachedurst und der durch den Staat und die Kirche selbst verschuldeten mangelhaften Volksbildung und Entsittlichung zuzuschreiben. Der ganz veränderte, würdige Charakter der spätern Umgestaltungen beweis't, wie sehr sich in diesen Zeiträumen der Standpunkt der Nation

gehoben hatte. Was die spezielle politische Bedeutsamkeit dieser Revolutionen betrifft, so unterscheidet sich die von 1830 von der letzten wesentlich dadurch, daß sie mehr auf Sonderinteressen, als auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung und Gleichstellung aller Staatsglieder beruhte. Es war damals mehr die unzufriedene Bourgeoisie, welche die Karten jenes Spieles mischte und dasselbe später beherrschte; die durch sie in den Kampf geführten Massen meinten allerdings für eine endliche Bessergestaltung ihres Looses zu streiten und sich in staatsbürgerlicher Hinsicht eine würdigere Stellung zu erwerben. Sie wurden sehr bald bitter enttäuscht. Sobald sich die Herren Bourgeois einen König gemacht und ihre Vortheile durch alle nur möglichen Institutionen garantirt sahen, schlugen sie der gutmüthigen Plebs, die ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte, ein Schnippchen, und vergalten Denen, die bethört ihr Blut für sie geopfert, ihr Leben gewagt hatten, durch Druck und Verachtung.

Die Revolution von 1848 hingegen ist entschieden aus dem demokratischen Prinzip hervorgegangen und in all ihren Phasen durch dasselbe beherrscht worden. Die niedern Volksschichten bekannten sich fast alle zu demselben, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer politisch-sozialen Staatsveränderung wurzelte tief in ihnen. Sie fühlten schwerer als je die Last der Ungleichheit, sie fühlten, daß es Zeit sei, die Fesseln des Uebermuthes abzuschütteln und den lange vorenthaltenen Platz einzunehmen; sie beschlossen, es zu thun. Die direkte Ursache der Februarrevolution hatte ebenfalls einen durchaus demokra-

tischen Charakter. Es handelte sich um die Aufrechthaltung eines Volksrechtes, um das Vereinigungsrecht, das ihm durch schnöde Willkür entzogen werden sollte. Die Regierung meinte, wie anderwärts, Alles thun zu können; sie glaubte sich unüberwindlich durch ihre Armeen, durch ihre Citadelle und ihre gekaufte Majorität. Aber das Volk von Paris stand auf, — da zerstob diese Majorität, der Thron des geschicktesten Politikers brach zusammen; bald huldigte selbst das Heer der Republik.

Wenn jedoch die französische Umwälzung durch die staatlichen und sozialen Zustände nicht nur motivirt, sondern förmlich hervorgerufen wurde, so war dies in Deutschland in weit größerm Umfange der Fall, denn auf welcher niedern Stufe sich auch Frankreich durch die Schuld seines Königs und seiner Thiers und Guizot befand, es war immer noch ein Musterstaat gegenüber der deutschen Zerrissenheit und Erbärmlichkeit mit ihren sechsunddreißig Fürsten und Fürstchen, die wie Blutegel das Mark des Volkes saugen. Was war die Civilliste eines Louis Philipp gegen die Haushaltskosten dieser sechsunddreißig Tyrannen und die Apanagen ihrer zahllosen Sprößlinge! Eine wahre Kleinigkeit, ein bloßes Frühstücksgeld. Die meisten dieser gottbegnadeten Herren schöpfen ohne Umstände, so oft sie wollen, aus dem Seckel ihrer Unterthanen, um, während jene darben, ihren höchsten und allerhöchsten Gelüsten zu fröhnen. Dafür wird aber auch kein Volk der Erde so vollständig und vielseitig beherrscht, wie die Deutschen. Sie haben unbedingt die größte Varietät in ihren Gesetzen und Regierungsformen; sie haben

Konstitutionalismus, Absolutismus, Jesuitismus und Pietismus, während andere Nationen sich mit einem dieser Vorzüge, oder höchstens mit zwei derselben begnügen müssen. Die Krone seines preiswürdigen Staatensystems, den Bundestag, das kaiserliche, königliche, großherzogliche, herzogliche National-Knechtungsinstitut, haben wir allerdings in neuester Zeit verloren. Erschreckt durch das Zürnen des Volkes, machte er es wie manche Thiere, er stellte sich todt, um das ihm drohende Geschick zu vermeiden. Täuschen wir uns jedoch nicht: sein Geist spukt nach wie vor in Frankfurt. Man wird doch nicht glauben, daß, wo Diplomaten, wie Radowitz, Schmerling und Gagern ihr Unwesen treiben, Nationaleinheit und Volkswohl begründet werden mögen. Wir halten uns jedoch im Augenblick an den geschichtlichen Gang der Verhältnisse und werden erst später auf diese Details zurückkommen. Die vielseitige und vielfache Belastung, der immer mehr um sich greifende Pauperismus, die Beschränktheit der Presse, die polizeiliche Spionage, hier und dort das Junker- und Säbelregiment, hatten wahrlich genug revolutionäres Zündmaterial geliefert. Schon früher war die Sehnsucht nach Freiheit über den Rhein herübergekommen; sie hatten sich dafür begeistert und sie zu befriedigen gemeint, als sie thriumphirend in Frankreichs Hauptstadt einzogen. Es war ein erhabenes apokalyptisches Traumgesicht. Die gutmüthigen Deutschen wähnten den Himmel offen zu sehen und unter dem graubärtigen, auf seiner Weltkugel ruhenden Herrgott alle die Fürsten und Herren wieder gemächlich auf ihren Thronen und Thrönchen

zurechtgerückt, und ihre Minister und besternten Kammerherren — alles Junker vom reinsten Wasser — wie die Engel der Jakobsleiter mit lauter Freiheiten beladen zu dem Volke niedersteigend. Das war ein Jubiliren und Illuminiren. Da traten die Kongresse zusammen, die deutschen Stämme wurden beliebig vertheilt. Dem unheilschwangern Schooße der Diplomatie entkroch das vielköpfige Ungeheuer Bundestag. Der intelligentere Theil der Bevölkerungen that einen Schrei des Unwillens. Einzelne brave Männer traten mahnend zwischen Fürsten und Völker. Sie wagten, dieselben an ihre Verheißung freierer volksthümlicher Verfassungen zu erinnern; aber sie kamen in den Donjons der Festungen sehr bald zu der Ueberzeugung, daß Fürstenwort nichts weniger als heilig ist, daß ihre Konzessionen nur scheinbar, nur durch die Nothwendigkeit abgedrungen sind, mit einem Wort, daß man mit ihnen nur mit dem Degen in der Faust unterhandeln müsse: da sie nur die Sprache der Gewalt, aber nicht die des Rechtes und der Humanität verstehen. Die widerstrebende Volksbewegung wurde durch ausgezeichnete Polizeimaßregeln sehr bald gehemmt; die kühnsten Charaktere wurden zwischen Kerkermauern gebannt. Man war und ist noch heut einfach genug, das Volksleben für ruhig und friedlich zu halten, so lange sich auf dessen Oberfläche keine strudelnden Kreisungen zeigen, während sich doch auf seinem Grunde bereits ganz andere Gestaltungen vorbereiten. So lebte auch in den betrogenen Deutschen das Mißvergnügen fort und wurde mit dem sittlichen und gesellschaftlichen Verfall gleichen Schritt haltend, sehr bald

entschiedene Unzufriedenheit. Man erkannte die Versunkenheit der deutschen Zustände mehr und mehr; man wurde sich der Unerläßlichkeit eines Umschwunges immer deutlicher bewußt. Da zuckte plötzlich im Februar 1848 von Frankreich her ein elektrischer Funke zu uns herüber. Einheit! schallte es vom Rhein bis zur Weichsel. Einheit der Rechte, der Gesetze und unumschränkte Volksherrschaft! Die meisten Stämme erhoben sich für diese Ansprüche. Mit Stolz sage ich es: Oestreich an ihrer Spitze. Das geschmähte Oestreich, welches man wenigstens um ein halbes Jahrhundert zurückwähnte. Man hatte uns zu niedrig gehalten. Wenn aber auch vielleicht bei uns die intellektuelle Bildung durch unser Regierungssystem gehindert, einen Schritt hinter der unserer Nachbaren zurückstand, so wurde dieser Mangel durch ein desto lebendigeres Rechtsgefühl aufgewogen. Wir, ich meine hier eigentlich Wien, wir standen zuerst auf gegen jene Metternichsche Zwingherrschaft, die ganz Europa in ihrem diplomatischen Gewebe hielt; wir Wiener stritten zuerst für Unabhängigkeit und Volksrechte. Der Elende floh mit Schmach belastet, er sah sein fluchwürdiges System durch unsern starken Arm vernichtet. Die Nationen jauchzten uns zu; Berlin folgte unserm Beispiele und sein philhellenischer König, der, weit geistreicher als unser kranker unselbstständiger Kaiser, die Lektion doppelt verdiente, machte sogar schnell alle nur zu wünschenden Zugeständnisse; er ließ sich sogar, um alles Frühere vergessen zu machen und im Sturmschritt Sympathien zu gewinnen, zu der deutschen Posse herab, womit er jedoch im Auslande wenig Glück

machte. Der längst genährte Wunsch der Einheit trat kurze Zeit nach jenen konvulsivischen Volksbewegungen in der deutschen Nationalversammlung personifizirt ins Leben. Die Stämme sandten ihre Abgeordneten wenigstens mit der Mission nach Frankfurt, dort ein einiges starkes Deutschland durch Aufstellung einer auf den Prinzipien der Humanität beruhenden Verfassung zu schaffen. Das bisherige Auftreten dieser ersten Nationalversammlung scheint uns jedoch nicht zu den glänzendsten Hoffnungen zu ermuthigen. Sie ist ein Körper ohne Seele, ohne Herz, ohne edle pulsirende Lebenskraft. Es mag sich allerdings hier und da in manchen Köpfen vieles Wissen aufgespeichert finden, aber nicht eben viel Vernunft, d. h. Erkenntniß des Wahren und Wille des Rechten, Zeitgemäßen. So ist wenigstens die aus Aristokraten, Bourgeois, Beamten und Gelehrten bestehende Majorität, die Diplomaten ausgenommen, die sehr wohl wissen, was sie wollen und ihre Machinationen im Interesse ihrer Höfe vortrefflich anlegen. Der Volkswille ist nur schwach durch die Linke vertreten, die den Männern des Besitzes und der Macht in entschiedener Minderzahl gegenübersteht. Dazu kommt der bereits herrschende Parteigeist, die Rivalität der Völkerschaften, die Sonderinteressen der Regierungen und Stände und über alle dem, Erzherzog Johann, ein herzensguter Mensch, aber nicht Staatsmann genug, um die Angelegenheiten unseres Vaterlandes in solchen Momenten wie der gegenwärtige zu leiten. Dazu hätte es eines Joseph II. des Sohnes unserer großen Theresia bedurft. O, daß er ein halbes Jahrhundert zu früh

lebte und starb! er wäre der erste Vertreter seines und des ganzen deutschen Volkes gewesen. Der jetzige Reichsverweser ist wohl nichts mehr, als eine Wetterfahne, die nicht einmal knarrend den ihr von den mächtigern Höfen her gegebenen Eindrücken folgt. Machen wir uns keine Illusionen, erwarten wir von Frankfurt kein Heil. In unsern Willen, und wenn es sein muß, in unsern Arm, unsere Waffe, laßt uns die Garantien für die Begründung besserer politischer Zustände setzen. Dieser Wille, dieses Streben mögen uns beseelen bis zum letzten Hauche. Welches auch die Resultate jenes bei uns zu berufenden Reichstages seien, wir stehen bis in den Tod für das Recht, für die Unabhängigkeit des Volkes. Wir gehören der Demokratie mit Gut und Blut. Es hat ein fürchterlicher Kampf zwischen dieser und dem Absolutismus begonnen; die Extracten der Staatsgestaltungen sind ergrimmt gegen einander getreten. Sein oder Nichtsein? ist für beide die große Frage des Streites, der sich in diesem Dezennium, vielleicht in kürzerer Frist, für Europa entscheidet. So viel ist gewiß, daß die Demokratie im Volksgeiste immer tiefere Wurzeln schlägt und bei dem Gange der Dinge schlagen muß. Der Absolutismus wird, bei zur Vernunft herangereiften Völkern unmöglich. Er wird der Gewalt des Volksgeistes, der nichts anderes als der Zeitgeist ist, erliegen. Das demokratische Prinzip muß endlich zur Geltung kommen und das politische Leben der Nationen durchdringen. Das Widerstreben der Reaktion kann nur dazu dienen, die wahre Lebensfähigkeit und Energie in der Demokratie zu wecken, und sie

gleichzeitig ihrer innern Vollendung zuzuführen. Die Demokratie, die Vertreterin der Volksrechte und Volksfreiheit, lebe hoch in den Herzen aller Ehrenmänner!"

Herr Hähnerl stand strahlend. Er sah sich durch die Glorie seines zu hoffenden Schwiegersohns bereits unter Oestreichs Volksvertretern glänzen, und sein Herz strömte über in dem Entzücken dieser Hoffnung. Zum ersten Male drückte er dem armen Teufel von Maler, der ihm wegen seiner leeren Taschen und seines ihm durchaus ungelegenen Eindringens in sein Haus — er konnte ihm die nächtliche Lindenpartie aus den Fenstern des Convikts immer noch nicht verzeihen — immer unangenehm gewesen war, herzlich die Hand.

"Sehr wacker, aus meiner Seele gesprochen!" rief er so laut er nur konnte, damit ein möglichst großer Zuhörerkreis zur Kenntniß seiner Gesinnungstüchtigkeit gelange. "Nach solcher Rede ziemt es, auch ein Glas auf den Fortschritt der Demokratie zu leeren. Nicht wahr, meine Herren, Sie stoßen mit mir an? Sie sind meine Gäste?"

"Zum Teufel, dem ist's Ernst mit der Sache, der wird schon freigebig," dachte Straniero — eine Tugend, die er bis jetzt noch nicht an ihm gekannt hatte. "Der Einfaltspinsel! selbst wenn ich meine eigenen Pläne aufgebe, wenn ich alles für ihn thue, so wird immer noch Keiner dumm genug sein, ihn zum Deputirten zu wählen," murmelte er zwischen den Zähnen.

Die Tische waren während dessen mit Weinflaschen und Gläsern bedeckt worden, und man hatte sich, ganz

vergnügt über die Gastfreundschaft des reichen Bourgeois, an den Tafeln niedergelassen.

„Er spricht famos, dieser Straniero," sagte jener Arbeiter, den wir schon seit früher kennen, zu seinen neben ihm sitzenden Bekannten.

„In der That, ein prächtiger Kerl! Er soll leben! Hoch dem Redner," rief sein Nachbar, das Glas erhebend. Hunderte waren im Nu auf den Beinen, ein lärmender Toast folgte.

Straniero dankte mit wenigen, aber gut gewählten Worten.

„Warum hast Du nicht mit getrunken, Kunsky?" fragte der Arbeiter einen Mann, der während der ganzen Scene still und finster da gesessen hatte. „Hat Dir die Rede nicht auch gefallen?"

„Was Rede. Ich will keine Reden, ich will Thaten," antwortete dieser.

Der, der wird auch Thaten zeigen, wenn's darauf ankommt," nahm der Arbeiter Partei.

„Der? Ja — Thaten — aber was für welche? Meint Ihr denn, daß er so denkt und so ist, wie er spricht? Ich sage, er ist ein schofeler Kerl!"

„Was hast Du gegen ihn?"

„Fragt meine Frau; die hat er vor kurzem höchst grob behandelt und sie die Treppe hinunterwerfen wollen, weil sie während meiner Krankheit, als wir gar nichts zu leben hatten, zu ihm gegangen war, ihn um eine kleine Zahlung zu bitten. Ihr wißt, wie das ist, wenn ein

Häufchen Kinder im Hause ist und der Vater nichts verdienen kann. Das arme Weib kam in Thränen ohne einen Pfennig zurück.“

„Also ein schlimmer Zahler.“

„Ein schlimmer Borger; vom Zahlen ist bei ihm gar nicht erst die Rede.“

„Nun sieh, das muß man nicht gar so streng nehmen mit den jungen Leuten; die kommen manchmal in Verlegenheit.“

„Das weiß ich, und deshalb habe ich ihm lange die Sachen auf Treu und Glauben ohne Geld gegeben. Ich habe lange gar nicht erinnert. Endlich wurde ich aber krank und konnte Monate lang nichts verdienen. Da hat ihn denn meine Frau flehentlich gebeten, uns einige Groschen von Zeit zu Zeit zu geben, daß wir uns nur manchmal wieder einen Tag mit den Kindern durchhelfen möchten.“

„Ich muß Dir gestehen, gegen mich hat er sich ganz anders gezeigt. Ich befand mich in ähnlicher Lage; er hat sich meiner höchst freundlich angenommen. Er veranstaltete sofort eine Kollekte, die sehr reichlich ausfiel, wie Du weißt. Jetzt haben wir nach seinem Vorschlag, wie Du weißt, eine Unterstützungskasse errichtet, aus der jeder bedürftige Arbeitslose unsers Vereins einige Hülfe beanspruchen kann.“

„Mag Alles sein; ich halte nun einmal nicht viel von ihm.“

„Er hatte damals, als er so barsch war, gewiß kein Geld; er ist nicht reich, glaube ich. So'n Künstler, man weiß, bei dem rostet das Geld nicht eben.“

„Ich wünschte, ich hätte mit meiner Familie das Geld, was durch seine Hände geht. Ich weiß das besser. Meinetwegen glaubt von ihm, was Ihr wollt, bis Ihr ihn selber kennen lernt.“ Mit diesen Worten entfernte sich der erzürnte Schuhmacher. Die Andern aber sahen einander an, und Einige warfen die naive Frage auf, ob Männer, die in ihren sonstigen Lebensverhältnissen einen mehr als zweideutigen Charakter zeigten, doch gute Demokraten sein könnten, und wessen sich die Demokratie von solchen Individuen zu versehen habe. Es folgten verschiedene Erörterungen, die wir dem Leser ersparen, da wir bei ihm eine so gereifte Urtheilsfähigkeit voraussetzen, um selbst über die hervorgehobenen Punkte zu entscheiden.

Siebtes Kapitel.

Das Schicksal, welches über seinen Günstlingen mit ganz besonderer Fürsorge wacht, schien auch von Straniero das ihm bei Frau von Merzelius drohende peinliche Verhör für den Augenblick abwenden zu wollen, indem es ihre uns bereits bekannte Familie wieder für einige Zeit nach Wien zu Besuch führte. So angenehm ihr dies im Allgemeinen zu sein pflegte, so machte es sich ihr in ihrer gegenwärtigen gestörten Stimmung eher drückend fühlbar. Sie sah sich durch die Anwesenheit der Ihrigen plötzlich mit einer Art Wache umgeben die ihr weit größern Zwang auflegte, als Stephania's Gegenwart, die sie wegen ihrer geringen Weltkenntniß für leicht zu umgehen hielt. Anders war es mit ihren ungemein scharfsichtigen und -züngigen Schwestern, für deren Combinationsfähigkeit schon das leichteste Indicium genügte, um sie in das Labyrinth ihres Herzens zu leiten. Jedenfalls war eine Besprechung mit Straniero nöthig; sie mußte sowohl über sein Verhältniß zu Stephania ins Klare kommen als ihn ferner auf das genaueste über seine im Beisein der Ihren gegen sie zu beobachtende Haltung instruiren. Es handelte

sich nur darum, die Gelegenheit zu dieser Besprechung zu finden. Jedoch Margot wollte, und dieser Wille war stark genug, die etwaigen Hindernisse zu beseitigen. Ihr Kopf war reich an intellektuellen Hülfsquellen, und manches durch die Erfahrung ihr bewährte Mittel stand ihr zu Gebot. Sie besann sich also nicht lange, suchte aus einem Kästchen etwas Spanischfliegenpflaster und legte sich eine ziemlich umfangreiche Vesicatoire auf das Fußblatt des rechten Fußes. Unsere Leserinnen werden über die verzweiflungsvolle Wahl des Ausweges und den Muth der Dame erstaunen, die sich die ungestörte Nähe ihres Freundes durch ein so schmerzhaftes Opfer erkaufte; sie werden aber zugeben, daß es das Geeigneteste war, was sie nur immer thun konnte. Bei einem andern vorgegebenen Uebelbefinden wäre von der besorgten Mutter nicht nur sogleich der Arzt zu Rathe gezogen worden, — man hätte sie auch auf keinen Fall ohne Aufsicht und Pflege allein zu Hause gelassen. Die zarte Haut des Füßchens röthete sich sehr bald unter dem Einflusse des ätzenden Pflasters, und es dauerte nicht lange, so war dadurch eine mehr als hinreichende Geschwulst und Entzündung erzielt, die ihr jede Möglichkeit einer ungehinderten Bewegung für mehre Tage reinweg abschnitt, und die doch wegen ihres an sich unschuldigen Charakters Frau von Armandière und ihre Töchter keineswegs am Besuch der ihnen sich bietenden Zerstreuungen hindern konnte. Die Aufführung einer glänzenden Oper kam in dieser Hinsicht ihren Wünschen trefflich zu Statten, und schon am Abend desselben Tages hatte sie die nöthige Muße, Straniero zu erwarten. Auch

in Betreff Stephania's konnte sie ruhig sein, da diese sich zu unwohl fühlte, ihr Zimmer zu verlassen. Straniero kam wie gewöhnlich, und sie empfing ihn auf dem Sopha ruhend, in einem halben, aber reizenden Negligé. Ein sehr feines, mit kostbaren Spitzen garnirtes rosa Musselinkleid umfloß sie in reichen Falten, und die nachlässig um die Schultern geschlagene Spitzenmantille entzog dem Auge nichts von den Umrissen der zierlichen Büste. Auch das mit zarten weißen Blüthen geschmückte Häubchen machte auf dem dunkeln Haar einen ganz angenehmen Eindruck, so wie der im schwarzen Sammetpantoffel in ihrer liegenden Stellung etwas sichtbare linke Fuß, dessen lieblicher Duodezform und Alabasterhaut man unter dem seidenen Strumpfe gern etwas Koketterie zu Gute hielt.

„Wie, Margot, Du bist krank?“ fragte der junge Mann, an den Divan tretend und ihre Hand fassend, die ihm jedoch unsanft entzogen wurde.

„Ein leichtes Fußübel, nichts weiter,“ erwiederte sie kurz. „Sie wissen, ich bin nicht sehr empfindlich für physischen Schmerz.“

„Das weiß ich; doch wenn Du Dir auch Dein Leiden nicht eingestehen willst, so empfindest Du es deshalb nicht weniger, meine Margot,“ und er beugte sich zärtlich zu ihr nieder. Sie entfernte ihn jedoch mit finsterm Blick. „Aber sage, was hast Du? Was soll dieses Wesen? Du bist unfreundlich gegen mich.“

„Es beliebt mir so zu sein, Herr Straniero.“

„Was habe ich denn seit gestern verbrochen?“

„Das ist mir nicht bekannt. Ich halte es indeß für möglich, daß dies früher geschehen sei.“

„Ich bitte Dich, sei klar, — was hast Du? Ich liebe die ungelös'ten Räthsel nicht.“

„Das ist auch mein Fall, und ich bin im Begriff, Sie ernstlich nach einer mir sehr interessanten Lösung zu fragen.“

„Welch feierlichen Ton Du annimmst, Margot.“

„Im Augenblick bin ich für Sie Frau von Merzelius; erst der Verfolg wird über mein ferneres Verhältniß zu Ihnen entscheiden.“

„Zur Sache,“ bemerkte er mit einem Schatten von Ungeduld.

„Stephania's Benehmen ist mir gestern aufgefallen.“

„So.“

„Sie war ungewöhnlich bewegt, und es schien mir, als stehe die Aufregung in irgend welchem Bezug auf uns.“

„Das Erste ist unzweifelhaft, das Andere sehr möglich.“

„Sie gestehen das zu?“

„Warum nicht?“ antwortete er mit unerschütterlich kaltem Blute. „Was ist dabei zu verwundern, wenn eine so nervöse Person, wie Fräulein Stephania, sich eines Abends besonders aufgeregt findet? Was Deine auf uns bezügliche Andeutung betrifft, so würde es für mich durchaus nichts Auffallendes haben, dieselbe begründet zu sehen.“

„In der That?“

„Ja. Ich würde es eigen gefunden haben, Dir früher von diesen Dingen zu sprechen. Ein Mann von Ehre

ist auch dann noch diskret, wenn er sich durch keine besondere Sympathieen dazu bewogen fühlt. Jetzt allerdings steht die Sache anders; ich würde jetzt durch ein längeres Schweigen mein Verhältniß zu Dir, das Süßeste, was ich je kannte, in Frage gestellt sehen: ich will und muß mich daher erklären. Du hast Dich nicht getäuscht, meine Margot, Stephania liebt mich, — vielleicht mit Leidenschaft. Ich finde das wieder sehr natürlich, daß das Landmädchen mich mit ihrem noch vacanten Herzen beehrte. Ich war vielleicht der erste Mann, den sie öfter in ihrer Nähe sah. Ich habe mir bei diesem Unglück jedoch keine Schuld beizumessen, ihre Empfindungen hervorgerufen zu haben; wenn ich auch nicht läugnen mag, daß ich in der ersten Zeit, blos, weil mich die Neuheit reizte, scheinbar, zum Scherz auf ihre Ideen einging. Dies wurde mir jedoch bald so zum Sterben langweilig, daß ich das Possenspiel aufgab. Auch, laß es mich gestehn, beschäftigte mich der Gedanke an Dich, meine Himmlische, zu sehr, meine lange verborgene für Dich gehegte Liebe sprach zu laut in meinem Herzen, um mein Sinnen und Streben nicht sofort einzig Dir zuzuwenden. Du wirst mir selbst bezeugen, daß ich das Fräulein stets nur in den strickteſt gesellschaftlichen Formen behandelt, ja, später sogar, als die Symptome ihrer Neigung deutlicher und mir deshalb lästiger wurden, diese Formen sogar manchmal aus den Augen setzte, um sie, wo möglich, auf diese Weise zu heilen. Sie war mir langweilig mit ihrer Schwärmerei, ihrem Schmachten und ihrer zärtlichen Zuvorkommenheit.“

„Und doch nahmen Sie Geschenke von ihr an.“

Straniero hätte bei einem Haar die Contenance verloren. Er glaubte einen Augenblick, Frau von Merzelius beziehe sich auf seine jüngste Diebstahlsgeschichte.

„Haben Sie nicht eine Zeichnung von ihr erhalten? Ich kenne diese Zeichnung ganz genau; ich habe Stephania daran arbeiten sehen?“

Straniero zappelte noch immer in seinem Dilemma. Er hatte seit längerer Zeit so viele Zeichnungen von Stephania gefordert, erhalten und bei Bernetti und sonst für seine eigenen verkauft, daß es nicht eben leicht war, die hier von Margot gemeinte zu wissen.

„Ich habe sie augenblicklich bei Frau von Becher wiedererkannt.“

„Ach ja, ich besinne mich, jene Gebirgslandschaft.“

„Die ich sehr gern gehabt hätte.“

„Sie ist gut, es ist wahr. Ich hatte mich, als sie mir vollendet gezeigt wurde, der Wahrheit gemäß lobend darüber geäußert, ich mußte es mir nun sofort gefallen lassen, damit beschenkt zu werden. Welch hohen Werth ich auf dieses Geschenk legte, glaube ich dadurch dargethan zu haben, daß ich es sofort dem Kunsthändler überließ, von dem, wie Du wohl ebenfalls wissen wirst, es Frau von Becher kaufte. Ich hoffe, Du bist mit dieser Beichte zufrieden. Denn daß Fräulein Stephania sich ohne mein Zuthun in den Kopf gesetzt hat, mich zu lieben, das kann mir doch nicht zur Last fallen. Die Angelegenheit ist also abgethan.“ Und er umschlang die sich süßlächelnd sträubende Geliebte. Der Friede war

geschlossen. Margot hatte auf diese Erörterungen nichts zu erwiedern. Ihr Verhältniß zu Stephania entbehrte so ganz jeder wahren edlen Basis, daß sich in ihr keine Stimme zu Gunsten der Freundin erhob, die den Zweifel ausgesprochen hätte, daß diese einer lächerlichen, wegwerfenden Haltung gegen einen Mann fähig sei. Nicht einmal eine Regung des Mitleids gab sich in ihrem Herzen kund. Geringschätzung gegen die verschmähte Nebenbuhlerin und Triumphesfreude waren die einzigen sie erfüllenden Gefühle.

Als Straniero sie verlassen hatte, beeilte sie sich, den Erguß ihrer überströmenden Befriedigung ihrer Jugendgespielin mitzutheilen. Sie schrieb:

„Du Einzige,

der ich in den tiefsten Falten meines Wesens zu lesen gestatte, ich eile, Dir eine neue Seite meines innern Lebens zu zeigen. Du weißt mein Verhältniß zu Straniero. Warum es auch Dir verheimlichen? Kennst Du nicht die Welt wie ich, und stimmst Du mit mir nicht in der Ansicht überein, daß, wenn wir uns durch Klugheitsrücksichten zu einer Verbindung bestimmt sahen, wir, wenn dieses Band durch die Zeit gelös't ist, wieder frei dem Zuge unsers Herzens folgen mögen? Jene romantische Schwärmerei von einer Liebe und Treue über das Grab hinaus ist mir stets fremd gewesen. Mein Element ist die Realität. Für uns, die wir uns in den höheren Sphären der Gesellschaft bewegen, ist solch kleinbürgerliche Empfindelei nicht anwendbar. Wir leben nicht mit dem Herzen, sondern mit und durch

den Verstand. Für uns kann es daher auch nicht jene illusorische Verbindlichkeit geben, wie phantastisch-leidenschaftliche Naturen sie sich vielleicht zu schaffen geneigt sind. Ich habe meine Pflicht gegen Herrn von Merzelius erfüllt, ich habe ihn nie zur Klage veranlaßt, — dies genügt meinem Bewußtsein. Die Vergangenheit war sein, Gegenwart und Zukunft aber gehören mir zu unbeschränkter Verwendung. Es ist wahr, daß, wenn ich ernst mit mir zu Rathe gehe, ich mir sagen muß, daß jene Klugheitsrücksichten, die einst meine Wahl bestimmten, im Verhältniß zu Straniero entgegengesetzt wirken und mich daher von ihm entfernen sollten. Ich bin indeß nach so lange getragenem Joche durchaus nicht geneigt, diesen Rücksichten meine Neigung zu opfern; denn laß es mich Dir gestehen: so gleichgültig, ja lästig, mir jener Mann war, eben so anziehend und liebenswürdig erscheint mir dieser. Sein witz- und lebensprühender Geist, seine angenehme Persönlichkeit, und warum es verschweigen — der unwiderstehliche Zauber seines Wesens, bieten mir endlich Ersatz für das Entbehrte, schmerzlich Entbehrte. Ich wäre thöricht, diesen Ersatz aus übelverstandener Religiosität oder Kleinstädterei zurückzuweisen. Du wunderst Dich in Deinem letzten Briefe über die wunderbare Metamorphose meines Verhältnisses zu diesem Manne. Ich finde dieselbe höchst einfach. Wir haben uns gegenseitig verkannt und mißverstanden. Jedes von uns beiden, zurückgehalten von der Furcht des Ridicüle, hat sich hinter der Maske der Antipathie verborgen. Es war

natürlich, daß Leute von Welt, wie wir, gegenseitig die Chancen einer freimüthigen Kundgebung ihrer Neigung scheuten. Straniero hat sich allerdings endlich zu diesem Entschluß bestimmt gesehen, und es ist mit uns gekommen, wie es ist. Doch ich plaudere Dir da von bekannten, längst besprochenen Dingen, während es doch der Zweck meines Schreibens ist, Dich mit etwas Neuem zu unterhalten. Unsere junge Liebe hat nämlich eben schon einen ersten Sturm bestanden, und das einen recht ernsten. Ehe ich Dir jedoch diese Details vortrage, muß ich Dir von jener Person sprechen, die, wie Du weißt, schon seit längerer Zeit in meinem Hause lebt. — Stephania gehört zu jenen ewig milden Charakteren, die ohne Salz und Würze, ohne lebendigen und treffenden Geistesflug, auf die Länge durch ihre Güte selbst langweilen. Außerdem fehlt ihr jede Gewandtheit der guten Gesellschaft, man könnte sie oft einfach nennen, obgleich sie im Allgemeinen nicht unwissend ist und eine sorgfältige Erziehung gehabt zu haben scheint. Du wirst lächeln über meine Verblendung, wenn ich Dir gestehe, daß ich fähig war, dieses Mädchen mir bei Straniero gefährlich zu wähnen und seinerseits an die Möglichkeit einer tieferen Theilnahme für sie zu glauben. Spotte immerhin der Eifersüchtigen, die jedoch von ihrem Irrthume zurückgekommen ist und die in demselben für Straniero liegende Beleidigung reuevoll erkannt hat. Ich war gewiß die am meisten zu Beklagende, weil der Fluch der Eifersucht sich weit weniger dem Objekt als dem Subjekt fühlbar macht. Wenn

aber auch in Bezug auf Straniero nicht beunruhigend, entbehrt meine Vermuthung doch nicht allen Grundes. Es ist nur zu wahr, daß er von Stephania geliebt wird. Diese Gewißheit kann freilich auf mich weiter nicht mehr influiren, als daß sie das Mädchen in meinen Augen herabsetzt. Ich finde es einfältig, ohne alle Anregung von Seiten des Mannes eine so blinde Leidenschaft zu fassen, und lächerlich, ja abgeschmackt, taktlos, ihn dieselbe so unzweideutig erkennen zu lassen. Sie wird mir deshalb, trotz ihrer Anhänglichkeit für mich, so gleichgültig, ja unangenehm, daß ich den Spott, mit dem Straniero sie verfolgt, nicht nur natürlich finde, sondern oft selbst eine kleine Neigung dazu in mir verspüre. Wahrhaftig, das Weib, das vor einem kalten Manne schmachten kann, hat sich selbst vergessen und mag seinen Spott als Lohn der Albernheit hinnehmen. Auch finde ich mich durchaus nicht veranlaßt, in meinem Verhältniß zu Straniero ihretwegen irgend etwas zu ändern. Ich werde mich, wie früher, darauf beschränken, dasselbe nie, weder vor ihr noch vor irgend Jemand, bis zur Evidenz hervortreten zu lassen. Das ist im Augenblick Alles, was ich für sie zu thun geneigt bin; will sie mehr, desto schlimmer für sie. Du und jede verständige Person würde an meiner Stelle eben so handeln. Margot.“

Stephania's ohnehin leidende Gesundheit war seit jener Scene, deren Zeugin sie bei Frau von Merzelius gewesen, noch zerrütteter. Sie hatte seitdem ihr Zimmer nicht mehr

verlassen, was ganz mit ihren Wünschen übereinstimmte, weil ihr in Bezug auf Straniero daran lag, den Augenblick des Wiedersehens so weit als möglich hinausgerückt zu sehen, um erst so viel Fassung und physische Kraft zu gewinnen, ihm fest und scheinbar ruhig gegenübertreten zu können. Auch Margot's Umgang hätte sie gern so lange gemieden, als sie sich ihrer selbst nicht sicher glaubte und besorgte, diese könne einst in einem Augenblick, in dem der ganze Schmerz ihres Unglücks sie erfaßte und deren es so viele gab, die Todeswunde ihres Herzens entdecken. Und doch wollte sie der Freundin so gern alles Leid, sogar die leise Trauer des Mitleids ersparen. Auch that ihr Margots Anblick weh, die nie heiterer und muthwilliger war, und bei ihren Besuchen Straniero mit dem unbefangensten Tone von der Welt zum Gegenstand fast all ihrer Gespräche machte. Eben so sehr, als ihr eigenes Leid betrübte sie der ihre Freundin befangenhaltende Wahn, und der Gedanke an dessen Zerstörung. Und doch mußte sie diesen Moment um ihrer Beider willen herbeiwünschen.

Eines Morgens trat Frau von Merzelius, wie sie dies gewöhnlich zu thun pflegte, bei ihr ein. „Guten Tag, liebe Stephania, ich komme, mich zu erkundigen, wie es unserer Einsiedlerin geht, und ob wir bald die Freude haben werden, sie wieder in unserm Kreise zu sehen,“ sagte sie, indem sie an das Lager ihrer Freundin trat.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, theure Margot. Ich fühle mich bereits etwas besser und werde hoffentlich auch die letzte Schwäche bald beseitigt sehen.“

„Sie sind durch mich in interessanter Lektüre unterbrochen worden. Was lasen Sie?“

Ein leichter Anflug von Röthe färbte auf einen Augenblick Stephania's blasses Gesicht. „Ich las Fiesko,“ antwortete sie mit unsicherer Stimme.

„Ein herrliches Stück! Sie erlauben wohl, daß ich sehe, wie weit Sie sind. Ach, in der Scene zwischen Leonore und Julia. Ich muß gestehen, daß diese Scene mich gerade von allen am wenigsten anspricht.“

„Wie sollte sie das auch. Leonorens Charakter ist hier nach meiner Ansicht ganz verfehlt. Das edle Weib muß stolz sein. Fiesko's Gemahlin mußte ihren Schmerz stumm ertragen; sie durfte ihrer triumphirenden Nebenbuhlerin nur schweigende Verachtung entgegensetzen; sie konnte sich gegen dieselbe wegen eines in diesem Augenblicke unwürdigen Mannes nicht zu solchem Ton, zu solcher Sprache herablassen.“

„Sie haben Recht, beide sind hierin verfehlt. Auch Julie gebehrdet sich fast wie ein Fischweib, und zeigt wahrlich nichts von einer der feinsten Koketterie fähigen Intelligenz, nicht einmal in dem nöthigsten Decorum, in den von einer Frau ihres Standes zu beanspruchenden Manieren weiß sie sich zu halten. Als Frau von Geist mußte sie sowohl die Welt als auch Leonore über das zwischen ihr und deren Gemahl bestehende Verhältniß, mit dem ausgezeichnetsten Raffinement zu täuschen wissen. Sie mußte sich Leonoren nähern, ihr Vertrauen gewinnen und durch die möglichst enge Verbindung mit ihr, bei ihr, so wie in den Augen der Gesellschaft jede Möglichkeit

eines Argwohns vernichten. Ich wenigstens würde so gehandelt haben."

Stephania war bei dieser Expektoration erblaßt, ihr Athem stockte wie gefesselt in ihrer Brust, und dasselbe Weh, welches sie schon mehre Male bei heftigen Gemüthsbewegungen empfunden hatte, durchschnitt ihr Herz. "Sie?" — fragte sie fast entsetzt.

"Nun ja, ich würde an Julia's Stelle, Fiesko's Frau die größte Zuvorkommenheit beweisen, die zärtlichste Anhänglichkeit affichirt haben."

"Und ich würde den Mann, der in seiner Empfindung für mich wankend geworden, wortlos den Händen der gewandten Künstlerin überlassen haben," sprach Stephania ernst. Margot sah sie neugierig forschend an. Nicht im Staunen über etwas Unbekanntes, sondern mit dem Wunsche, die Tragweite ihrer Worte zu erforschen. "Nur in einem andern Falle würde ich mich zum Sprechen entschließen," fuhr Jene fort: "dann nämlich, wenn ein edles, argloses Weib unbewußt das Opfer des Mannes werden sollte, der mein Herz zu täuschen gewagt hätte; nur dann würde ich meinen Stolz überwinden und mit der Wahrheit zwischen ihn und sie treten."

"Die Wahrheit ist in dergleichen Verhältnissen leider sehr relativ, wir sind hier weit häufiger Selbsttäuschungen, als äußern unterworfen. Wir setzen oft außer uns Gefühle voraus, die nicht vorhanden sind, wir schmeicheln uns mit dem Bestehen von Verhältnissen, die nie existirten, und klagen, wenn wir unsern Irrthum erkennen, über Un-

bestand und Untreue, während wir uns unserer Fiktionen wegen doch nur selbst den Prozeß zu machen hätten."

"Jedenfalls wäre ein solcher Schritt eben so unnütz, als lächerlich; da selbst dann, wenn eine Verbindung bestände, dieselbe durch die Entfernung des einen Theils schon als aufgelös't zu betrachten wäre. Es würde sich überdies sehr erbärmlich machen, eine Neigung fordern zu wollen, die man nicht einzuflößen oder doch nicht zu fesseln verstand."

"Sie mißverstehen mich," entgegnete Stephania mit leicht bebender Stimme. "Kein Weib von Charakter kann die Neigung eines Mannes erstreben wollen; sie wird alles dahin Abzweckende als ihrer unwürdig verachten; doch eine edle Frau vor einer drohenden Perfidie warnen, das kann nur recht und pflichtgemäß, nicht aber degradirend oder kompromittirend sein."

"Das ist zu hoch für mich; ich kann mich zu solch außerordentlicher Sublimität nicht erheben," antwortete Margot mit dem schneidendsten Hohn. "Ich weiß nur, daß dergleichen Freundschaftsdienste meist nicht beachtet werden."

Stephania fühlte das Gewicht dieser Worte. Eine dunkle Ahnung, daß Margot durch ihre Worte auf sie und Paul hindeuten wollte, stieg in ihr auf; ein finsterer Abgrund, der Charakter ihrer Freundin, gähnte vernichtend vor ihren Blicken. Frau von Merzelius hatte Dinge ausgesprochen, die auch das günstigste Vorurtheil zu zerstören hinreichend waren. Ihr blieb kein Zweifel: Jene kannte ihr Verhältniß zu Straniero entweder als ein

blos imaginäres, oder sie ignorirte dasselbe im Bewußtsein ihres Sieges absichtlich als etwas Längstgewesenes. In dem einen Falle handelte sie ohne alles Zartgefühl, im zweiten herzlos. Stephania sah ihr Glück unwiderruflich zertrümmert, sie hatte alles, den geliebten Mann, die einzige theure Freundin verloren. Der Schlag war furchtbar. Seit einiger Zeit hatte sie die Möglichkeit einer Täuschung in Straniero's Charakter begriffen, sie hatte sie leider schon als mehr, als Wahrscheinlichkeit erkannt, sie hatte viel dadurch gelitten; aber nie war der leiseste Zweifel an Margot in ihr aufgestiegen. Was sie im Allgemeinen etwa Mißliebiges an ihr bemerkt, hatte sie so gern entschuldigt und jenen Allen anklebenden Schwächen beigezählt. Ihr gegenwärtiges Auftreten trug jedoch eine etwas zu entschiedene Färbung, um irgend einen günstigen Gesichtspunkt zu gestatten. Margot hatte kein Gefühl, sondern nur kalten wegwerfenden Spott für sie. Vergebens hatte sie durch dieses Gespräch eine freundliche gegenseitige Aussprache anzubahnen gehofft, vergebens hatte sie, um jeden, auch um den theuersten Preis eine traurige Erfahrung von ihrer Freundin abzuwenden gewünscht. Sie wurde stolz zurückgestoßen.

„Ich bin allein," schrieb sie an jenem Tage in ihr Journal, „fürchterlicher allein, als je; denn Glaube und Hoffnung standen mir damals zur Seite, als ich meinen Vater vor mir ins Grab senken sah. Damals war ich stark in meinem Schmerze; ich glaubte an den innern Adel der Menschen, ich hoffte, das, was ich ihnen aus voller Seele gab, Liebe und Wahrheit, auch in ihnen zu finden;

ich wähnte, es sogar gefunden zu haben, und jauchzte auf in einem Dankesjubel gegen das Geschick, das mir in überschwenglicher Huld das Herrlichste: Freundschaft und Liebe zu gewähren schien. Es war Täuschung. — Keine Selbsttäuschung, sondern der sich mir von außen her als wahr aufdringende Schein. Ich habe nichts gethan, ihn hervorzurufen. Beide, Straniero und Margot, sind im verklärenden Nimbus der Tugend vor mich getreten. Hätt' ich sie nie gekannt! — Wäre ich in jenen Bergen geblieben, am einsamen Hügel meines Vaters. — Wie soll ich dieses Weh ertragen? wie es vor den entweihenden Blicken verbergen? — Ich darf in meiner äußern Stellung auch nicht das Mindeste ändern; ich muß so bleiben, wie ich gegenwärtig stehe, da durchaus kein äußerer Grund zu einer Veränderung vorliegt. Selbst dann, wenn ich dieses Haus um jeden Preis verlassen wollte, um mich von stets sich wiederholenden trüben Eindrücken zu befreien, wohin mich wenden in dieser fremden Stadt? Ich könnte allerdings in das Bergschloß zurückkehren. — Aber ich gehöre mir noch nicht selbst, vielleicht, daß noch Personen leben, die mir durch Familienbande nahe stehen. Sie aufzusuchen ist meine heiligste Pflicht. Also bleiben, bleiben, wo ich bin! unsäglich leiden von Tag zu Tag! — O was ist Tod gegen ein solches Leben! Ein langsames Hinschmachten am Kreuz, ist dieser rastlos wühlende Schmerz. — Ich fürchte nicht, daß mein Körper demselben erliege, das wäre Wohlthat — aber der Gedanke, mein Geist könne darin untergehen, dieser Gedanke erfüllt mich mit Entsetzen. Manchmal ist es

mir in der That, als stocke der Gang meiner Ideen, als sei das höhere Geistesleben in mir vernichtet, und verzweifelnd suche ich den Centralpunkt seines Wirkens. Wahnsinn — er ist grauenvoll. Nein, ich will nicht wahnsinnig werden! Mag ich sterben durch sie; aber meine Geistesklarheit will ich behalten. Sie sollen nicht kalt die Achseln zucken, daß eine Thörin sie bis zur Verzweiflung des Wahnsinns geliebt.«

Achtes Kapitel.

Corvin kehrte einst gegen elf Uhr Nachts allein aus einem Café nach seiner Wohnung zurück. In die Nähe des Leopoldstädter Theaters gelangt, wo sein Weg ihn führte, hörte er auf einmal ein heftiges Stimmengewirr sich erheben. Er verdoppelte die Schnelligkeit seiner Schritte, um die Ursache dieses ungewöhnlichen Lärms zu erfahren. An Ort und Stelle angekommen, sah er einen Menschenknäul, der etwas im Augenblick ihm noch Unklares umgab. Bald hatte er sich jedoch so weit vorgedrängt, daß es ihm möglich wurde, sich über dasselbe au fait zu setzen. Eine Frauensperson, deren Züge er aber noch nicht unterscheiden konnte, lag vor einem Militär auf den Knieen und jammerte und flehte kläglich.

„Erbarmen Sie sich meiner," rief sie, auf ihre Umgebung blickend, „lassen Sie mich nicht ins Gefängniß führen! Ich schwöre es Ihnen beim lebendigen Gott, ich bin keine schlechte Person."

„Kanaille, Du lügst; Du wolltest mir meine Uhr und Börse stehlen," schrie der Offizier, indem er mit blankem

Degen auf sie einhieb, daß sie sich wimmernd am Boden krümmte.

„Ich habe wirklich kein Verbrechen begangen. Alles, was ich that, war, daß ich diesem Menschen, der mich fortwährend verfolgte und mich auch jetzt unverschämt behandelte, eine Ohrfeige gab.“

„Du lügst, Nichtswürdige,“ und ein zweiter Hieb sollte die Arme treffen. Sie aber hatte sich aufgerafft.

„Retten Sie mich, um Gotteswillen!“ Mit diesen Worten flüchtete sie sich in den sie umgebenden Kreis.

„Man hole augenblicklich die Wache!“ herrschte der Lieutenant.

„Holen Sie sie selbst, wir sind nicht Ihre Diener,“ erwiederte Corvin, in dessen Nähe das junge bedrohte Mädchen — niemand Anders als Lenerl — sich befand. Ein Blick auf das schöne Kind hatte ihn überzeugt, daß es sich hier von Seiten des Offiziers, in dem er übrigens Kuno von Kopp erkannte, um eine Unverschämtheit handelte. Er wußte, daß dieser sich früher um die niedliche Statistin bewarb. Wir hatten außerdem noch zu bemerken Gelegenheit, daß alle seine Eroberungsversuche erfolglos blieben und daß sie ihm Straniero, der sie durch Kuno kennen lernte, vorzog. „Glauben Sie mir, das Fräulein hat die Wahrheit gesprochen. Es hat mit der Ohrfeige sicher seine Richtigkeit. Der Herr hat sich einen derben, unziemenden Scherz erlaubt, und ist in derselben Weise bedient worden; so ist's,“ wendete er sich an die Umgebung.

„Eine Ohrfeige, ja, das läßt sich hören. Warum nicht? Warum soll sie sich nicht wehren wie sie kann? Wenn die Weiber Säbel trügen, nun, so hätte sie ihm, statt mit der Hand, eins damit versetzt,“ sprach einer der Beistehenden.

„Die Herren vom Militär nehmen sich manchmal ein Bischen viel heraus,“ bemerkte ein Anderer.

„Sie sieht auch wahrhaftig nicht aus wie eine Diebin. Wie es zittert, das arme Ding.“

„Lassen wir sie laufen.“

„Das soll man sich unterstehen,“ rief von Kopp, auf Lenerl zustürzend, die sich verzweifelnd in Corvin's Arme warf.

„Halt da! Mir wirst Du sie doch wohl lassen. Ich nehme das Fräulein in meinen Schutz, verstehst Du; ich verbürge mich für sie. Alles, was Du sonst noch wünschen kannst, magst Du morgen in meiner Wohnung besprechen. Jetzt sei nicht unvernünftig.“

„Das ist allerliebst; Du erklärst Dich also zum Ritter dieser Dulcinea?“ lachte Kuno, als er Corvin näher betrachtete. „Nun freilich, gegen Dich, als alten Schulkameraden, kann ich nicht ungefällig sein. Für dies Mal will ich Dir die Spitzbübin cediren. Kommt sie mir aber einmal allein in den Weg, dann stehe ich für nichts.“

„Wir hätten sie so nicht arretiren lassen und den Säbellieutenant eher zu Brei gehauen,“ rief man in der Versammlung.

Von Kopp warf einen wüthenden Blick umher. Da er indeß als kluger Feldherr die ihm gegenüberstehende

Macht in ihrer ganzen Stärke erkannte, so hielt er einen weitern Ausbruch seines Mißvergnügens zurück und entfernte sich in stolzem Schweigen.

„Kommen Sie, Fräulein,“ wendete Corvin sich nun an das noch immer bebende Mädchen, indem er ihm den Arm bot. „Ich werde Sie bis an Ihre Wohnung begleiten, wenn Sie es mir erlauben.“

Lenerl sah mit einem unnennbaren Gefühl von Dankbarkeit zu ihm auf. „Wenn Sie die Güte haben wollen, so werden Sie mich sehr verpflichten,“ erwiederte sie schüchtern, und leise legte sie ihre Hand auf den sich ihr zur Stütze bietenden Arm. Die Menge theilte sich, um ihnen Raum zu geben. Verschiedene Bemerkungen und Konjekturen folgten ihnen, als sie sich entfernten; doch Alle stimmten in der Ueberzeugung überein, daß der Offizier und nicht das Mädchen der veranlassende Theil gewesen sein mochte. — Das Volk hat einen so außerordentlichen Instinkt der Wahrheit, daß es sich in seinem Urtheile selten täuscht, wenn es nicht etwa durch fremden Einfluß irre geleitet wird. Lenerl war übrigens von der erlebten Scene so ergriffen worden, daß sie den Weg nur mit großer Anstrengung zu Fuß zurücklegte. Corvin war genöthigt, sie die Treppen bis in ihre Stube fast hinaufzutragen. — Manon machte große Augen, als sie ihre Pflegetochter so spät in Herrngesellschaft ankommen sah. Nicht, daß ihre Ansichten über Schicklichkeit dadurch verletzt wurden, sondern nur der Außerordentlichkeit wegen. Sie hätte sie z. B. recht gern in Begleitung des freigebigen Herrn von Kopp gesehen. Lenerl erfüllte diesen Wunsch nie, und auch

Straniero, den Manon, ohne ihn zu kennen, verabscheute, hatte ihre Schwelle nie überschritten. Die Gegenwart eines ganz fremden jungen Menschen um diese Stunde mußte ihr natürlich auffallen.

„Was ist Dir geschehen, Lenerl?“ fragte sie, mehr neugierig als bestürzt, als sie das Mädchen ermattet auf einen Stuhl sinken sah.

„Das Fräulein hat einen sehr unangenehmen Auftritt auf der Straße gehabt,“ antwortete Corvin.

„Was ist geschehen?“

„Sie ist von einem Militär sehr roh behandelt worden.“

„Ohne diesen Herrn wäre ich jetzt im Gefängniß.“

„Wie das?“

„Von Kopp erwartete mich am Ausgange des Theaters und folgte mir ungeachtet meiner entschiedenen Zurückweisung. Endlich trieb er die Unverschämtheit so weit, mich anzufassen“ — sie mochte vor Corvin nicht sagen, daß er sie küssen wollte — „was ich ihm verdientermaßen mit einer Ohrfeige lohnte. Er zog den Degen, schlug mich, und sagte den auf mein Geschrei herbeieilenden Personen, ich habe ihn bestehlen wollen. Man hätte jedenfalls die Wache geholt und mich auf diesen Verdacht hin festgenommen, wäre dieser Herr nicht ins Mittel getreten.“

„Ach, so ist's. Ja, das hast Du Dir selbst zuzuschreiben,“ sagte Manon, gleichgültig die Achseln zuckend. „Der Herr Lieutenant ist sonst ein ganz guter Herr. Du hättest Dich nur anders benehmen müssen. Es wäre allerdings schlimm gewesen, wenn Du eingeführt worden wärest, weil Du dann sicher Deine Stelle im Ballet

verloren hättest. Ich danke Ihnen daher vielmals, lieber Herr, daß sie das unbesonnene Ding für heut aus der Verlegenheit gerissen haben.“

Lenerl schwieg. Sie fühlte sich von der Art und Weise ihrer Pflegemutter schmerzlich verletzt; sie fürchtete, daß Corvin, der fremde junge Mann, sie falsch beurtheile. Sie fürchtete es, denn obgleich längst manchen nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt, hatte sie doch noch so viel Zartgefühl, auf die Meinung Anderer in Bezug auf sich Gewicht zu legen. — Corvin, der das unangenehme Verhältniß zwischen ihr und Manon errieth, empfahl sich bald, um ihr jede fernere Verlegenheit zu ersparen. Er nahm einen tiefen Eindruck mit sich hinweg, wie ihn noch kein weibliches Wesen auf ihn gemacht hatte. Indem er mit Trauer Lenerl's eigentlichen Standpunkt erkannte, war er gleichzeitig überzeugt, daß sich dieser Charakter durch manche edle Anlage auszeichnen müsse. Er sah in ihr das unerfahrene Kind, das, allen Launen des Schicksals preisgegeben, seinen Weg durch das Leben ohne Stütze noch Beistand über Klippen und Abgründe suchen mußte, und nahm sich vor, wenn es ihm irgend gestattet würde, nach seinen Kräften günstig auf sie einzuwirken. Ihr Uebelbefinden sollte ihm den nächsten Vorwand bieten, ihr Haus zu besuchen.

Anstatt übrigens, wie sie gehofft hatten, sich während der Nacht zu erholen, verschlimmerte sich Lenerl's Zustand dermaßen, daß Manon ernstlich um sie besorgt wurde. Schon durch die frühern, durch Straniero erlittenen Gemüthserschütterungen war ihre sonst blühende Gesundheit

bedeutend angegriffen worden, so daß es nur noch einer traurigen Veranlassung bedurfte, um dieselbe entschieden zu brechen. Diese hatte sich in dem Zusammentreffen mit dem Lieutenant gefunden. — Sie hatte sich kaum zur Ruhe gelegt, als sie sich von einem heftigen Fieber beherrscht fühlte und bald darauf das Bewußtsein verlor.

Manon that, was im Augenblick geschehen konnte, aber die geringen Mittel waren zu schwach gegen ein Uebel, welches bereits den ganzen Organismus verheerend ergriffen hatte. Endlich kam der Morgen, ohne jedoch Erleichterung zu bringen. Nachdem wieder mehre Stunden vergangen waren und sich noch immer kein Schein von Besserung zeigte, entschloß sich endlich Manon, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Sie eilte nach der Wohnung des Nächstbefindlichen. Als sie um die Straßenecke bog, bemerkte sie eben vor dem ihr so tief verhaßten von Becherschen Hôtel die Equipage eines Doktors. Froh über diese Gelegenheit, die ihr alle Weitläuftigkeiten ersparte, erwartete sie seine Rückkehr aus dem Hause. Sie schien indeß dies Mal ohne ihren Wirth gerechnet zu haben: der Sohn Aesculaps, ein feister Mann mit einer Anti-Mäßigkeitsvereinsnase, zeigte wenig Lust zur Berücksichtigung ihres Gesuchs. Sei es, daß er, wie er sagte, sehr beschäftigt war, sei es, daß das ärmliche Aussehen und die verwelkte Gestalt der Bittenden ihm keine Sympathie einflößten. Er verwies Manon sehr lakonisch an die Bezirksanstalten und an die Hospitäler und war im Begriff, als diese immer dringender bat, seine Ungeduld in noch deutlicherer Weise kund zu geben. Da trat plötz-

lich eine junge fein gekleidete Dame vermittelnd zwischen den herzlosen Egoisten und das arme bekümmerte Weib. Es war Stephania, die Frau von Becher besuchen wollte und die im Vorübergehen das zwischen dem Arzt und Manon stattfindende Gespräch vernahm. Sie kannte den hochgelahrten Herrn und beeilte sich, diesen Vortheil zu Gunsten der Hülfesuchenden geltend zu machen.

„Guten Morgen, Herr Medizinalrath,“ sprach sie herantretend, „Sie kommen wahrscheinlich daher wohin ich gehe.“

„Ach ganz ergebenster Diener, ja, mein Fräulein, wenn Sie die Absicht haben, sich zu Frau von Becher zu begeben.“

„So ist's. Doch sagen Sie, war es ein formeller, oder ein nothwendiger Besuch, den Sie eben machten?“

„Rein formell; ich wollte nur wieder einmal nachfragen, ob Alles in gewünschtem Zustande sei.“

„Sie erfreuen mich ungemein durch diese Versicherung. Ich fürchtete immer, daß die letzte Krankheit der Kinder sich in ihren Folgen längere Zeit fühlbar mache — doch entschuldigen Sie — ich vergaß, daß Ihre Zeit den Leidenden gehört. Sie sind immer so sehr in Anspruch genommen; diese gute Frau hier wartet gewiß schon auf Sie; also nochmals, Verzeihung.“

„Ach liebes gnädiges Fräulein, ja, ich warte sehnlichst auf den Herrn Medizinalrath. Ich habe eine Tochter von sechzehn Jahren, die mir sehr gefährlich krank liegt.“

„Ich habe Ihr schon gesagt, wohin Sie sich zu wenden hat,“ sagte der Doktor streng.

„Das wird wieder noch lange dauern, ehe ich das Alles bestelle; bis dahin kann es sich mit meinem armen Kinde sehr verschlimmern; darum seien Sie gütig und kommen Sie mit mir. Sie werden mir, so bald Sie es sehen, sagen können, ob Gefahr vorhanden ist.“

„Das kann jeder andere Arzt eben so gut; gehen Sie also dahin, wohin man Sie schickt.“

„Erfüllen Sie, wenn es in Ihrer Macht steht, die Bitte dieser Frau. Sie scheint in der That sehr bekümmert,“ sprach Stephania mit einem Ausdruck, der jeden Widerspruch unmöglich machte.

Diese Fürsprache hatte natürlich den gewünschten Erfolg. Der Herr Medizinalrath fühlte zu tief, daß eine fernere Weigerung ihm in der Meinung derer, denen sie bekannt wurde, nur nachtheilig sein konnte.

„Wenn Sie erlauben,“ wendete Stephania sich an die Manon, „so begleite ich diesen Herrn. Vielleicht, daß es mir möglich ist, Ihnen irgendwie nützlich zu sein.“

„Ach ja, da ist gewiß so Manches zu wünschen, mein Fräulein;“ meinte der Arzt mit einer Andeutung auf den dürftigen Anzug der Frau. Diese aber faßte Stephania's Hand.

„O mein gnädiges Fräulein, Sie sind so gütig. Wenn Sie uns die Ehre Ihrer Gegenwart schenken wollen, so ist das ein großer Trost für mich.“

Sie ging also den Beiden voran, und bald betrat man das Stübchen, in welchem Lenerl eingeschlossen war. Mit zerstreutem Haar und stierem Blick lag das arme Kind in den entsetzlichsten Phantasien. Es bedurfte bei

diesem Bilde für den Doktor keiner besondern Diagnose, um den Charakter des Uebels als etwas Anderes, als ein Nervenfieber zu erkennen. Milder gestimmt durch die Jugend und Schönheit der Patientin, beeilte er sich, die zweckmäßigsten Anordnungen zu treffen, für deren Ausführung Stephania zu sorgen versprach. Sie gab, als der Medizinalrath sich entfernt hatte, Manon für den Augenblick den Inhalt ihrer Börse, indem sie darauf drang, daß noch Jemand zur Unterstützung in der Krankenpflege herbeigeschafft würde. Nach einem längern Aufenthalte ging sie endlich mit dem Versprechen einer baldigen Rückkehr. Doch sie begab sich nicht, wie es ihre Absicht gewesen war, zu Frau von Becher. Sie war durch die vorgekommene Leidensscene zu sehr erschüttert. Besonders hatte sie die Entdeckung aufgeregt, in dem todtkranken Mädchen jene schöne begeisterte Helene gefunden zu haben, die vor einiger Zeit, im demokratischen Frauenverein, wenn auch in überspannter Weise, doch nicht ohne Interesse gesprochen hatte. Dies bestärkte ihren Vorsatz, Alles zu thun, was bei der sichtlichen Dürftigkeit der Kranken aus eigenen Mitteln jedenfalls unbestreitbar war. Sie wiederholte ihre Besuche fast täglich, und hatte bald die Freude, sich von Helenen mit vollem Bewußtsein begrüßt zu sehen. Die ungewöhnliche Schwungkraft des jugendlichen Organismus überwand glücklich das gegen denselben stürmende Uebel. Helene genas, nicht wenig gestärkt und erfreut durch theilnehmende Ansprache ihrer Wohlthäterin. Stephania, die sie schon während ihres Deliriums und sofort aufmerksam beobachtete, hatte nämlich sehr bald den

tiefen psychischen Grund ihres Leidens erkannt, und dies reichte hin, ihre Sorgfalt für das arme Kind zu verdoppeln. Sie litt seit einiger Zeit selbst so häufig, daß da, wo sie einen geheimen geistigen Schmerz voraussetzte, ihr Mitgefühl nur steigen konnte. Lenerl hatte übrigens eine so große Energie, daß sie von widrigen Verhältnissen eher gebrochen, als gebeugt werden konnte. Sie rang sich aus dem größten Schmerz zur Entschlossenheit empor, und die Krankheit, die das geistige Leiden für den Augenblick in den Hintergrund drängte, trug ihrerseits ebenfalls dazu bei, eine mildere Stimmung in ihr hervorzurufen. Nach Verlauf einiger Wochen fand sie sich so weit hergestellt, daß sie das Bett verlassen konnte, und nachdem ein anderer kürzerer Zeitraum verflossen war, fühlte sie sich stark genug, ihren Platz im Ballet wieder einzunehmen. Wir versuchen nicht, ihr Dankgefühl gegen Stephania zu schildern. Es war eine begeisterte Verehrung, die sie ihr, wie einer Schutzheiligen, erwies. Stephania beabsichtigte übrigens nicht, mit ihr nach erfolgter Genesung ganz außer Verbindung zu treten; sie bat Lenerl im Gegentheil, sich in irgend schweren Fällen an sie zu wenden und ihres Beistandes gewiß zu sein.

Auch Corvin sprach von Zeit zu Zeit in der Wohnung der lieblichen Tänzerin ein. Wenn er sich erst durch ein unerklärliches Etwas zu ihr hingezogen fühlte, so übte ihre mit der Gesundheit wiedererwachende geistige Lebendigkeit einen um so größern Reiz auf ihn. Lenerl ihrerseits wurde sich ihres Eindruckes auf den jungen Mann sehr bald bewußt, indem sie gleichzeitig den ungeheuren zwi-

schen ihm und Straniero obwaltenden Unterschied tief zu empfinden begann. Das war eine Wärme des Gefühls, eine Wahrheit des Charakters, wie sie ihr bei Paul nie erschienen waren. Sie erkannte, daß von diesem Manne geliebt werden, allein Glück sei. Doch sie schrak vor dieser Erkenntniß zusammen, und bald wurde in ihr die Ansicht zum Entschluß, daß ein gebrochenes, durch die Stigmaten einer frühern Leidenschaft bezeichnetes Herz, wie das ihre, einer ersten heiligen Empfindung unwerth sei. Sie erblickte sich in ihrer Meinung zu tief unter Corvin, um den Gedanken an die Möglichkeit eines innigern Verhältnisses zwischen ihm und ihr zu fassen; sie hielt es selbst für ihre Pflicht, dieser Möglichkeit entgegen zu treten. Sie hatte den seltenen Muth, den Jüngling, den sie liebte, glauben zu lassen, daß all ihre Empfindung für ihn sich auf ein wenig Erkenntlichkeit für den ihr einst geleisteten Dienst beschränke.

Neuntes Kapitel.

Kurze Zeit nach der mit Gherardo gehabten Zusammenkunft schlenderte Leopold von Maras zufällig in der Nähe des Odeon, dem er ganze Truppen aus allen Schichten der Gesellschaft zuströmen sah. Aufmerksam geworden, fragte er einen ebenfalls dahin gehenden Mann, was es dort gebe.

„Eine Volksversammlung, mein Herr. Unsere besten Redner werden sprechen. Die wichtigsten Dinge sollen heut behandelt werden.“

Leopold, den seit den jüngsten Ereignissen, die ihm die Hälfte einer schönen Erbschaft raubten, ein finsterer Ingrimm beherrschte, und der Alles, was Volksbewegung hieß, aus ganzer Seele haßte, fand sich gerade in der Stimmung, eine Gelegenheit zu ergreifen, um seinem Zorn neue Nahrung und einen Gegenstand mehr zu geben. „Ich will doch hören, was diese frechen Bestien dort ausbrüten, und es an Ort und Stelle zur Kenntniß bringen,“ dachte er.

„Es wird Sie dies Mal nicht reuen, wenn Sie hingehen,“ sprach der Unbekannte weiter. „Ich, für mein

Theil, wollte eher wer weiß was verlieren, als eine solche Zusammenkunft versäumen.“

„In ein Zuchthaus sollte man Euch demagogische Hunde zusammensperren,“ eiferte von Maras innerlich.

Man war unterdeß an das Gebäude gekommen. Die Räume waren bereits gefüllt, als man eintrat. An zwanzigtausend Menschen wogten im bunten Gedränge. — Nicht ohne Anstrengung wurde es Leopold und seinem zufälligen Begleiter möglich, sich so weit in die Nähe der Tribüne zu schieben, daß ihnen selbst bei einem schwächern Organe die Gewißheit des Verstehens blieb. — Endlich waren die Wortführer versammelt. Doktor Becher, ein allgemein geachteter Mann, bestieg die Bühne und besprach einleitend mehre der wichtigsten politischen Tagesfragen.

Leopold zuckte plötzlich, wie von einer Natter gebissen, als Becher seinen Platz verlassen und ein Anderer denselben einnahm.

„Ach, das ist unser Maras, der jetzt sprechen wird.“

„Sie kennen ihn?“

„Wie meinen Bruder. Er ist aus einer altadeligen ungarischen Familie, ein Demokrat im edelsten Sinne, und er spricht — Sie sollten ihn in unserm Verein hören. Diese Aula ist überhaupt unvergleichlich: alles Männer voll Geist und Heldenmuth, welche die Welt erneuen und tragen würden, wenn ihnen nur etwas mehr äußere Mittel zu Gebot ständen. Von Maras ist auch Legionär, wie Sie sehen.“ — In diesem Augenblick verstummte das Stimmengewirr, das, seit der erste Redner schwieg, wie Meereswogen durch den Saal braus'te, und der an

Corvin gerichtete Lobpsalm verstummte plötzlich. Feuriger aufblitzend schweifte das Adlerauge des Jünglings über die Menge hin, das dunkelbeschattete Haupt hob sich stolz, aus seinen Zügen strahlte die Begeisterung des Propheten; seine Haltung aber war ernst und fest. „So muß Perikles vor den Atheniensern gestanden haben!“ rief Leopolds Nachbar. Dieser aber knirschte vor Wuth über die Schmach, daß ein Maras sich als revolutionärer Wortführer des Pöbels stellte.

„Bürger“, begann Corvin mit seiner metallreichen Stimme, „der unserer Betrachtung sich zuvörderst bietende Gegenstand ist ein Bild der uns umgebenden Verhältnisse. Ich gehe bei dessen Entwurf schnell an der uns naheliegenden Vergangenheit vorüber. Wir Alle haben sie durchlebt, wir Alle haben sie mit unserm Streben, unserer That durchdrungen, mit unsern Thränen, oder unserm Blut geweiht. Wohin ich mich in dieser weiten Versammlung wende, überall erblicke ich theure Kampfgenossen aus jenen glänzend-denkwürdigen Tagen der deutschen, der östreichschen Geschichte. Mit Stolz rufe ich in die Welt hinaus: der östreichschen Geschichte. Das von dünkelhaften Nachbarn als unfähig geschmähte, das gemüthlich lebensfrohe Wien wurde durch den vom Westen heraufzuckenden elektrischen Schlag am heftigsten berührt, es erhob sich zuerst in den deutschen Gauen für die Sache der Völkerfreiheit. Wir kämpften und siegten. Metternich, der Weltfeind, der unser heiliges Recht seit Dezennien mit Füßen trat, floh. Viel wurde verheißen. Welche Geltung diese durch den 14. März hervorgerufenen Verhei-

ßungen hatten, darüber belehrten uns sehr bald die oktroyirte Aprilverfassung und das Preßgesetz. Nun erkannten wir unsere subjektive und objektive Täuschung. Wir hatten durch Metternich's Sturz Alles gethan zu haben geglaubt. Seine Person war unsern Grenzen jetzt allerdings fern, aber sein Regierungssystem, seine Maximen waren da; sie waren da, mächtig und incarnirt in der Aristokratie, der Büreaukratie, in der den Kaiser beherrschenden Kamarilla. Es bedurfte eines erneuten Kampfes, um die einflußreichsten Hebel dieses Systems mit dem momentanen Gefühl ihrer physischen und moralischen Ohnmacht so weit zu durchdringen, daß sie sich in der Furcht, Alles zu verlieren, zu erweiterten Konzessionen verstanden. — Wir haben seitdem Freiheit der Presse, freies Versammlungsrecht und konstitutionelle Regierungsform, wir haben einen aus indirekten Wahlen hervorgegangenen, mit Ausarbeitung einer Verfassung betrauten Reichstag. Fast hätte im ersten Augenblick die Freude über so viele herrliche Errungenschaften unsere Brust sprengen mögen. Es sind jedoch seitdem Monate vergangen; der Glückrausch ist verflogen; wir haben die große Fürstenlüge und in ihr die bittere Wahrheit erkannt, die der Prophet schon vor Jahrtausenden seinen Zeitgenossen zurief „Verlaßt Euch nicht auf Fürsten,“ warnte er. Ein schmählicher Beweis, daß die gottbegnadeten, gesalbten Völkerhirten schon damals nicht sehr zuverlässige Leute waren. Davon hatten wir natürlich in unserer Loyalität keine Ahnung. Wir schwelgten in endlosen Jubelhymnen, priesen unsern Herrgott und den Kaiser für die durch unsere Waffen um den Preis unsers

Blutes erkämpfte Freiheit, und glaubten, sie werde nun unter der Pflege des Volkes als herrlicher Baum mehr und mehr emporwachsen. Jetzt sind diese kindlichen Illusionen mit ihren schönen Zukunftsphantasmagorien verschwunden, die Erfahrung hat unsere Stirn gefurcht, und ernst prüfend treten wir vor die Gegenwart. Sie zeigt uns in den obern Regionen das Intriguengewebe in vollem Gange, die Reaktion in schwellendem Steigen. Für den Augenblick arbeitet sie noch in verborgener Werkstatt, hinter dem Vorhange des Konstitutionalismus; aber wenn wir die heilige Pflicht der Wachsamkeit auch nur einen Moment vergessen, wenn wir uns einen Moment in Unthätigkeit zurückziehen, so schnellt dieser Vorhang in die Höhe, und der wiederauferstandene absolute Erbherr der östreichschen Lande regiert uns nach wie vor nach Metternichschen Prinzipien durch die Bajonnette und Batterien seiner Armee. Auf der andern Seite des düstern Bildes sehen wir die konstituirende Versammlung, die leider keineswegs geeignet ist, uns über den von oben her drohenden Verrath zu trösten oder zu beruhigen. Es ist wahr, es ist der Regierung trotz alles Geldaufwandes nicht gelungen, sich in derselben durch die Wahlumtriebe eine Majorität zu bilden; dies aber beweis't noch immer nicht dafür, daß sie aus geeigneten Individualitäten bestehe. Es fehlt einem Theile unserer Volksvertreter gänzlich an staatsmännischer Tüchtigkeit und parlamentarischer Routine, während ein anderer sich in politischen Schwärmereien und phrasenhaftem Patriotismus ergeht, und ein dritter der Reaktion die Hand reicht. Besonders schmerzlich ist

uns diese Erfahrung bei den slavischen Abgeordneten, welche, durch lügenhafte Vorspiegelungen geblendet, die höchsten Interessen ihrer Kommittenten preisgeben. Haben sie in einer so langen Knechtschaft die Grundsätze der Habsburger noch nicht kennen gelernt, daß sie ihnen nun wie Kinder trauen? Sie werden durch das Gefühl des Joches auf ihrem Nacken sehr bald, aber doch zu spät zu klarem Bewußtsein kommen. Es ist nicht schwer, dem aus solchen Elementen gebildeten Reichstage sein Prognostikon zu stellen. Er kann und wird, so wie er ist, seine Aufgabe nicht erfüllen. Er wird sprechen, aber nie handeln; er wird sich nie zu der Kraft und Macht erheben, um das von ihm gegebene Gesetz im Staatsleben zu einer thätigen, lebendigen Realität zu machen. Ein etwas tröstenderes Bild als diese uns eben vorgeführten Gruppirungen bietet uns die Volkspartheі, oder besser gesagt, die Volksmasse. Hier offenbaren sich Gefühl, Wille und Streben, — edel, mächtig und wahr. Für die Idee des Rechts ist das Volk des Größten fähig, das hat es durch seine Heldenthaten, das hat es durch seinen Großmuth bewiesen; tief in ihm lebt der heilige Trieb des Guten. Eins nur fehlt ihm noch im Augenblick: die höhere Intelligenz, der klare Ueberblick der Verhältnisse, verbunden mit der Kenntniß der durch dieselben geforderten entsprechenden Maßregeln. Selbst die Demokratie, der kräftiger entwickelte Kern, um den die Massen sich als um ihren Centralpunkt schaaren, entbehrt noch jener höhern politischen Vollendung und Konsolidation, ja fast selbst der genügenden Organisation. Sie zählt hervorragende Individualitäten, herrliche Charaktere und

Kapazitäten, aber noch sind nicht alle Kräfte in einer den Zeitforderungen gemäßen Weise zu einem Ganzen vereint; noch greifen sie nicht planmäßig wirkend ineinander, und dies ist der Schatten, der hier unsere Gegenwart schwankend, unsere Zukunft zweifelhaft macht. Wohl wären wir nach dem Gesagten zu dem Wunsche berechtigt, daß der düstern Schilderungen genug seien, daß es Zeit sei, dem trauernden Blicke eine heitere Aussicht zu öffnen. Doch schonungslos tritt die Tagesgeschichte an uns heran, im Ost und Süd eine schreckliche Scenerie vor uns entrollend. Hier Italiens Völker gegen unsere Dynastie zum unversöhnlichen Kampfe erhoben, dort Magyaren und Slaven im wilden Kriege gegen einander, — überall, da und dort, blutgetränkte Leichenfelder, Feuersäulen, Trümmer und Schändung. — Wir glauben mit Entsetzen die Zeitalter der Vandalen und Hunnen an uns vorübergehen zu sehen. Woher diese schrecklichen Erscheinungen? Welche satanische Macht hat sie heraufbeschworen? Der Despotismus, das weltknechtende Ungeheuer, der sich von Völkerblut mästende Vampyr. Er hat die widerstrebenden italischen Stämme mit Fesseln belastet, die sie gedrückt bis aufs Blut. Die Verzweiflung des Schmerzes hat ihren Arm bewaffnet und sie dem deutschen Namen fluchen gelehrt. Doch nicht uns, die wir die heiligen Rechte der Völker anerkennen und ehren, nicht uns, sondern die Tyrannen, die ihre und unsere Kette schmiedeten, trifft dieser Fluch. Sie mögen ihn tragen, so lange die Geschichte ihren Griffel führt. — Unsere Fürsten vergaßen ihres Wortes, das den Magyaren Achtung ihrer Rechte gelobte;

die ihnen von ihren Voreltern als Garantien ihrer Unabhängigkeit überkommenen königlichen Dokumente waren in den Augen der östreichschen Herrscher eben nichts mehr als geltungslose Dinge; Ungarn war nicht, wie einst, ein starkes, selbstständiges Königreich, — wie damals als der Fremde, Albrecht der Zweite, sich auf den Thron der Magyarenfürsten schlich, — es war eine unter Habsburgscher Knechtschaft stehende Provinz. Als jedoch im Frühling dieses Jahres in Europa das Völkerleben in stärkerer Bewegung zu pulsiren begann, da fühlte auch Ungarn, was ihm fehlte, was es zu fordern berechtigt war, und es forderte. Was darauf erfolgte, wissen wir. Man gab Versprechungen, man machte sogar später wirkliche Konzessionen — natürlich mit der Reservatio mentalis — wie die Höfe sie in den Zeiten des panischen Revolutionsschreckens zu geben pflegen, — eine Praxis, die uns von dieser Seite her gar nicht wundert. Was uns bei solchen Akten wundert, ist die ungeheure Naivetät der Nationen, die sie Versprechen trauen läßt, die nicht das Ergebniß freien Entschlusses, sondern einer durch die Verhältnisse des Augenblicks unabweisbar bedingten Nothwendigkeit sind. Fast gleichzeitig mit der verjüngten ungarischen Verfassung traten auch die außerordentlichen Maßregeln und Machinationen unsers Hofes gegen dieses Land in äußere Wirksamkeit. Die nationale Verschiedenheit der durch die pragmatische Union mit Ungarn vereinten slavischen Distrikte bot zu solchen Umtrieben das geeigneteste Mittel, das durch die etwas ausschweifenden Ansprüche der Magyaren in Betreff der unter ihnen lebenden nicht-

ungarischen Stämme, in den Händen ihrer Feinde um so gefährlicher wurde. Schon seit Jahren hatte man, um etwaigen Freiheitsgelüsten und jeder innigern dahin zweckenden Verbindung der nachbarlich wohnenden Stämme zu begegnen, den Nationalhaß in denselben zu schüren gesucht. Doch hatte der Panslavismus bisher im Ganzen nicht eben zu reiche Früchte getragen, und Ungarns freie Verfassung schien selbst die noch glimmende Abneigung beseitigen zu wollen. Da berief der Wiener Hof Jellachich zur rettenden That. Der Banus wurde insgeheim mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet, die selbst seine mit den offiziellen kaiserlichen Befehlen im schärfsten Widerspruch stehende Handlungsweise im Voraus sanktionirte. Er stellte dem zufolge das Banalsobrat unter das in revolutionären Zeiten so ungemein praktische Standrecht, das, in Ermangelung ihres wirklichen Rechtes, die Regierungen durch Galgenpfähle stützt. Freilich bieten auf Blutgerüsten und Kerkergewölben ruhende Throne einen wenig befriedigenden Anblick. Doch über dergleichen ästhetische Skrupel ist man weg in den Staaten, in denen man nur Polizei und stupide steuerzahlende Knechte will. — Das Banat kostete also statt der in Wien durch eine Deputation feierlich verlangten Selbstständigkeit das Jellachich-Caligula'sche System. Die Kroaten wurden bon gré, mal gré gegen Ungarn in den Krieg geführt. Ergötzlich sind hierbei die Rollen der beiden Erzherzöge. Wie mild und demüthig verschluckte der Palatin die Schmähungen des eigenwilligen kroatischen Barons. Wie gut gab der gemüthliche Reichsverweser den Pazifikaten. Für die

Länge konnte dies allerdings nicht vorhalten; war auch nicht nöthig. Man wollte ja nur Zeit und Kraft gewinnen. Während der erste Theil des großen Dramas unter dem Titel: „der widerspenstige Vasall“ erschien, heißt der der zweite ganz offenkundig: „der sich selbst bekriegende Monarch.“ Der König von Ungarn schickt seine Armeen gegen sein Königreich, weil der Banus von Kroatien raubend und mordend in dasselbe eingefallen ist und die Gebote seines Herrschers, eben des Königs von Ungarn, öffentlich verhöhnt hat. Das klingt in der That ärger als Lear'scher Wahnsinn, und doch ist es wahr. — Als Haupthinderniß der Entwickelung dauernd freier und beglückender Institutionen müssen wir diesen zwischen den slavischen und magyarischen Stämmen ausgebrochenen Krieg betrachten. O, sie sind gute Kalkulatoren, vortreffliche Politiker, diese Metternichsbrut. Sie wissen sehr wohl, daß, wenn es die ungleichen Stämme einmal gegen einander zu hetzen gelang, die Sache der politischen Volks- und Staatsentwickelung mehr als schwankend wird. Jene aber, besonders die Slaven, haben keine Ahnung dieses heimtückischen, gegen sie operirenden Systems. Obgleich stets mißhandelt und oft betrogen, hat sie die vom Wiener Hofe aufgestachelte Nationaleifersucht so verblendet, daß sie, die drohende Schlinge übersehend, im Interesse des wirklichen gegen den imaginären Feind stürzten. Dieser traurige historische Zug führt uns auf die wichtige, viel und doch nicht genügend besprochene Frage: ob und in welcher Weise die Nationalität anerkennenswerth sei. Wohin wir uns mit unserer Beobachtung wenden, tritt uns die

Erfahrung vor Augen, daß die Natur in ihrem schöpferischen Reichthum nichts völlig Gleiches bildet. Ueberall bemerken wir im vegetabilischen und im organischen Leben die größte Mannigfaltigkeit. Kein Blatt, kein Grashalm, auch nicht das kleinste Gewürm, gleicht vollständig dem andern. Jedes unterscheidet sich von den Uebrigen, sei nun dieser Unterschied durch klimatische oder Territorial-Einflüsse, oder durch die innere Organisation bedingt. Diese Verschiedenheit erstreckt sich auch auf den Menschen. Er zeigt sich nicht nur in seiner äußern Organisation in mehr oder minder abweichenden Racenabstufungen, sondern in den vielfältigsten nationalen Schattirungen, die unmittelbar als Ergebnisse der klimatischen und der Einwirkungen des Bodens und der dadurch begründeten Lebensweise hervortreten. Noch auffallender aber, als diese äußere Verschiedenheit sich bemerkbar macht, manifestirt sich die geistige. Wie anders sind die dem Erdgürtel nahelebenden Geschlechter, gegen die der gemäßigten Zonen; wie anders die den Polen sich zu neigenden. Wie die Natur, so verkündet sich dort auch der Menschengeist in dem Streben nach dem schaurig Großen und Wunderbaren; Phantasie und Dichtung sind wie Palmen aus glühendem Sonnenlicht geboren. Nur eine in majestätischer Herrlichkeit prunkende Natur konnte den Geist durch Bewunderung zu dem Gedanken und später zu dem Glauben erheben, daß dieselbe eine tiefe Urkraft in ewigem Schöpfungsprozeß durchdringe. Die Religion ist uns von den Ufern des Ganges gekommen; die Kunst hat die heiter blühenden Gefilde Griechenlands mit ihrem überreichen Bilder-, Wort- und Tonleben erfüllt und den

Menschen mit den Zauberfesseln des Genusses umwunden, und weiter unter einem rauhern Himmel, hat der Geist, weniger angeregt durch herrliche Naturerscheinungen, sich in die Tiefen seines Wesens forschend versenkt, um sich dann aus klarer Gedankenfluth zur hohen Weltidee zu erheben, bis er unter dem Eise der Polarregionen mehr und mehr zu erstarren scheint, wo das Menschendasein sich fast einzig auf materielle Existenz reduzirt Doch diese Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechts bekundet sich nicht allein nach Racen und Zonen, wir sehen sie sich eben so verschieden in den kleinern Sphären der Länder, ja bis in die Provinzen und Distrikte selbst sich hinabziehen. Welche eigenthümliche Nüancirung der Volkscharaktere bietet Europa! Der ernst glühende Spanier, der bewegliche Grieche, der in schnellere Begeisterung aufwallende Italiener, der graziöse, humane Franzose, der berechnende, meditirende Brite, der ruhig forschende Deutsche, wie kontrastirend zeigen sie sich auf der Weltbühne! Wohl keinem Vernünftigen wird es einfallen, diese durch die Natur selbst begründeten und bedingten Abweichungen und Gegensätze tadeln zu wollen. Wir müßten in denselben im Gegentheil das wahre Lebensprinzip der Menschheit, jenes sie in Bewegung setzende, treibende erkennen. Die Nationalitäten können uns, wenn wir die Menschheit als großes Ganzes betrachten, eben nur als das erscheinen, was die Merkmale am Individuum sind; sie sind die Eigenschaften der Völker. Wie nun aber die Vollkommenheit des Einzelnen erst nur im harmonischen Zusammenhange und Zusammenwirken seiner Kräfte besteht, wie

dasselbe nur in dieser Harmonie Befriedigung finden kann, eben so handelt es sich in Bezug auf die Menschheit einzig darum, die Nationalitäten für den Zweck der Allbeglückung zu einem entsprechenden Ganzen zu verbinden. Die nationalen Verschiedenheiten sind nach unserer Ansicht nichts weniger, als exklusiv; sondern gerade sie bilden das große Band der Verbrüderung, weil sie durch die unabweisliche Gegenseitigkeit die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse bedingen. Alle treten, sich gegenseitig ergänzend, in dem Fortstreben der Menschheit zusammen. Es ist daher ein frevelhaftes, unsinniges Beginnen, ihrem Ausdruck hindernd entgegen zu treten, dessen sich despotische Regierungen leider sehr oft schuldig machen; die mit wahrhaft satanischer Politik nach gänzlicher Vernichtung ihnen unterworfener fremder Stämme streben, eine Humanität, die den Tyrannen des Alterthums fremd war. Mit welch schwerem Joche sie oft die eroberten Länder drückten, nie gingen sie in der Barbarei so weit, den Charakter und das innere Leben der besiegten Nationen anzugreifen. Das thun nur christliche Fürsten. Jene, oft noch halbwilde Barbaren, ehrten den Volksgeist und die Nationalität. Perser, Griechen und Römer schonten, ja sie ehrten die Charakter-Eigenthümlichkeiten der von ihnen überwundenen Völker. Ja sogar die assyrische Bestie, Nebukadnezar, ließ die gefangenen Juden in ihrer nationalen Art und Weise; der Gedanke solcher Unthat war ihm fremd. Diese Höllenpolitik ist ein Produkt der christlichen Civilisation, die in das tiefste Leben der Völker vernichtend einzugreifen strebt, ist ein Produkt der

christlichen Civilisation, die der Menschheit überhaupt außerordentliche Früchte getragen. In der That, in den meisten christlichen Ländern ist die Sklaverei seitdem unter dem Namen der Leibeigenschaft aufgetreten, die sich später sogar in die indirekte Abhängigkeit und in die Erniedrigung des tiefsten Elends verwandelt hat. Alles Resultate der christlichen Brüderlichkeit und Barmherzigkeit. — Die ganzen bestehenden staatlichen und sozialen Einrichtungen, der dieselben durchdringende Geist, sind eine furchtbare Gotteslästerung, eine laute Verhöhnung jener Lehre, welche die Menschen einander gleichstellt, die den Bruder wie das Ich zu lieben, und das Letzte mit ihm zu theilen gebietet. Entrüstung und Abscheu erfaßt uns bei dem Gedanken an diese christliche freche Heuchelei, deren That das Lügenbekenntniß des Mundes widerruft. Hinsichtlich der Nationalitäten können wir nur dafür stimmen, daß sie weise gepflegt werden, d. h. daß man sie in der Art entwickele, daß sie segensreich für das Volkswohl, so wie für das der gesammten Menschheit wirken. Die Nationalitäten müssen dazu dienen, den Geist und das Leben der Völker in der ihnen zusagendsten Weise zu bilden, so wie durch das übereinstimmende Zusammenwirken Aller der Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts gefördert werden soll. Die bis jetzt sich noch zwischen denselben kundgebende Feindseligkeit ist ein Beweis von ihrer falschen einseitigen Richtung von dem darin vorherrschenden Egoismus, also ein Beweis ihrer Mangelhaftigkeit, aber nicht ihrer Verwerflichkeit. Sie mögen bestehen, und sich immer edler entwickeln. Diese den Nationen eigenthümliche Weise des geistigen und äußern Seins

ist durchaus den allgemeinen Ideen des Rechts und der Freiheit nicht entgegen; sie können bei der größten nationalen Verschiedenheit, wenn auch nicht durch gleiche Mittel und auf gleiche Weise, realisirt werden. Es ist an den höhern Geistern der Zeit, die Völker über das eigentliche Wesen der Nationalitäten aufzuklären und diesen die streng vernunftgemäße Richtung zu geben, die leider bis jetzt verfehlt wurde, indem sie meist nur selbstsüchtigen, individuellen Zwecken dienten, und entweder von Hof-Intriguen ausgebeutet, oder von dem Despotismus mit offener Gewalt niedergetreten wurden. Ein Blick in Böhmens Geschichte bietet uns dafür die traurigsten Belege. Man sage den Völkern, daß die Natur durch ihre für das Menschendasein getroffenen Bestimmungen, das Menschengeschlecht keineswegs als eine völlig gleichgestellte Heerde sehen wollte; auch hier, wie überall, wollte sie durch eine schöne Verbindung des Mannigfachen zu Einheit gelangen. Wie die verschiedenen Blumen eines Kranzes sollen die Nationen in ihrer verschiedenen Charaktergestaltung, ebenfalls ein erhabenes Ganze bilden, und bewegt von ein und derselben Urkraft, der Vernunft, dem höchsten Ziele, der möglichst glücklichen Entwickelung der gesammten Menschheit zustreben. Nicht durch vereinzelte theilweise Bestrebungen, oder gar durch feindliches Gegeneinandertreiben, werden sie dasselbe je erreichen; sondern durch ein bewußtes, planmäßiges Zusammenwirken, mit einem Wort, durch Solidarität. Wie ein Volk nur durch die volle Hingebung der Individuen an die Allgemeinheit, an die gemeinsamen Interessen frei und groß werden kann, eben so kann die Menschheit die ihr gestellte

Aufgabe nur dann lösen, wenn die Nationen einig sind in dem Streben nach einem höchsten Ziele, wenn sie einander in diesem Streben stützen und für einander einstehen. Erst wenn diese Erkenntniß in ihr innerstes Bewußtsein übergegangen ist, wenn sie anfangen sich als Glieder einer großen Familie zu betrachten, und sich für die Verwirklichung des höchsten allgemeinen Zweckes rückhaltslos die Hand bieten, mögen wir auf eine durchgreifende Verbesserung der politisch-sozialen Zustände hoffen. Im Augenblick stehen wir dieser Hoffnung zwar noch ziemlich fern. Schöne Gefühle, unthätige Sympathien, sind bis jetzt noch die einzigen Indizien eines erwachenden brüderlichen Völkergeistes. Es ist dies eine allerdings für uns wenig tröstende Wahrnehmung, die sich jedoch in unserer unmittelbaren Nähe bestätigt findet. Die wärmste Theilnahme war für uns, als wir uns im März und Mai erhoben; aber diese Theilnahme war nur passiv, die Wünsche, aber nicht die That der Provinzen waren für uns. Man wird die Behauptung, daß wir noch jetzt wenig von denselben zu erwarten haben, vielleicht hart nennen und doch mag ich sie nicht zurücknehmen. Vielleicht, daß nur zu bald ein entscheidender Moment sie als traurige Wahrheit aufstellt. Eben so wenig hoffe ich von unsern Nachbarvölkern, die höchstens, wie wir, in das erste Stadium des politischen Selbstbewußtseins getreten sind und von Solidarität und deren allbesiegender Gewalt wenig mehr, als eine Ahnung haben. Machen wir uns im Augenblicke keine Illusionen, bauen wir in unsern Plänen und Unternehmungen nur auf uns selbst; noch

ist unsere eigene Kraft das uns einzig sicher zu Gebot Stehende. Dies darf uns jedoch nicht entmuthigen auf der Bahn freier Entwickelung voran zu gehen. Getragen durch den großen Gedanken, die ersten Kämpfer für deutsche Freiheit zu sein, werden wir in uns Muth und Stärke genug fühlen, alles für das Höchste zu wagen. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, ernste Prüfungen nahen heran; bald dürften wir die Feuerprobe zu bestehen haben, die es bewähren soll, ob wir der Freiheit fähig sind und werth. Der Despotismus streckt aufs neue seine Krallen nach uns; immer enger umzieht er uns mit seinen Kreisen, immer frecher setzt er die Gewalt an die Stelle des Rechts. Bürger, dieses Streben muß gebrochen werden; es ist die höchste Zeit, wenn wir nicht alles verlieren wollen, was wir durch blutige Arbeit erkämpften. Wir hoffen, der Reichstag werde die Wichtigkeit des Moments empfinden und seiner Mission sich bewußt, die Schritte thun, welche der Nation die Früchte der Revolution sichern, indem sie ihr eine ihren Ansprüchen genügende Verfassung gewähren. Noch erwarten wir Alles von unsern Vertretern, noch legen wir Oestreichs Geschick vertrauend in ihre Hand; möge es heroisch und groß hervorgehen! — Sollten sie indeß nicht Energie oder Macht genug besitzen, das von ihnen gegebene Gesetz in lebendige Wahrheit zu verwandeln, dann erhebe sich unser Arm für die Verwirklichung unserer Selbstständigkeit, unserer Rechte. Ob unterstützt von außen, oder nicht; dann laßt uns zusammentreten, Bürger Wiens, zu Schutz und Trutz. Dem Vaterlande, der Sache der Menschheit laßt uns schwören, treu zu sein bis in den Tod.“

„Treu bis in den Tod!“ donnerten tausend und aber tausend Stimmen im wiederholten Ruf. Die Glut der Begeisterung brannte in Aller Blicken, als der jugendliche Redner die Tribüne verließ.

Leopold aber knirschte vor Wuth. Nichtswürdiger Hochverräther, Dir wäre besser auf dem Spielberge, oder im Strange des Henkers! Schmach unseres Namens! daß ein Maras sich zum Pöbelhelden herabwürdigen konnte! — Ich könnte ihm den Stahl ins Schurkenherz stoßen, damit die Welt sähe, wie tief ich ihn und seine Grundsätze verabscheue. Nun, so viel ist gewiß, daß dieser mich nicht beerbt, und sollte ich noch mit achtzig Jahren ein Weib nehmen und durch den ersten besten Buben zum Hahnrei werden. In jedem Falle ist die Kirche da. Mag sie Alles hinnehmen. Mit derartigen Raisonnements verließ der unverbesserliche Aristokrat die Versammlung.

Zehntes Kapitel.

Es war noch ganz finster, kein Tagesschimmer dämmerte noch am neblichten Herbsthimmel herauf, und in vielen Stadtvierteln herrschte noch die tiefste Ruhe, während man in andern bereits in den meisten Häusern Licht bemerkte. Hier und da knarrten Hausthüren, aus denen bewaffnete Männer hervortraten, die sich nach und nach in flüsternden oder lautern Gruppen zusammenfanden. Auch Corvin schritt längst, völlig angekleidet, wie in unruhiger Erwartung in der Stube auf und ab. Oft stand er mehre Minuten still, horchte nach der Straße hin und versank dann in tiefes Nachdenken, aus dem er, sobald draußen nur einige Stimmen laut wurden, auffuhr, an das Fenster eilte, es öffnete und, so weit er konnte, in die düster sich hinstreckenden Straßen blickte, die indeß von Minute zu Minute belebter wurden. Da tönten plötzlich von den Bezirken Gumpendorf, Wieden und Gandenzdorf her die Alarmsignale. Wie elektrisirt, das Gesicht hocherglühend, sprang der Jüngling an Gherardo's Bett, der noch ruhig schlief.

„Es geht los, Gherardo!“ rief er, den Schlafenden kräftig bei der Hand schüttelnd.

„Gut, ich bin da!“ rief dieser, indem er aufsprang, nach den Kleidern faßte und in wenigen Minuten mit Büchse und Degen bereit stand. „Du hast nicht gut gethan, mein Sohn, Dir die Nacht zu verderben; wir werden, glaube ich, heut ein heißes Stück Arbeit bekommen und all unserer Kräfte bedürfen.“

„Wie hätte ich die Nacht vor diesem Tage schlafen können, der für Oestreichs Geschichte jedenfalls so bedeutend sein wird.“

„Ich weiß es wohl, der jugendliche Puls fliegt den Begebenheiten entgegen, während sie der ältere mit ruhigern Schlägen erwartet. Mir wird, denke ich, diese Nachtruhe trefflich zu Statten kommen, wenn es von jetzt an wieder eine Zeitlang strengen Wach- und Patrouillendienst giebt. Dir macht sich dergleichen noch weniger fühlbar als mir.“ Er hatte unterdeß sein Pulverhorn umgehangen und sich mit Patronen versehen, was Corvin gleichfalls gethan hatte. Nun wurde die Lampe ausgelöscht, beide verließen die Stube und traten bald auf die Straße. „Hier trennen sich unsere Wege, mein Sohn — Gott schütze Dich!“ sagte Gherardo, die Hand des jungen Mannes fassend.

„Auch Dich, mein Freund,“ antwortete Corvin mit etwas beklommener Stimme.

„Es sei, wie das Geschick des Kampfes es fordert. Meine Rechnung ist geschlossen. Grüße Deine Mutter, wenn ich falle.“

Ein kalter Schrecken überlief Corvin bei diesen Worten. Die Möglichkeit einer traurigen Entscheidung trat drohend vor seinen Geist. Doch er bemeisterte die Bewegung. „Wenn ich dem Schicksal erliege, so sage ihr, daß ich für die große, heilige Idee der Freiheit als Mann gestorben bin.“

„O, ich weiß, Du wirst wacker kämpfen, wie früher; sei brav, ja, aber nicht tollkühn; bedenke, daß Du uns theuer, sehr theuer bist.“

„Ich will's, wenn ich's vermag. Lebe wohl, Gherardo!“

Noch einmal schüttelten sie sich die Hände, dann nahmen sie jeder seinen Weg nach den ihnen zustehenden Sammelplätzen: Gherardo nach dem seines Bezirks, und Corvin als Legionär nach der Aula.

Während dessen war es auf den Straßen lauter geworden, von allen Richtungen eilten Nationalgarden herbei, überall sah man Volkswehrbataillone über die Glacis nach dem Nordbahnhofe marschiren. Die Bedeutung dieses Zuges wird dem Leser klar werden, wenn er erfährt, daß es der Morgen des 6. Oktober, dessen erste Dämmerung im Osten aufstieg. Ungeachtet Latour's hämischen Versicherungen, kein Wiener Militär gegen Ungarn dirigiren zu wollen, hatte man erfahren, daß an diesem Morgen ein Bataillon Hrabowski um 6 Uhr auf der Eisenbahn nach Ungarn gehen sollte. Die Entrüstung über die dem Volke durch die Perfidie des Ministers zugefügte Beleidigung war allgemein, und man war entschlossen, den Absichten des hochfahrenden Absolutisten den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen.

Das zum Abmarsch kommandirte Militär, eingedenk seiner höhern sittlichen Würde, die ihm die Waffen in einem ungerechten Kampfe gegen ein edles Volk zu führen verbot, das für seine Rechte und Selbstständigkeit kämpfte, weigerte dem Zwingherrn jenen langgeübten blinden Knechtsgehorsam, durch den der Mensch sich unter die Maschine erniedrigt, da er sich mit Bewußtsein zum Sklaven eines fremden Willens macht. Der Mann von Ehre führt die Waffe zur Vertheidigung, zur Aufrechthaltung des Rechts; der von seinem staatsbürgerlichen Bewußtsein durchdrungene Soldat kämpft nur für eine gerechte, große Sache. Der Despotensöldling allein entwürdigt sich auf den Wink seines Gebieters für einige Groschen zum Mordknecht. Wie der Bluthund, der, gehetzt durch seinen Herrn, sich auf das ihm bezeichnete Opfer stürzt, so wüthet er in toller Verblendung und Rechtsverachtung gegen die heiligsten Interessen der Menschheit. Leider müssen wir diese Erscheinung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in dem höchstcivilisirten Europa noch so sehr beklagen, indem wir gleichzeitig über die Möglichkeit derselben und das dahin abzweckende Dressirungssystem der Regierungen staunen. Sie ist jedenfalls ein trauriger Beweis von der niedrigen Entwickelungsstufe der die Heeresmassen bildenden Bevölkerung. Die Hrabowski'schen Grenadiere erklärten ihren Führern in sehr energischer Weise ihre Meinung, Wien nicht verlassen zu wollen. Ein vor der Kaserne angelangtes Kavallerie-Detachement nöthigte sie jedoch endlich zum Abzuge. Sie fanden die Eisenbahnbrücke, wie wir wissen, bereits von Volkswehr und waffenlosen Arbei-

tern besetzt, und die große Taborbrücke für die Passage schwererer Massen unhaltbar gemacht. Endlich fand sich das Militär, welches bis dahin ohne Halt marschirt war, im Angesicht derselben vor einem starken Barrikadenwall. Jenseits dieser Brücke machte das Bataillon Halt und verweigerte nochmals den Abzug. Es faßte auf der Eisenbahnbrücke mit etwa 1600 Nationalgarden Posto. Die andere Seite war ebenfalls durch Garden und 150 Legionärs gedeckt, — eine eben so kühne als günstige Stellung, da sie zwar das übrige Terrain beherrschte, aber gleichzeitig ganz dem Feuer ausgesetzt war. Doch auch die Gegner waren nicht müßig gewesen. Ein Bataillon Nassau und zwei Eskadronen Kürassiere waren mit zwei Kanonen nachgerückt; letztere standen parallel mit der Eisenbahnlinie. Gegenüber der Brückenbarrikade standen eine Kompagnie Nassau und eine Kompagnie Pioniere. Im Angesicht des von Garden und Legionärs besetzten Eisenbahndammes waren zwei Divisionen Nassau und Grenadiere aufgestellt. So standen sich die Bürger eines Staates entgegen, Wuth und Haß im Herzen, die Hand am Schloß, in jedem Moment das Zeichen des Angriffs erwartend. Von den Thürmen her tönte das stürmende Wehgeheul der Glocken. Die Zwietracht rauschte mit Höllenjubel durch die Lüfte, und der Tod lauerte grimmen Blicks auf seine Opfer. Das Volk jedoch, obgleich entschlossen und muthig, stürzte sich nicht blindlings in den Kampf. Der edle Gritzner, der tapfere greise Volksvertreter, begab sich zu dem Oberstlieutenant Klein, um ihn zu bestimmen, nicht auf die großentheils waffenlosen Volksmassen schießen zu lassen, —

ein Schritt, der erfolglos blieb. Diese, meist privilegirten Ständen angehörenden Herren Offiziere, so wie das Militär überhaupt, spielen in der neuesten Zeit meist eine wenig ehrenvolle Rolle in der Völkergeschichte. Sie verläugnen den Beruf der Vaterlandsvertheidiger und werden als rohe Werkzeuge der Gewalt zu Verräthern an demselben und an dem Wohl ihrer Mitbürger. — Etwa nach halbstündigem Zögern sprengte General Brody heran, und es war nur zu gewiß, daß er den Befehl zum Beginn des Angriffs bringe. Aber noch ehe er die Truppen erreicht hatte, stürzte sich Gritzner mit siebzig unbewaffneten Arbeitern auf die Kanonen, — und diese waren in der Gewalt des Volkes, noch ehe ein Schuß aus ihnen gefallen war. General Brody war indeß angelangt, und bald darauf krachte eine Salve der Infanterie gegen die Hrabowskischen Grenadiere. Diese, so wie die Garden und die Legionärs erwiederten das Feuer. Auch die auf dem Eisenbahndamme befindliche Volkswehr, die sich nach der ersten Charge einen Augenblick zurückgezogen hatte, kehrte bald wieder zurück, indem sie dem Militär ihr Wiedererscheinen durch ein lebhaftes Pelotonfeuer fühlbar machte. In kurzem nahte Zuzug aus der Stadt und den Vorstädten. Auch vier Kompagnien Legionärs langten an. Eine Stunde währte der Kampf. Endlich flohen die Söldner im Schrecken vor dem Arm des Volkes, das edel genug war, sie zu schonen nnd ihnen die Flucht zu gestatten, die es sehr wohl verhindern konnte. Es begnügte sich mit der Freude des Sieges und zog mit seinen eroberten Kanonen in die Stadt zurück. Hier war

bereits Alles alarmirt. Die meisten Thore waren schon von demokratischen Garden besetzt, und bald erhoben sich Barrikaden. Wir übergehen jedoch alle diese traurigen, meist bekannten Details. Der Kampf am Stephansplatze mit den reaktionären Stadtgarden, die Straßenplänkeleien zwischen Militär und Volk waren nur die Eröffnung noch ernsterer Scenen. Was den Tod Latour's betrifft, so finden wir uns nicht veranlaßt, denselben besonders hervorzuheben, da er als eine Konsequenz des von diesem Manne befolgten Systems erscheint. So viel ist gewiß, daß die Handlungsweise des Ministers mehr als geeignet war, nicht nur Antipathien, sondern den Zorn der Bevölkerung gegen ihn zu wenden. Es hieße von einem schwer gereizten Volke Unmenschliches fordern, wenn man ihm zumuthete, den Feind im Augenblick der höchsten Entrüstung von jeder Rache unberührt zu lassen. Ueberhaupt finden wir den Tod des perfiden Ministers weit weniger tragisch, als den der vielen Opfer, die in den durch seine Handlungsweise veranlaßten Kämpfen ihren Untergang fanden.

Ein anderer Moment in der Geschichte dieses Tages fesselt unsere Aufmerksamkeit: die Eroberung des Zeughauses. Bei der eingetretenen Gestaltung der Dinge war es sehr natürlich, daß das Verlangen nach Waffen in Tausenden lebendig wurde. Es gab viele Arme, die das Schwert für die Freiheit führen wollten und konnten, denen es aber unmöglich war, sich dasselbe aus eigenen Mitteln zu verschaffen. Bald zogen kampfbegeisterte Massen gegen das kaiserliche Zeughaus, in das sich die im Laufe

des Tages am Graben überwältigten Truppen geworfen hatten. Die ungeheuern Mauern widerstanden lange den heftigsten Stürmen, und es bedurfte, nur um Bresche zu schießen, einer dreistündigen Kanonade.

Die Sonne sank, die Nacht brach herein, und fortwährend krachten von beiden Seiten die Geschütze und Gewehrsalven. Kein Schlaf berührte die Augen der Bewohner dieses Stadttheils und der angrenzenden Viertel. Alle Häuser waren erleuchtet und die Familien zusammengedrängt in banger Erwartung des Ausgangs.

Auch im Hause der Frau von Merzelius hätte Niemand Ruhe suchen noch finden mögen. Margot, die Seele von namenloser Angst zerrissen, lag kaum ihrer selbst mächtig auf dem Divan, da sie, wie sie Straniero's politische Ansichten und Verbindungen kannte oder doch voraussetzte, überzeugt war, daß er sich in der größten Gefahr, mitten im Toben des Kampfes befinde. War er doch schon oft durch das bloße Wort für denselben erglüht, — wie war es denkbar, daß er nicht in todesmuthiger Begeisterung dahin geeilt sei, wo es die Mittel zu fernerer Vertheidigung zu erkämpfen galt. Margot's Zustand war um so quälender, weil sie zur strengsten Selbstüberwachung verurtheilt war und ihre Gefühle auch nicht im leisesten verrathen durfte. Stephania's Stimmung war nicht weniger aufgeregt. Auch sie litt bei dem Gedanken an die der Freiheit fallenden Opfer; bei jedem Schusse durchbebte ihr Herz ein tiefes Weh; sie glaubte in ihm schon das Todesröcheln der Getroffenen zu vernehmen. Straniero's Bild, so wie jedes andere persönliche,

war ihr jedoch fern. Der Augenblick war zu groß für sie, um irgend besondere Beziehungen mit Haß oder Liebe zu verfolgen. Diese Niedergeschlagenheit lastete übrigens nur momentan auf ihr; sie fühlte sich immer bald wieder von der Hoffnung des Sieges getragen; der Stolz auf die Tapferkeit des Volkes erhob sie über den Schmerz des Verlustes. Eins nur hätte sie gewünscht: theilzunehmen an der blutigen Arbeit, sich in die Reihen der Kämpfer zu stürzen. Nichts hätte sie zurückhalten mögen. Warum die Kugel fürchten? Sie war zu Ende mit ihren Lebensfreuden, ihr konnte der Tod nur als Erlöser von unabsehbarem Leiden erscheinen, und freudig hätte sie ihn für die Sache des Volkes gelitten. Aber sie gehörte sich nicht selbst; es lebten vielleicht Personen, denen sie das Leben, von dem sie so gern frei geworden wäre, schuldig war; sie durfte daher dem Drange, der sie die weibliche Sphäre zu verlassen und die Waffen zu nehmen trieb, nicht folgen. Die glühenden Wangen an die Scheiben gepreßt, stand sie am Fenster und blickte hinab auf das in der Straße wogende Menschengewühl; da donnerten die Kanonen nach einer kurzen Pause plötzlich wieder so heftig, daß es war, als müßten auch die Mauern der fernen Gebäude unter dem Gewicht ihrer Ladungen stürzen. Frau von Merzelius zuckte mit einem dumpfen Schrei zusammen. Stephania wendete sich um. Welche schwere Ursache sie auch zum Zürnen hatte, in diesem Augenblicke fühlte sie nur Mitleid für die Arme, die der Angst um das theuerste Gut ihres Herzens zu erliegen schien. Sie faßte den ganzen Schrecken

ihrer Empfindungen, indem sie bedachte, was sie empfunden haben würde, wenn für sie die Illusion jener unheilvollen Neigung noch bestanden hätte.

„Aber um Gotteswillen, Margot, suchen Sie sich zu fassen, dieses Entsetzen reibt Sie auf,“ bat sie theilnehmend.

„Ja, ich fühle es, ich kann diese Situation nicht lange ertragen. O dieser unselige Kampf!“ stöhnte jene.

„Die Nothwendigkeit desselben ist allerdings eine höchst traurige.“

„Dieser Kampf war nicht nothwendig. Ist dem Volkswillen nicht am Tabor genug geschehen? Man hat das Militär durch Gewalt am Abzuge verhindert. Hat nicht sogar die Rache Gelegenheit gefunden, sich in Latours Blut zu kühlen? Es war wahrlich genug für einen Tag.“

„Sie vergessen, daß das Volk unbewaffnet ist, und daß nach dem Geschehenen uns Katastrophen bevorstehen, in denen uns nur eine bewaffnete, wohl organisirte Macht zu halten vermag; der Sturm des Zeughauses blieb daher die erste unverzüglich zu unternehmende Operation.“

„Aber das Blut, das dieselbe kostet!“

„Wohl denke ich daran, und lägen die Geschicke der Völker in meiner Hand, kein Tropfen sollte die Erde röthen. Doch, was wollen Sie? Die Umgestaltungsepochen im Leben der Nationen können sich nicht ohne konvulsivische Zuckungen bewirken; die Trennung der heterogenen Elemente, ihr Streit, können nicht ohne augenblickliche Spuren vorübergehen. Der aus den Tiefen des

Volksgeistes auftauchende Strom großer Ideen durchbricht nicht allein, er zerbricht die Schranken und Dämme der alten Gestalt und Mancher sinkt begraben unter den Trümmern, über die dieser Strom dahinfluthet. Es ist dies eine traurige, aber unabweisliche Konsequenz jedes Regenerationsprozesses.“

„Sie machen mir das Herz erstarren mit Ihrem kalten Raisonnement. Seien Sie unbesorgt, unser Regenerationsprozeß wird noch Menschenleben genug fordern; wir werden noch so viel Blut fließen sehen, daß selbst dem abstraktest-spekulirenden Philosophen sich das Haar sträuben wird.“

„Die fieberhafte Aufregung macht Sie reizbar. Sie thun mir weh, wenn Sie annehmen, ich könne mit kalter Seele vor den Scenen dieses Tages verweilen. Ich erkenne und beklage in ihnen gleichzeitig das Unvermeidliche.“ Hier schwieg Stephania plötzlich.

„Was ist Ihnen?“ fragte Frau von Merzelius, erstaunt über dieses Verstummen.

„Man bringt einen Verwundeten,“ erwiederte Stephania beklommen.

„Auch eine unabweisliche Konsequenz unseres Regenerationsprozesses,“ bemerkte Margot bitter.

„Man nähert sich unserer Hausthür.“

„O Gott!“ rief Margot zurücksinkend. Da die Furcht für Straniero all ihre Gedanken beherrschte, so wähnte sie auch jetzt, daß er es sei, der sich nach ihrer Wohnung bringen ließ. Stephania, ohne weiter Notiz von ihr zu

nehmen, eilte hinunter; denn schon hatte man mehre Mal geklingelt. Sie befahl dem Portier, sofort zu öffnen.

Ein Legionär, der den Zug angeführt hatte, trat vor. „Verehrte Frau,“ wendete er sich an Stephania; „wir bitten im Namen der Menschlichkeit um Aufnahme für diesen verwundeten Waffenbruder. Der Mann, der wie dieser Blut und Leben für die Freiheit einsetzt, ist des Beistandes edler Frauen nicht unwerth.“

„Es bedarf keines Gesuches, keiner Empfehlung, mein Herr, was in unsern Kräften ist, wird für Die geschehen, die man unserer Pflege anvertraut.“

„Sie erlauben also, noch einige Schwerverletzte bei Ihnen unterzubringen?“

„Ich fühle dazu die heiligste Verpflichtung. Leider, daß die zu bietenden Dienste so trauriger Art sind.“

„Freundliche Sorge und Theilnahme mildern auch das schwerste Unglück.“

„Meinen herzlichsten Dank für Ihre Menschenfreundlichkeit,“ erwiederte der Mann militärisch grüßend.

Sie ersuchte nun die Träger, ihr in die Thür links auf dem Corridor zu folgen, die zu ihren beiden Stuben führte. Sie wollte, indem sie den Verwundeten bei sich aufnahm, Frau von Merzelius, wo möglich jeder Unbequemlichkeit entheben. Der ganz von Blut überströmte, bewußtlose Mensch wurde auf ihr Bett gelegt; etwas im Augenblick zu Binden zerrissenes feines Leinenzeug wurde in eine Art Verband um das durch einen Schuß stark verletzte Haupt gelegt. Während dessen hatte Stephania die Leute geweckt und nach dem Hausarzt der

Frau von Merzelius gesendet. Die Bewaffneten entfernten sich nun, wieder nach dem Kampfplatz zurückkehrend; nur der junge Mann blieb sichtbar betrübt am Lager. Er schien dem Verwundeten näher befreundet. Margot war indessen von ihrem betäubenden Schrecken so weit zu sich gekommen, daß sie fähig war, etwas außer sich zu bemerken. Als sie sich allein sah, raffte sie sich nicht ohne Anstrengung auf; denn ihre Füße, wie von einem Bleigewicht gehemmt, gehorchten nur widerstrebend. Sie wendete sich nach der Seite, von der sie Stimmen vernahm und trat in das bereits erwähnte Zimmer. Hier unterlag sie bei dem Anblick des Verwundeten, dessen Gestalt und Gesicht sie nicht gleich erkennen konnte — einem neuen Sturme ihrer aufgeschreckten Phantasie. Mit einem gedämpften Schrei sank sie am Eingange in die Kniee. Stephania eilte auf sie zu. „Verzeihen Sie mir die Ueberraschung," sagte sie, indem sie Margot zu stützen suchte. Ich hielt mich Ihrer Zustimmung so gewiß, daß ich diesen Verwundeten sofort aufnahm, ohne Ihre Erlaubniß eingeholt zu haben. Aber der Augenblick war so dringend, daß ich nichts davon in Unterhandlungen verlieren wollte. Es gilt ein Leben zu retten, einen Familienvater den Seinen zu erhalten. Ich habe bereits nach Ihrem Doktor geschickt."

Während des letztern Theils von Stephania's Rede war der wilde Schmerz von Margots Gesicht gewichen. „Es ist also ein bejahrter Mann," sagte sie aufathmend und näherte sich an Stephania's Arm dem Bett. „Ich danke Ihnen, daß Sie für mich gehandelt haben," fuhr

sie fort, „ich werde mich mit Ihnen in der Krankenpflege theilen.“ Das waren allerdings für jetzt nur fromme Vorsätze; denn die Furcht für Paul, die ja noch immer vorhanden war, machte sie selbst hülfsbedürftig, aber nicht hülfefähig. In nicht gar zu langer Zeit erschien der Arzt, und die beiden Frauen entfernten sich. Auch wir ersparen uns die traurigen Details der von ihm angestellten Operationen und beschränken uns auf die Mittheilung, daß der Verwundete endlich unter seinen Händen das Bewußtsein, wahrscheinlich durch den Schmerz, wiedererhielt.

Elftes Kapitel.

„Ich komme, Ihren Posten einzunehmen, mein Herr,“ sagte Stephania, als sie des Abends in das Krankenzimmer trat, in welchem sich noch mehre schwer Verwundete befanden, deren Transport für den Augenblick unmöglich war. „Sie haben nun schon während vier Nächten jede dienstfreie Stunde hier zugebracht; wir dürfen nicht gestatten, daß Sie sich nach wie vor, Strapazen aussetzen, die Ihre Gesundheit binnen Kurzem zerstören müßten. Seien Sie wegen Ihres wackern Freundes außer Sorge; ich werde ihn sowohl, als die Andern auf das Genaueste beaufsichtigen, daß nichts versäumt werde, was ihnen ersprießlich sein könnte. Sie sollen morgen gewiß mit ihnen und mir zufrieden sein.“

„Mein Fräulein, ich erkenne Ihre Güte mit dem lebhaftesten Danke, ich würde dieselbe jedoch durch Annahme Ihres Erbietens zu mißbrauchen fürchten.“

„Eine grundlose Besorgniß. Sollten die Frauen denn nicht auch den Beruf und die Verpflichtung empfinden, unsern Antheil in dem großen Volksstreben zu übernehmen? Sie werden nicht so hart sein, uns ganz

davon ausschließen zu wollen, indem sie uns sogar das heilige Amt der Krankenpflege entziehen," entgegnete das Mädchen mit einem so wahren innigen Ausdruck, daß der Jüngling sich wunderbar dadurch bewegt fühlte.

"Hierauf habe ich allerdings nichts zu erwiedern und mich nur Ihren edlen Wünschen zu fügen. Möge die Nacht Ihnen und den armen Kranken den Umständen gemäß leidlich vergehen." In diesem Augenblick erwachte der ältliche Mann mit der Kopfwunde aus seinem halb nervösen Schlummer.

"Willst Du mich verlassen?" fragte er, als er den Jüngling im Begriff sah, sich zu entfernen.

"Das Fräulein wird statt meiner bei Dir bleiben, mein Vater," erwiederte dieser.

"Das Fräulein? Ach, die freundliche Dame, die mir so oft Umschläge giebt, die mir so tröstend zuspricht. Nun so magst Du gehen, mein Sohn; ich bin da in sehr guten Händen. Armer Junge, ja, Du magst der Ruhe wohl sehr bedürfen. Seit vier Tagen bist Du auf den Füßen. Erst Kampf, dann Wachdienst und Krankenpflege, das ist auch für einen jugendlichen Körper zu viel. Geh, geh, in Gottesnamen und stärke Dich durch einige Stunden Schlaf."

"Der junge Mann bog sich nochmals zu seinem Freunde nieder, faßte zärtlich seine Hand, und verließ endlich nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen Stephania das Gemach.

Es war gegen Mitternacht, als Stephania ihrerseits für einige Minuten in das anstoßende Zimmer trat. Die

Kranken waren eingeschlafen, Alles war besorgt und der Wärter saß wach und munter vor dem Tische, auf dem hinter einem grünen Schirme die Lampe brannte. Wie dies oft geschah, suchte sie sich in dieser langen Stille, die nur durch das Ticken der Uhr und das unregelmäßige Stöhnen der Schlummernden unterbrochen wurde, so wehmüthig bewegt durch den Anblick dieser leidenden bleichen Züge, aus denen selbst der wohlthätige Schlaf den Ausdruck des Schmerzes nicht zu verwischen vermochte. — Wenn sie je für Mitleid empfänglich war, so hatte das eigene Herzweh diese Empfänglichkeit in eine noch tiefere Sympathie verwandelt. Um ihren trüben Gedanken einige Minuten unbeobachtet zu folgen, hatte sie sich denn in das anstoßende Gemach zurückgezogen. Sie trat in eines der Fenster, welches nach der Straße ging, und dessen Laden nur erst halb geschlossen waren. Sinnend stand sie dort und blickte scheinbar die Straßen entlang, während sich ihre Gedanken in ganz andern Kreisen bewegten. Die Scenen der jüngsten Vergangenheit zogen an ihrer Seele vorüber. Die hin- und herwogenden Volksmassen, das Kampfgeschrei, überdröhnt von dem Donner der Geschütze, und der von den Thürmen herschallende Sturmruf der Glocken hallten in ihrem Innern wieder. Wie anders war es jetzt. Alles war still und friedlich unter des Himmels herrlichem Zelt; nur der dumpfe taktmäßige Schritt der Patrouillen erinnerte von Zeit zu Zeit an den kriegerischen wachen Geist der Zeit. Stephania schaute empor in die lichtstrahlende Ferne, und ein Seufzer hob ihre Brust. „Warum ist dort alles Licht Wahrheit und

Harmonie, während hier Wahn, Zwietracht und Kampf toben? O dort, dort herrscht ein in der höchsten Vernunft begründetes, ein lebenschaffendes, lebentragendes Gesetz; hier die Willkür des Mächtigen, die Leidenschaft, die Selbstsucht. Dieses lebenenthaltende Gesetz durchdringt das All; es zeichnet die Sternbahnen nach Schwerkraft und Bewegung, es umspannt die Systeme mit den Strahlennetzen der Sonnen und hält die schimmernden Weltenringe, die wir Milchstraßen nennen, im unermeßlichen Raume; die Natur blüht und lebt in Herrlichkeit durch dieses ewige Vernunftgesetz. Nur mit dem Menschen, mit dem erwachenden Bewußtsein, beginnt der Zwiespalt, — seit er auf der Erde wandelt, dauert der Streit; tyrannisch wüthet er gegen das niedere organische Leben, tyrannischer noch gegen sein eigenes Geschlecht. So lange, als die Erinnerung der Völker hinaufreicht, streiten Lüge und Gewaltthat im Dienste der Selbstsucht und des Fanatismus. Wohl sind die großen Ideen der Freiheit, des Rechtes und der Allbeglückung endlich auch im Menschengeiste aufgegangen; wohl hat er hier und da angefangen die Wahrheit zu erkennen; wohl strebt er frei zu werden durch sie. Aber, wie umfassend auch sonst sein Wissen sei, noch ist er weit entfernt von jener zu seinem Glück erforderlichen Stufe der Vernunftentwickelung. Nicht e i n e der höchsten Ideen seines Daseins hat er im Laufe der Jahrtausende rein zu verwirklichen vermocht. Wo ist die durch seinen Adel begründete innere und äußere Freiheit? Wo lebt das vom Vernunftgesetz getragene Recht? Noch immer verfällt der Freiheit Märtyrer dem Henkerbeile; das Recht von Millionen wird

zertreten; die Wahrheit wird aus Schrift und Wort verbannt und in die Nacht der Kerker verwiesen; das Streben nach Allbeglückung ist dem Herzen fremd, — dort aber, wo es sich zeigt, ist es das Schreckgespenst der Egoisten, das Ziel blutiger Verfolgung. Wie fern ist die Menschheit noch von der Lösung ihrer Aufgabe, wie langsam ist ihr Fortschritt zu derselben. Wie die Schöpfungsepochen unsers Planeten, so liegen auch die geistigen Erhebungsmomente der Menschheit weit von einander. Moses, Pythagoras, Zoroaster, Sokrates, Christus, Luther, Spinoza, Hegel waren Geister, die ihrem Geschlecht ihrer Zeit in längern Perioden mit einem Riesenschritt vorantraten; Lykurg, Solon, Brutus, die Gracchen und Licinius, Jean Jaques Rousseau und Mirabeau griffen mächtig bewegend und umgestaltend in das Leben der Völker, lange vorher, ehe diese fortschreitende Bewegung in ihrem äußern Dasein erschien oder sich in ihrer ganzen umfangreichen welthistorischen Bedeutung verkündete.

Auch wir stehen im Beginn einer neuen welthistorischen Aera. Die Propheten haben bereits gesprochen, die leitende Idee, der Mensch und die Verwirklichung seiner Bestimmung, ist für kommende Jahrhunderte gefunden. Schon verbreitet sie sich bei den Völkern, — schon fängt sie an die Massen zu durchdringen, und sie wogen empor wie Meeresfluthen; sie stürmen an gegen die haltlosen, abgenutzten Systeme, von denen sie früher beherrscht wurden; sie werden dieselben einst vernichten: wie lange es bis dahin noch währe, welche Kämpfe auch bevorstehen.“

Als sie so stand und den sie bewegenden Betrachtungen folgte, vernahm sie von der Straße her den Tritt eines einsamen Wanderers. Sie blickte unwillkürlich nach ihm hinaus und erkannte, als der Schein der nahen Straßenlaternen auf sein Gesicht fiel, Straniero. Er blieb vor dem Hause stehen und schien dasselbe aufmerksam zu betrachten; dann sah sie ihn die Hand heben, und hörte unmittelbar darauf Sand an die Fensterscheiben links der Hausthür werfen, die von Frau von Merzelius bewohnte Seite des Gebäudes. Ihre Brust schnürte sich zusammen, ein heftiges Beben durchflog ihren ganzen Körper. Sie wollte sich zurückziehen, aber die Füße versagten ihr den Dienst. Straniero kletterte während dessen an einer der an der Thür befindlichen zwei Säulen hinauf, wahrscheinlich, um sich von da in eines der Fenster zu schwingen, das, wie sie vermuthen mußte, geöffnet war. In demselben Augenblick ertönte ganz in der Nähe der Lärmruf des Nachtwächters, und noch ehe es Straniero möglich wurde, seine zweifelhafte Stellung zu verlassen, hatte jener ihm den Weg verrannt.

„Holla! sachte, sachte, Du verfluchter Kerl! Herunter mit Dir, oder ich spieße Dich, daß Dir die Gedärme in Fetzen aus dem Leibe hängen,“ rief er dem in seiner gymnastischen Uebung überraschten Herrn zu, der sich indeß scheinbar durchaus nicht stören ließ. „Ich frage Dich noch einmal, Du Spitzbubengesicht, ob Du Dich herunterscheren wirst?“ wiederholte der Nachtwächter.

„Ihr seht doch, daß ich nicht herunter kann, guter Freund; ich wohne ja dort oben beim Herrgott.“

„Laß nur die Faxen, Du Schuft. Du denkst mich wohl gar an der Nase herumzuführen und zu verspotten. Tausend Donnerwetter! das soll Dir theuer zu stehen kommen. Holla! holla! die Nachbaren!“ und wie der Engel des Weltgerichts stieß er in sein Horn. Mehre Fenster und Thüren wurden geöffnet; man fragte was es gäbe. „Einen Spitzbuben giebt es, der in ein Parterre einsteigen wollte,“ war die Antwort.

Straniero, der in seiner so höchst kritischen Situation bereits seinen Theil erwählt hatte und wußte, daß er dieselbe durch Widerstand nur verschlimmern konnte, traf in der That Anstalten zu seiner Niederkunft; er langte nach einigem absichtlich plumpen Gezappel glücklich am Boden an.

„Ei, da bist Du ja endlich; nun, Du sollst Quartier kriegen, Patron,“ sagte der Nachtwächter, ihn beim Schopf packend.

„Ja, ja, der Hund! Fort mit ihm nach der nächsten Wache.“

„Wozu auf die Wache? Ich habe ein schönes Logis.“

„Du wirst's dort noch besser kriegen.“

„Nicht doch. Führt mich lieber nach Hause, mein Freund; ich bin höllisch müde im Kopfe und in den Füßen,“ lallte Straniero.

„Der scheint einen zu viel gesehen zu haben,“ meinten einige der Zugetretenen.

„Glauben's nicht, meine Herren, ich kenne das. Das Spitzbubengesindel ist raffinirt, das weiß sich so zu ver-

stellen. Ich möchte mich dem Satan d'rauf verschreiben, daß der so gescheidt ist wie wir Alle.“

„Das mein' ich auch,“ trat ein Anderer bei. „Er denkt sich loszuschwindeln. Immer nehmt ihn bei der Jacke, und fort mit ihm.“

„Nicht bei der Jacke; laßt mich lieber so auf Euch gestützt gehen, so ist's besser. Wißt Ihr a gutes Weinhäuserl, juchhei, da führt mich hin, ich habe wirklich noch nicht viel getrunken,“ debütirte Straniero seiner Rolle getreu, indem er laut auflachte und trillerte.

„Traut ihm nicht; es ist kein wahres Wort an seiner Besoffenheit. Fort mit ihm hinter Schloß und Riegel!“

„Vorwärts — Marsch!“ kommandirte der Nachtwächter, indem er Straniero's Arm wie in einen Schraubstock nahm. Es half also nichts; er mußte fort. Kaum hatte er sich jedoch ein paar Schritte taumelnd und schwankend neben seinem Begleiter fortgetrollt, so trat ihnen von der entgegengesetzten Seite herkommend eine Patrouille entgegen.

„Was hat's da für einen Fang?“ fragte der Kommandirende.

„Der Kerl wollte hier in einem Hause stehlen. Sie werden wohl so gut sein, ihn zum weitern Transport zu übernehmen, da ich mich nicht gut entfernen kann.“

Der Nationalgarde-Offizier trat näher heran. „Was? Der hat stehlen wollen?“ rief er.

„Wie ich sage, ein Einbruch.“

„Der stehlen!“ wiederholte der Andere lachend.

„Mir scheint der Mensch betrunken,“ bemerkte einer der Umstehenden.

„Nun, so viel kann ich versichern, daß Der kein eigentlicher Spitzbube ist. Ich kenne ihn. Ha, ha, ha, das ist lustig. Mein feiner Herr, wie haben Sie sich denn heut noch so spät auf die Straße gewagt. Das ist unklug, sehen Sie. Sie hätten hübsch zu Hause bleiben sollen, wie am Sechsten. Wenn es auch heute keine Kugeln regnet, so ist doch die Nacht keines Menschen Freund, und man kommt immer noch leicht genug in Gefahr. Der brave Mann ist am Sechsten mit Aigner gegangen, wahrscheinlich als Adjutant,“ wendete er sich spottend an seine Leute; „glaubwürdige Personen versichern, er habe wie sein Commandeur dem Lorbeer entsagt, um das fließende Blut in ungestörter Einsamkeit zu betrauern.“ Ein mißfälliges Gemurmel ging bei dieser Bemerkung durch die Mannschaft. Straniero fühlte sich im Augenblick noch unheimlicher als unter der Faust des Nachtwächters. „Dafür sollte er die Kugel vor den Kopf bekommen, der feige Hund. Ja, Niederschießen wäre für ihn das Beste,“ hieß es von mehren Seiten mit drohender Geberde. — Wir müssen hier einschalten, daß jene Nationalgarden das volle Recht zu solchen Aeußerungen hatten, denn sie hatten Alle am Tabor und auch am Zeughause wacker gefochten. — „Nein, meine Herren, wer nicht den Muth hat, eine Kugel abzuschießen, der ist auch

nicht werth, durch eine zu sterben. Die Kugel ziemt Helden. Für Solche ist nur Verachtung. Sie hätten ihn hören sollen vor den entscheidenden Tagen, wie er sich als Volksführer gebehrdete, als wollte er Tausende mit seinem bloßen Wort zermalmen. Er ist eine wahre Schmach für die Legion.

„In die Donau mit dem feigen Schuft!" riefen Einige. Straniero rieselte es eisig am Rücken hinab, als schlüge die Fluth bereits über ihm zusammen.

„Ihn in diesem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit und Bewußtlosigkeit bei Seite zu schaffen, wäre eine durchaus nicht zu entschuldigende Handlung, meine Herren. Er ist, wie er eben ist, unserer Aufsicht anvertraut. Wir werden ihn also auf die Wache bringen, wo sich das Uebrige wohl später finden wird. Folgen Sie uns, Herr Straniero," befahl er barsch. Dieser mochte sich gern nicht ein zweites Mal dazu ermahnen lassen und entfernte sich in der schon früher produzirten Art und Weise.

Bald verhallte der Schritt der Truppe; die Fenster schlossen sich wieder und die Häuser; das tiefe Schweigen der Nacht kehrte zurück.

Stephania stand wie vernichtet. Sie wußte vollkommen, was sie von der ganzen Scene zu halten hatte; sie hatte Straniero seit seinem Erscheinen zu aufmerksam beobachtet. Nach längerer Zeit hörte sie das der besagten Säule nächste Fenster leise schließen. Es wäre vergeblich, die Empfindungen, die in ihrer Seele stürmten, schildern zu wollen. Ein Glück für sie, daß es endlich im Kran-

kenzimmer laut wurde. Das eigene Leid verstummte nun für den Augenblick bei dem Gedanken an den Schmerz Anderer. Sie eilte, wohin die heilige Pflicht der Menschlichkeit sie rief.

Zwölftes Kapitel.

Stephania hatte, seit wir sie nach der Straßenseite in das Krankenzimmer zurückkehren sahen, dasselbe nicht mehr verlassen. Der Zustand der Leidenden hatte ihre Hülfe während der ganzen Nacht unentbehrlich gemacht. Später aber, wenn es ihr möglich gewesen wäre, sich daraus zu entfernen, hatte sie die Furcht, Frau von Merzelius zu begegnen, zurückgehalten. Sie fand sich durch das Jüngstvorgefallene so unangenehm aufgeregt, so schmerzlich bewegt, daß sie mit Entsetzen den Augenblick eines Zusammentreffens mit ihr dachte und Alles für dessen Verzögerung aufbot, weil sie nur so die nöthigste Fassung zu gewinnen hoffte, um Morgot ihre Stimmung zu verbergen. Diese, ihrerseits fühlte sich nach dem bewußten Ereignisse ebenfalls wenig geneigt, irgend Jemand ihrer Umgebung zu sehen. Sie fürchtete, daß wenn die Sache zur Publizität gelange und auf gehässige Weise kommentirt würde, auf jedem ihr nahenden Gesichte Spott und Vorwurf zu lesen. Außerdem quälte sie der Gedanke an Straniero. Sie wußte nicht, was aus ihm geworden war, und trotz seiner meisterhaften Haltung in der von

ihm gewählten Rolle erregte die von den Nationalgardisten gegen ihn kundgegebene Gesinnung ihre ganze Besorgniß. So hatte sie von Qualen gefoltert den Tag schlaflos erwartet. Die Kammerfrau, die endlich durch ihre Klingel herbeigerufen wurde, erschrak über ihr verstörtes, versunkenes Aussehen. Sie ließ sich doch wie gewöhnlich ankleiden und begab sich, wie sie das manchmal that, nach der Kirche. Von da nahm sie sich für den Vormittag eine Menge Besuche vor, die ihn größtentheils absorbiren sollten. Was die Krankenpflege betrifft, so geschah es keineswegs aus Nachlässigkeit, wenn sie dieselbe im Augenblicke Stephania überließ. Sie hatte sich derselben Anfangs mit großer Hingebung unterzogen und war nur auf Stephania's Bitten, weil diese den übeln Einfluß einer so unausgesetzten Anstrengung für ihre Gesundheit fürchtete, davon zurückgetreten. Sie war, wie wenig edel sie sich auch zu Stephania verhielt, im Ganzen da, wo es sich nicht um ihre Leidenschaften und Interessen handelte, manches Guten, ja vor der Welt sogar bedeutender Aufopferungen fähig. Sie war im Stande Alles, entweder für sich, oder für die öffentliche Meinung zu thun. Freilich ist Ruhmsucht eine unlautere Quelle unseres Handelns, durch welche es seinen sittlichen Werth verliert. Was würde aber von den vielen sogenannten guten Werken übrig bleiben, wenn wir die sie hervorrufenden Motive zu durchschauen vermöchten? Wohl sehr wenig. Meist ein schöngeformtes buntes Muschelwerk, ohne lebendigen Gehalt. Nur wahrhaft edle Naturen haben den Muth und die Kraft, das Rechte, weil es Recht ist, zu thun, ohne alle Berücksichtigung nach Außen hin.

Es mochte ungefähr zwölf Uhr Mittags sein, als ein Mädchen in das Krankenzimmer trat und sich leise an Stephania wendend, diese bat, den anwesenden Wundarzt zu fragen, ob Meister Gherardo den Besuch einer ihm befreundeten Dame annehmen könne. Nach ertheilter Erlaubniß entfernte sich die Dienerin, kehrte bald darauf mit Corvin und dessen Mutter zurück. Stephania erhob sich und trat der zarten blassen Gestalt ehrfurchtsvoll entgegen."

"Die traurigen Verhältnisse mögen meine Anwesenheit in einem Hause entschuldigen, indem ich nicht die Ehre gehabt habe, bekannt zu sein," sprach sie zu Stephania, mit einer Stimme, die als Echo einer längst vernommenen Harmonie in ihrem Innern widerklang. "Ich hätte mir so gern das Vergnügen gewährt, der edlen Hausfrau für die große Güte und Gastlichkeit zu danken, mit der sie sich auch meines armen verwundeten Freundes annimmt, und muß sehr bedauern, meinen Wunsch durch ihre Abwesenheit im Augenblick noch unerfüllt zu sehen."

"Frau von Merzelius ist bei dieser Verzögerung gewiß in gleichem Verlust," antwortete Stephania verbindlich, indem sie sich mit der Fremden Gherardo's Bett näherte. Diese wendete jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit dem Kranken zu."

"Mein theurer, braver Freund, daß ich Sie so wiedersehen muß!" sagte sie, bewegt seine Hand fassend.

"Die ernsten Züge des Verwundeten hatten sich seit Beatricens Eintritt fast verklärt: "Gnädige Frau," begann er — aber hier traf ihn ein so bittender, vorwurfsvoller Blick der Angeredeten — daß er eine Minute inne hielt. "Ich muß mich wundern, Sie mit mir und meinem Schicksal

unzufrieden zu finden. Ich meinte, ich könnte mich immer glücklich preisen, nach fast dreizehnstündigem Kampfe noch so davon gekommen zu sein", entgegnete er lächelnd.

„O, wie können Sie noch scherzen in Ihrem Unglück!"

„Weshalb klagen? Wer die Freiheit will, muß kein Opfer scheuen; selbst, wenn es ans Leben ginge. Was wäre das auch! Wir müssen es doch Alle früher oder später lassen. Darum bin ich zufrieden, daß es kam, wie es ist. Wenigstens ist Corvin verschont geblieben. Ihn heiter und gesund zu sehen, macht mich meine Wunde halb und halb vergessen."

„Sie haben sich immer über dem Glücke Anderer vergessen," sprach Beatrice bedeutungsvoll. „Jetzt aber bitte ich flehentlich, daß Sie an sich denken, daß Sie sich sorgsam berathen. Sie sind überzeugt, mit welchem tiefen Kummer uns Ihre Leiden erfüllen, und daß Ihre baldige Genesung unser einziger Wunsch, unser einziger Trost ist."

„Sie wird mit Gottes Hülfe nicht lange auf sich warten lassen. Ich werde ja so gut gepflegt. Das gütige Fräulein hier sorgt und wacht so liebevoll für mich."

„O, sagen Sie nicht so; es ist nur eine heilige Schuld, die ich im Namen des Volkes gegen einen seiner edlen Kämpfer abzutragen suche," sprach Stephania, an das Bett tretend und seine Hand fassend. Sie hatte bis jetzt etwas bei Seite gestanden und Beatrice mit einer von Minute zu Minute steigenden Bewegung betrachtet, und selbst in dem Augenblicke, als sie zu Gherardo sprach, war es ihr fast unmöglich, ihr Gesicht von der fast ätherischen Gestalt

abzuwenden. Die Blicke der beiden Frauen schienen durch einen gegenseitigen Zauber gefesselt; denn auch Frau von Maras betrachtete das unbekannte Mädchen mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit und Theilnahme. Als sie aber Stephania Gherardo's Hand fassen sah, konnte sie ihrer Empfindung nicht länger gebieten. „Gott! Gott!“ rief sie in höchster Aufregung. Erschrocken richtete sich aller Augen auf sie. „Was ist Ihnen?“ fragte Gherardo.

„Nichts; ich vergaß eine wichtige Bestellung; nichts, als das· Mein Sohn, Du bist wohl so gut, mich für einige Minuten in das Nebenzimmer zu begleiten. Corvin folgte. „Um Gotteswillen sage mir, wer ist die junge Dame?“

„So viel ich weiß, ist sie eine Freundin der Frau von Merzelius, die seit einiger Zeit in ihrem Hause lebt.“

„Sonst weißt Du nichts über sie?“

„Nichts. Doch, warum diese Frage?“

„Sahst Du den Ring an ihrem Finger?“

„Ja.“

„Ich kenne diesen Ring; ich muß wissen, wie sie zu demselben kam. Wenn es wäre! wenn sie die wäre, an deren Hals ich ihn einst hing!“

„Dann?“

„Dann wäre sie Deine Schwester Stephania.“

„Stephania!“ so heißt das Fräulein in der That.

„Allbarmherziger Gott!“

„Ich bitte Dich, rege Dich nicht so durch Erinnerungen auf,“ bat Corvin.

„Wie kann ich meinem Herzen gebieten, bei dem

Gedanken an die Möglichkeit, meine Tochter wiederzufinden, weniger schnell zu schlagen.“

„Bedenke Gherardo's leidenden Zustand. Selbst eine zu lebhafte freudige Theilnahme könnte ihm schaden.“

„Du hast Recht; ich will mich fassen. Gehen wir zurück in das Krankenzimmer; vielleicht gelingt es mir, durch einige Fragen klarer zu sehen.“

Gherardo war durch Beatricens Vorwand nicht getäuscht worden; er liebte sie noch immer zu warm, um die plötzlich in ihrem Innern aufstürmende Bewegung nicht sogleich zu erkennen. Da ihm jedoch die Ahnung ihres wahren Grundes zu fern lag, so bezog er dieselbe auf sich selbst, indem er glaubte, sein Zustand erscheine Frau von Maras unter einem so bedenklichen Charakter. „Ich bitte Sie dringend,“ sagte er, als diese wieder am Bett Platz genommen hatte, „halten Sie meinen Zustand nicht für schlimmer als er ist. Möglich, daß Sie mich etwas angegriffen finden, vielleicht, daß auch noch einige Gefahr vorhanden ist; ich bin indeß überzeugt, daß auch dieses Letzte bald beseitigt sein wird. Seien Sie also ganz ruhig meinetwegen.“

„Ich versichere Sie, daß ich es bin.“

„O nein, nein, sagen Sie das nicht mir.“

„Sie sind seit Sie das Zimmer verließen, zu sehr verändert.“

„Das gebe ich zu; aber das, was meine Mutter gegenwärtig so heftig bewegt, ist nicht die Sorge um Sie, die ja durch die Versicherung des Arztes gänzlich gehoben ist, sondern eine liebe aber schmerzliche Erinnerung.“

„Der Ring, welchen Fräulein am Zeigefinger der linken Hand trägt, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einem früher von ihr besessenen.“

„Alles Blut strömte bei diesen Worten nach Stephania's Herzen; es war, als wollte es in froher Ahnung die enge Schranke durchbrechen.“

„Dieser Ring?“ rief sie im Innern bebend, indem sie auf denselben deutete.

„Ach ja. O sagen Sie, wie gelangte er an Sie?“ sprach Frau von Maras mit derselben zitternden Hast.

„Ich erinnere mich nicht mehr genau. Alles, was ich weiß, ist, daß ich ihn wahrscheinlich von meiner Mutter habe und daß ich ihn in meiner Kindheit stets am Halse trug.“

„Und Ihre Mutter?“ fragte Beatrice mit gesteigerter Spannung.

„Ich wurde sehr früh von ihr getrennt.“

„Durch den Tod?“

„Durch die Macht mir unbekannter Verhältnisse.“

„Corvin, um Gotteswillen! Hülfe für Deine Mutter, sie erliegt,“ rief Gherardo, der dem Gespräch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war und Beatricens steigende Aufregung ängstlich beobachtet hatte. Corvin sprang herzu; aber schon hatte Stephania die erblassende Dulderin mit ihren Armen umschlungen. Das Haupt der Mutter ruhete zum ersten Male am lebenswarmen Busen der Tochter, und Freudenthränen perlten wie Thau des Himmels auf ihre kalten Wangen. Es war ein kurzer Moment des unterbrochenen Bewußtseins, ein Augenblick,

der die schreckliche Vergangenheit auf immer von der Gegenwart schied, an den eine reichere, schönere Zukunft sich anreihen sollte. Es bedurfte auch für Beatrice keiner künstlichen Hülfsmittel; der zärtliche Ruf der Natur, die Liebkosungen ihrer Kinder genügten, um sie zur Gewißheit ihres Glückes zu wecken. Sie erholte sich bald in ihrer Freude. Lange zwar hatte sie dafür noch keine Worte, sondern nur Laute und schimmernde Thränen und in wahrer Verklärung weilte ihr Blick auf den beiden ihr so nahe stehenden Wesen: „Meine Kinder! Gott, dieser einzige Augenblick wiegt jahrelanges Leid auf," sprach sie endlich selig lächelnd. „Wie lieblich Du entfaltet bist, meine Stephania! Sieh nur, Corvin, sie ist fast so groß wie Du und Dir sonst so ähnlich — beide wie er — o Franz! Franz! warum mußtest Du sie und mich des höchsten Glückes steter Vereinigung berauben!" flüsterte sie leise vor sich hin. So hatte das Schicksal auch hier für einige Wermuthstropfen gesorgt, als fürchtete es gleichsam, daß der Mensch der höchsten Empfindung der Freude erliege. Beatricens nächster, sehr gerechter Wunsch war, sich ohne fremde Zeugen mit ihrer Tochter über die Zeit zu unterhalten, die seit der Trennung von ihrem Gemahl zwischen ihnen beiden lag. Sie wendete sich deshalb mit der Frage an den Wundarzt, ob Gherardo wohl eine Ortsveränderung ertragen werde, da sie nichts sehnlicher wünsche, als ihn in ihrem eigenen Hause zu verpflegen, wohin sie Stephania im Augenblick zu führen beschloß. Der Doktor erklärte sich dahin, daß, wenn der Wagen sich möglichst langsam bewege, durchaus keine

Gefahr zu fürchten sei, und erbot sich, den Patienten selbst in seine neue Behausung zu begleiten, damit jede irgend nachtheilige Einwirkung vermieden werde. Gherardo wurde dann sofort in Decken gehüllt und in die noch mit Betten gepolsterte Kutsche gebracht, die mit ihm und dem Arzte langsam abfuhr. Frau von Maras, Stephania und Corvin aber begaben sich unterdessen zu Frau von Merzelius, die bereits nach Hause zurückgekehrt war, um sie von der plötzlichen Veränderung in Stephania's Geschick in Kenntniß zu setzen. Da Stephania sich gegen Niemand im Entferntesten über ihre Familienverhältnisse geäußert hatte, so wurde sie von dieser Mittheilung natürlich sehr überrascht, und zwar doppelt angenehm, weil, seit sie ihr Verhältniß zu Straniero von Stephania durchschaut fürchtete, sie sich durch ihre Nähe stets unangenehm beengt und zu dem Wunsche einer Veränderung bewogen fühlte. Das Ereigniß war ihr also mehr als willkommen. Sie strömte über in Freudenbezeugungen und Glückwünschen, und war eifrigst bemüht, Frau von Maras eine möglichst große Idee von sich und ihrer Freundschaft für Stephania zu geben. Diese Letztere ihrerseits hatte in diesen Augenblicken kein Gedächtniß mehr für das jüngst durch sie erlittene schwere Leid. Sie war zu glücklich, um den düstern Gedanken an die Vergangenheit in ihrer Seele Raum zu gestatten. Sie hatte viel geduldet, viel verloren; aber Alles war im Wiedersehen ihrer Mutter vergessen. Man trennte sich mit den innigsten Versicherungen. Nach achtzehn Jahren führte Frau von Maras ihre Tochter wieder in jenes Hôtel in der Jägerzeil, welches diese

einst des Nachts mit ihrem zürnenden Vater verlassen mußte. Hier traf die kleine Familie, nachdem Gherardo sorgsam untergebracht war, in dessen Zimmer zusammen, und hier erst erschlossen sich die Gemüther dem vollen Genusse zärtlicher Mittheilung.

Dreizehntes Kapitel.

Straniero's nächtliche Angelegenheit war außer einigen Stunden in der Wachtstube verlornen Schlafes ganz gut ausgefallen; er war wieder wohlbehalten auf freiem Fuß und eben mit Besorgung einer dringenden Correspondenz beschäftigt gewesen. Vor ihm lagen zwei unendlich lange Schreiben von weiblicher Hand, das eine von Lavinia von Becher, welches die zärtlichste Besorgniß wegen der am Tage zuvor vorgefallenen Vorpostengefechte und die Furcht aussprach, daß Straniero an denselben betheiligt gewesen sein möchte, — das andere von Margot, die sich, wenn auch in einer weniger innigen Sprache — sie kokettirte in ihren Briefen noch gern mit etwas Prüderie — nach dem Resultat des unter ihren Fenstern in der letzten Nacht vorgekommenen widrigen Zusammentreffens erkundigte. Der junge Mann schien diese Doppellektüre eben beendet zu haben, die ihm indeß wenig interessant sein mußte, denn er gähnte aus Herzensgrunde; dann ordnete und schürte er langsam seine Pfeife, streckte die Beine gemächlich in die Höhlung seines Arbeitstisches, nahm Papier und Feder, und schrieb:

„Theure Margot!

Auf Deine gütige Anfrage wegen des Ablaufs der ominösen Angelegenheit beeile ich mich, Dir zu sagen, daß ich mich zur gegenwärtigen Stunde ganz wohlgemuth in meiner Wohnung befinde und sogar schon von ein bis neun Uhr hier geschlafen habe. Der wachhabende Offizier, Kaufmann Hähnerl, ein mir persönlich bekannter Mann, benahm sich liebenswürdiger gegen mich als seine bramarbasirende Mannschaft und entließ mich sofort, da ich, wie er sagte, während des Transports nüchtern geworden zu sein schiene. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als einen zufällig noch kursirenden Fiacker zu nehmen und mich schleunigst nach Hause ziehen zu lassen. Der Einfall, den Betrunkenen zu debütiren, war übrigens unbezahlbar, und wie Du siehst, von dem besten Erfolge. Du magst also wegen Deiner und meiner vollkommen ruhig sein; Niemand ahnt den wahren, tiefern Sinn des kindischen Spiels. Ich habe Dich nur zu bitten, mir den Dir verursachten Schrecken zu verzeihen, indem ich Dir, meine Geliebte, die Versicherung gebe, künftig vorsichtiger zu sein. Dein Paul."

Als der letzte Federzug an diesem Briefchen geschrieben und dasselbe bei Seite geschoben war, ging Straniero sofort an die Abfertigung einer zweiten Correspondenz.

„Geliebte Lavinia!"

schrieb er — „vergebens würde ich versuchen, Dir zu sagen, wie stolz und glücklich es mich macht, mich als den Gegenstand Deiner zärtlichen Theilnahme zu

wissen. Du Gütige hast Dich meinetwegen beunruhigt! Tausend Dank für diesen neuen Beweis Deiner Liebe. Deine Befürchtungen waren jedoch grundlos. Allerdings ist das Gerücht, daß meine Sektion gestern im Laufe des Tages bei einer Vorpostenplänkelei betheiligt war, durchaus richtig; mir war es indeß auch dies Mal nicht vergönnt, mir dabei einige rothe Lorbeerblüthen zu pflücken. Ich war nämlich unpäßlich, und genöthigt, das Zimmer, ja einen Theil des Tages das Bett zu hüten, und kenne daher das Vorgefallene nur durch Hörensagen. Quäle Dich also in Zukunft nicht mehr mit derartigen Besorgnissen; ich gab Dir das Versprechen, jede meinem Leben drohende Gefahr zu vermeiden, und werde es erfüllen. Im Fall es heute ruhig bleibt, bin ich wohl glücklich genug Dich zu sehen ung Dir mündlich wiederholen zu können, daß Du unendlich geliebt wirst von

Deinem Paul.«

Bald war auch das Letzte geschehen: die Billets waren versiegelt und adressirt. Straniero klingelte dem Aufwärter und befahl ihm, dieselben sogleich an ihre Bestimmung zu besorgen, wozu natürlich im Augenblick Anstalten getroffen wurden.

»Ei, guten Morgen, Hubert,« rief Lenerl dem eben um eine Straßenecke biegenden Pseudo-Marino zu.

»Guten Morgen, Fräulein Lenerl; sieht man Sie einmal. Ich dachte schon, Sie wären gestorben. Sie kommen ja gar nicht mehr zu uns!«

„Die Zeiten und die Menschen ändern sich, lieber Hubert.“

„Da haben Sie Recht; es hat sich schon Manches geändert, seit wir uns nicht gesehen haben.“

„Mit Ihrem Herrn?“

„Das weniger, außer daß es mir scheint, als käme er etwas aus der Mode.“

„So?“

„Ja. Ich habe ihm nämlich schon hier und da sehr übel nachreden hören, daß er sich seit dem Sechsten von allen Kämpfen feig zurückgezogen habe.“

„Und, nicht wahr, so ist's? Das sieht ihm ähnlich.“

„Ich kann's wirklich so genau nicht sagen, denn ich bin den blauen Bohnen eben auch nicht in den Weg gelaufen und bin darum doch ein ganz guter Demokrat. Das soll man sehen, lasse man nur erst die Demokratie zum völligen Siege kommen.“

„O davon bin ich überzeugt,“ erwiederte das Mädchen komisch-ernst. „Aber wohin segeln Sie denn so eilig? Ich kann ja kaum neben Ihnen hertraben.“

„Ich muß diese Briefe bestellen.“

„Ach was, das wird doch, denke ich, so lange Zeit haben, bis Sie ein Gläschen Grog bei mir getrunken haben. Wir sind gerade vor meiner Wohnung; kommen Sie ein paar Minuten hinauf; das Wasser wird im Nu sieden, Rum und Zucker sind im Hause, also kein Verzug.“ Lenerl war durchaus nicht geneigt, die seltene Begegnung so wenig benutzt zu lassen um sich nicht über Straniero's Leben und Treiben näher zu unterrichten. Sie kannte zum Glück

eine von Hubert's kleinen Schwächen: die Liebe zu den Spirituosen.

„Es wird wohl nicht gut angehen; ich sollte die Briefe schleunigst bestellen,“ sagte er mit der zweideutigen Miene eines Menschen, der über das Für und Wider zu balanciren anfängt.

„Sind dieselben denn gar so wichtig?“

„Der eine ist an Frau von Becher und der andere kommt nach der Renngasse an eine gewisse Frau von Merzelius.

„Also wohl keine Geschäftssachen. Bah, ob die eine Stunde früher oder später an Ort und Stelle sind oder nicht; kommen Sie nur mit mir, es soll Sie nicht reuen.“

„Nun, ich will's einmal wagen; es wird ja wohl den Hals nicht kosten,“ — und er folgte dem voraneilenden Mädchen.

„Ich bringe Besuch, einen alten Bekannten, Straniero's Diener,“ sagte Lenerl im Eintreten zu der Manon. „Ich habe ihn zufällig getroffen und ersucht, heraufzukommen,“ fuhr sie mit einer bedeutenden Mienensprache fort. Mache nur schnell heißes Wasser, damit er sich den Magen ein wenig erwärmen kann.“ Die Frau ging sogleich in die Küche und an den Siedeprozeß. „Wie lebt Ihr denn eigentlich jetzt?“ fragte Lenerl ihren Gast, als sie allein waren.

„Nun, es geht ja noch immer mit tüchtigem Oberwasser.“

„Also gute Einkünfte?“

„Wahrscheinlicher Weise.“

„Er malt also viel.“

„Malen? Er? Jetzt? Das sähe ihm ähnlich. Seit Monaten hat er keinen Pinsel mehr angerührt.“

„Ist das möglich?“

„Er hat das wohl nicht mehr nöthig.“

„Wie so?“

„Sie sind ja doch einmal mit ihm entzweit und werden es wohl weiter nicht übel nehmen, wenn ich eben rede wie mir's ums Herz ist. Ich für mein Theil glaube, er weiß sich hier und da Stipendien zu verschaffen, was wahrhaftig sehr gescheidt ist. So ein hübscher Mann, wie er, das ist ein gesuchter Artikel. Hol mich der Teufel! wenn ich so ein Kerl wäre, ich ließe mich ebenso von hübschen Frauen engagiren und protegiren.

„Hunde!“ murmelte das Mädchen leise vor sich hin. Doch sie verbarg ihren Unwillen. „Ach Sie meinen, er habe jetzt eine reiche Liebschaft?“

„Oder auch mehre. Wenigstens habe ich starke Vermuthungen. Ich wollte nämlich tausend gegen eins wetten, daß es mit den Damen, an welche die beiden Briefchen gerichtet sind, nicht ganz richtig ist.“ — er deutete auf die in seiner Brusttasche befindlichen Schreiben.

Lenerl streckte den Kopf neugierig vor, um vielleicht etwas von einer, oder der andern Adresse zu bemerken, was jedoch unmöglich war. Während dessen kehrte Manon mit dem heißen Wasser zurück, das sich durch Lenerls Fertigkeit bald in Grog verwandelte, dessen dunkelbräunliche Farbe von außerordentlicher Qualität zeugte. Lenerl kredenzte dem gemüthlichen Hubert mit der angenehmsten

Laune, und dieser schlürfte das Glück des Rumgeistes mit so vollen Zügen, daß darüber sein eigener mehr und mehr zu Grunde ging. Zeit und Raum schwanden um ihn her, für seine Phantasie begann das luftigste Walpurgisfest, wie nur Vater Goethe es hervorzuzaubern vermocht hätte. Das war der von Lenerl berechnete und erwartete Augenblick. Mit einer Gewandtheit, die selbst einem Londoner und Pariser Gauner keine Schande gemacht haben würde, drehte sich Lenerl nun um ihn her und holte ihm die bewußten Briefe aus der Tasche hervor, die sogleich wieder in der ihrigen verschwanden. Bald darauf entfernte sie sich für einige Minuten. In der Küche unterzog sie nun ihren Fund einer nähern Prüfung. Das war also ein Hauptcoup für sie, sie fand mehr, als sie gehofft hatte, und ein dämonischer Plan reifte in ihr. Sie hatte nichts Eiligeres, als sofort eine Messerklinge zum Glühen zn bringen. Damit fuhr sie dann leise zwischen die Briefumschläge und hob deren Siegel, vertauschte die Einlagen, und schloß dieselben wieder mit solcher Geschicklichkeit und Vorsicht, daß sich weder Spur, noch Ahnung der geschehenen Prozedur finden konnten. Es bedurfte eben keiner Taschenspieler-Kunstgriffe, um die Briefe wieder unbemerkt in Huberts Taschen zu befördern, und dieser ging oder taumelte endlich in wahrer Himmelswonne damit fort. Lenerl jauchzte laut auf in wilder Freude, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte. Sie feierte einen dreifachen Triumph des Hasses. So wie sie den Inhalt der beiden Briefe kannte, die sie natürlich vor der Verwechslung gelesen hatte, mußten diese in der

ihnen von Lenerl gegebenen Richtung auf die drei dabei betheiligten Personen einen alle vernichtenden Eindruck machen. Sie begriff die Konsequenzen ihres Schrittes, und fast schien ihr Kopf sich im rasenden Jubel der Rache zu verwirren.

Vierzehntes Kapitel.

Frau von Becher saß, umwallt von dem feinsten Morgengewande in ihrem Schlafzimmer beim Frühstück. Die reichen Falten des weißen gestickten Musselinkleides zeichneten sich graziös auf dem gelben Damastbezuge des Divans; vor ihr stand auf dem mit gleichfarbiger seidener Decke bekleideten Tischchen das Dejeuner in feinstem chinesischen Porzellan; kurz, alles trug das Gepräge des Geschmacks und der Pracht, und der Arme, der zufällig in diesen Tempel des Luxus getreten wäre, würde sich im siebenten Himmel des Paradieses gewähnt haben. Die Bewohnerin dieser Räume schien sich jedoch im Augenblick in denselben, trotz alles Prunkes, nicht wohl zu fühlen. Den Kopf in die Hand gestützt, die Augen von Thränen geröthet, saß sie vor allen den Leckereien, ohne auch nur eine berührt zu haben. Die Trauer war einmal in Lavinia's sonst stets so lebensfrohes Herz gezogen. Der unheilvolle Brief, der an Frau von Merzelius gerichtet, ihr durch Lenerls diabolische Machination unter ihrer Adresse zugekommen war, lag geöffnet vor ihr. Sie hatte die Wahrheit gesehen, und war, wie alle Erdenkinder,

die ihren plötzlichen Anblick schwer ertragen, bei ihrem Anblick entsetzt zusammengebrochen. Wenn Sie für Straniero auch eben keine schwärmerische Liebe empfand, und als Frau von Welt jedenfalls eine Liaison mit irgend Jemand entrirt hätte — so verletzte es ihre Eitelkeit dennoch höchst empfindlich, sich von ihrem Liebhaber nicht eigentlich verlassen, sondern mit raffinirter Perfidie verrathen zu sehen. Hätte sie tiefer in ihr Bewußtsein eingehen mögen, so würde sie an sich allerdings nur das Wiedervergeltungsrecht bestätigt gefunden haben. Während sie so mit tiefer Betrübniß die bittern Früchte der Erfahrung genoß, trat die Amme mit ihrem jüngsten Töchterchen auf dem Arm in das Zimmer, um, wie dies täglich zu geschehen pflegte, das kleine Wesen der Mutter zum Kuß zu reichen. Frau von Becher erhob, unwillig über die Störung, den Kopf. Die Kleine streckte ihr jauchzend die Händchen entgegen. Sie aber erfaßte beim Anblick des Kindes eine höchst unangenehme Empfindung. „Nein, nicht jetzt, — bringe sie wieder fort“ — sagte sie ungeduldig abweisend zur Dienerin. Diese stand bestürzt. „Das gnädige Fräulein“ — das Kind war nämlich bereits 4 Monate und durfte daher wohl diesen Titel beanspruchen — „das gnädige Fräulein,“ sagte sie, „sollte Ihro Gnaden nur guten Morgen wünschen.“

„Ist heut so gut wie geschehen; geh,“ und mit dem Ausdruck des Widerwillens winkte sie das Kind von sich. Die Amme näherte sich der Thür, um sich zu entfernen. In demselben Augenblick trat Herr von Becher in dieselbe.

„Ach, meine kleine Paula, wohin? Ist unser Kindchen unartig, daß Mama es fortschickt?“ sprach er schäkernd zu der Kleinen.

„Die gnädige Frau sind unwohl und wollten allein sein.“

„Was fehlt Dir, theure Lavinia? Du siehst in der That leidend aus,“ wendete sich Herr von Becher an seine Frau. Ich glaube Du hast geweint — was ist Dir? Sprich!“

„Eine entsetzliche Migraine, die mich seit der Nacht quält und die mir wahrscheinlich den ganzen Tag verbittern wird.“

„Aber zu weinen! Das macht das Uebel ja noch schlimmer.“

„Es ist vielleicht kindisch, ich gebe es zu; aber der Gedanke, alle für heut getroffenen Bestimmungen aufgeben zu müssen und wohl auch die Heftigkeit des Schmerzes haben mich zu Thränen gebracht.“

„Wegen der Pläne von heut hat es nichts zu sagen. Was heut nicht geschieht, kann morgen geschehen. Dein Unwohlsein, mein geliebtes Kind, ist das einzig Betrübende.“

„Damit ist Dir's wohl nicht so ängstlich. Es ist Dir schon ganz recht, wenn nur alles bleiben kann und muß, was meine Wünsche betrifft.“

„Aber, mein Kind“ —

„So seid Ihr Männer; nach den Plänen der Frauen wird nicht gefragt; aber Ihr wollt, daß Euch alles nach Willen gehe.“

„Liebe Lavinia, ich finde meine Freude darin, Dir Vergnügen zu verschaffen.“

„Wenn es gerade mit Deinen Wünschen übereinstimmt. Heute aber zum Beispiel mag Dir meine Unpäßlichkeit vielleicht recht gelegen sein.“

„Du thust mir weh, liebe Frau, ich kann Dir zum Glück beweisen, daß ich sehr gern an Deine Vergnügungen denke. Da, nimm,“ und er überreichte ihr ein Etui.

Frau von Becher öffnete dasselbe. Es enthielt einen ganz allerliebsten Schmuck. „Ach Amethyst,“ sagte sie gleichgültig — „das ist Schade. Ich dachte immer an Rubine. Ist das denn vom Hofjuwelier?“

„Allerdings. Du weißt, ich kaufe nur dort.“

„Ich hätte schwören wollen, die Arbeit sei nicht von da. Es ist übrigens gleich, ich danke Dir.“

„Nicht wahr, nun bist Du auch wieder gut und freundlich. Du siehst ja, daß ich es gut meine,“ indem er dies sagte, näherte er sich ihr und umschlang sie im Uebermaß seiner ehelichen Zärtlichkeit.

„Ach, um Gotteswillen, laß mich; die kleinste Berührung regt mich auf. Ich werde mich augenblicklich zu Bett legen, damit ich ganz ungestört sei.“ Das war eine Verabschiedung ohne alle Umschweife. Der gute Ehemann mußte sich bon gré, mal gré zum Aufbruche bequemen. Er that es mit tief herabhängenden Ohren, wie dies immer der Fall war, wenn er den liebenswürdigen Capricen seiner Gemahlin als Elektor-Subtracteur gedient hatte. Unter uns: sie führte manchmal ein etwas strenges

Regiment, was ihrem Manne gegenüber jedoch ganz geeignet war, weil sie dadurch in seinen Augen ein gewisses Relief erhielt und sich vor ihm zu einer wahren Majestät erhob. Sie übte ein solches Uebergewicht, einen solchen Zauber über ihn, daß er sie noch immer, wie in der ersten Zeit anbetete, und sich nur um der äußern Form zu genügen und vor der Gesellschaft nicht als Gimpel zu erscheinen, da und dort in eine flüchtige Intrigue eingelassen hatte. Wie seine Gemahlin sich zu ihm verhielt, ist uns bekannt; wir enthalten uns daher hinsichtlich ihrer jeder weitern Besprechung, indem wir unsern Weg weiter, von der Leopoldstadt nach der Renngasse nehmen.

Frau von Merzelius hatte eben ihre Toilette vollendet, als ihr der Diener Straniero's den an Lavinia von Becher gerichteten Brief überbrachte. Sie öffnete hastig und las; doch das Papier entsank bald ihren Händen. Lange blieb sie unbeweglich; nur über das Gesicht, nur im Auge zuckten die Blitze des innern Sturms; dann sprang sie auf, rang die Hände, indem ihr Schmerz von Zeit zu Zeit in einzelnen unartikulirten Tönen laut wurde. Endlich brach sie unter demselben zusammen; ihr Bewußtsein schwand, und die zufällig wieder bei ihr eintretende Kammerfrau fand sie noch bewußtlos am Boden. Das ganze Haus gerieth in Bestürzung. Man brachte sie zu Bett und war im Begriff den Arzt zu rufen, was sie jedoch,

als sie wieder ihrer Sinne mächtig wurde, entschieden zurückwies.

Die Kammerfrau, eine gute, Margot aufrichtig ergebene Person, fühlte sich jedoch durch den Zustand ihrer Herrschaft zu lebhaft beunruhigt, um Alles sofort nach deren Willen bewenden zu lassen, und da sie in Stephania's freundliche Zusprache und Fürsorge ein großes Vertrauen hatte, so schlich sie sich unbemerkt aus dem Hause, nahm auf der Straße einen Miethwagen und eilte nach der Wohnung der Frau von Maras.

Mutter und Tochter waren zusammen, als sie ihnen gemeldet wurde.

„Ei guten Tag, liebe Sophie, was bringen Sie mir?“ fragte Stephania, ihr entgegentretend.

„Leider nichts Gutes.“

„Was ist geschehen?“

„Die gnädige Frau ist plötzlich krank geworden.“

„Um Gotteswillen, was ist ihr denn zugestoßen?“

„Ich fand sie starr und bewußtlos am Fußboden des Zimmers.“

„Ohne alle Veranlassung?“

„Wenigstens ist mir keine bekannt. Sie hatte allerdings kurz vorher durch Herrn Straniero's Diener einen Brief bekommen.“

„Einen Brief!“ rief Stephania unwillkürlich mit mehr Lebhaftigkeit, als ihr im nächsten Augenblick lieb war.

„Ja. Ich fand denselben zufällig am Fußboden und sah, als ich die Augen flüchtig darauf warf, daß er

gar nicht an die gnädige Frau, sondern an eine gewisse Lavinia gerichtet war."

"Ach so," sagte Stephania beklommen.

"Da mir um meine Herrschaft recht bange ist und ich Ihre Theilnahme für sie kenne, so komme ich, Sie zu bitten, sie doch so bald als möglich zu besuchen und sie zur Annahme eines Arztes zu bewegen. Wenn Sie vielleicht die Gnade hätten, sie Ihren Besuch nur für einen rein zufälligen halten zu lassen. Ich fürchte, sie könne mir zürnen, Sie vielleicht wegen einer vorübergehenden Kleinigkeit belästigt zu haben."

"Ich werde Ihrem Winke gemäß handeln und recht bald kommen."

Fräulein Sophie entfernte sich nach dieser Versicherung.

"Triff nur schnell Deine Anstalten, meine Tochter," sagte Beatrice. "Frau von Merzelius ist allein und bedarf jedenfalls einer genauern Beachtung und Unterstützung, als ihre Leute ihr gewähren können."

"Ich eile, meine Mutter."

"Gott sei mit Dir, mein Kind."

"Du erhältst in kurzem bestimmtere Nachricht durch mich, wenn ich nicht selbst zurückkehre." Sie bog sich nieder auf die Hand der Mutter. Diese aber umschlang sie innig, — noch ein Kuß, und sie verließ das Zimmer. Schon nach einer halben Stunde hielt die Equipage Maras in der Renngasse vor dem bekannten Hause.

Stephania fand Frau von Merzelius sehr angegriffen und in entsetzlicher Aufregung. Es wurde ihr nur zu bald klar, daß hier eine große Gemüthserschütterung vor-

gekommen sein mußte, und Margot's Schweigen darüber bestärkte sie in dem Glauben, daß dieselbe durch Stranlero veranlaßt sei. Sie war also rein auf materiellen Beistand beschränkt und kannte, so gern sie es auch gethan hätte, nichts für ihre geistige Zerstreuung. Diese starre Verschlossenheit selbst in einem Moment, in dem die Menschen sonst so gern den Trost der Mittheilung suchen, schmerzte sie tief. Wie gern hätte sie alles Vergangene vergessen, wenn Margot sich mit dem Geständniß ihres Unglücks in ihre Arme geworfen hätte.

So nahte der Abend. Ungefähr gegen sieben Uhr trat Sophie mit der Meldung ein, daß Herr Straniero da sei und um die Erlaubniß bitte, seine Aufwartung zu machen.

Margot zuckte bei diesem Namen zusammen als fühle sie die kalte Spitze eines Stahls in ihrem Herzen. „Nein, nein, sagen Sie, daß ich nicht empfange, daß ich zu Bett bin,“ rief sie heftig. Die Kammerfrau ging, die erhaltene Botschaft zu bestellen.

„Die gnädige Frau sind unwohl und bedauern, nicht das Vergnügen haben zu können, Sie zu sehen,“ sagte die ins Vorzimmer zurückkehrende Dienerin zu dem erstaunten jungen Manne, für den es sonst in diesem Hause weder Schwierigkeiten noch Förmlichkeiten gab.

„Was fehlt der gnädigen Frau?“

„Das weiß man nicht. Sie will keinen Arzt, so viel auch das gute Fräulein von Maras schon gebeten hat.

„Fräulein von Maras? Wer ist das?“ fragte Straniero mit seiner gewohnten Neugierde.

„Nun, Fräulein Stephania von Maras, das blasse Fräulein, welches bis jetzt im Hause unserer gnädigen Frau lebte.“

„Ach, Fräulein Warner, wollen Sie sagen.“

„Ja, so hieß die Dame; aber seit sie wieder bei ihrer Mutter ist, führt sie einen andern Namen.“

„Eine Mutter hat sie?“

„Und was für eine liebe, leutselige Dame.“

„Es ist unmöglich; jene Greisin kann, wenn sie lebt, keine Tochter dieses Alters haben,“ sprach Straniero vor sich hin. „Also das Fräulein ist nicht mehr hier?“ wendete er sich zerstreut an den Diener.

„Nein, sie wohnt jetzt im Hôtel Maras auf der Jägerzeil.“

„Ein anderes Haus. Jene Frau von Maras wohnte auf dem Stephansplatze.“

„Ach, Sie kennen die gnädige Frau?“

„Nein, nicht diese.“ Er ging mit einem sehr verdrießlichen, fast verdutzten Gesicht. „Das ist ja ein verfluchter Streich. Plötzlich eine Mutter, ein Hôtel, und ich habe sie nun schon so lange vernachlässigt und ihr so arg mitgespielt, daß ich, nach ihrem jetzigen Betragen gegen mich zu urtheilen, wenig oder keine Hoffnung mehr habe, wieder bei ihr in Gnade zu kommen. Das wäre vielleicht eine Parthie gewesen, anders wie die mit der kleinen Hähnerl. Esel, der ich war, Stephania dieser Margot zu opfern. Die Sache lohnt übrigens der Mühe weiter bedacht zu werden. Möglich, daß es nur auf ein tüchtiges Lügengespinnst und etwas Buße und Reue ankäme.

Das Mädchen ist sonst nicht mißtrauisch, und eher geneigt Gutes als Schlimmes zu glauben. Sie hat mich sehr geliebt, liebt mich wohl noch, wenn sie sich auch im Augenblick ganz von mir zurückgezogen hat. Wir wollen sehen.“ Mit diesem Monologe verließ er das Haus.

„Geliebte Mutter,“

schrieb Stephania, „Margot ist noch immer sehr unruhig. Wenn sie auch während kurzer Intervalle schlummert, so ist dieser Schlaf so fieberhaft, daß er mich mehr ängstigt als ihr wacher Zustand. Sie scheint in diesen Zwischenräumen von so schrecklichen Phantasien gefoltert, daß sie laut aufschreiend erwacht und sogar mich im ersten Augenblick wild von sich abzuwehren sucht. Ich halte jedoch diese ganze traurige Erscheinung weniger für ein physisch begründetes Uebel, sondern für die Wirkung einer heftigen Gemüthserschütterung. Aber eben diese Annahme bestimmt mich, da ich mich Deiner gütigen Erlaubniß versichert halten darf, Margot diese Nacht nicht allein zu lassen. Morgen wünsche und hoffe ich Dir mit dem Frühesten frohere Mittheilungen machen zu können. Bis dahin schlafe sanft; denke, ehe Deine lieben Augen sich schließen, noch gütig Deiner Stephania, die stets mit ganzer Seele bei Dir weilt, seit sie wieder das Glück kennen lernte, an Deinem treuen Mutterherzen zu ruhen.“

Frau von Merzelius machte Stephania die Ausführung ihrer freundlichen Absicht nicht leicht. Sie wollte durchaus nicht einwilligen, daß diese die Nacht bei ihr zubringe; sie wendete im Gegentheil Alles an, sie von sich

zu entfernen. Dieses Widerstreben war indeß hier nicht Folge der Abneigung, sondern schmerzliche Reue über das ihr zugefügte Leid; es war der innere Vorwurf, der sich bei dem Anblick der Freundin gegen ihre frühere Handlungsweise in ihr erhob. Nicht ohne vieles Bitten gestattete sie Stephania, wenigstens im Nebenzimmer zu verweilen. Tief gebeugt, wenn auch von andern Empfindungen als Margot, saß diese, von Stunde zu Stunde nach der geöffneten Thür hinlauschend, ob die Leidende ihrer vielleicht bedürfe. Was hätte sie nicht thun mögen, um ihr Erleichterung zu verschaffen. „Arme Margot, so ist auch Dir, wie ich es ahnte, die schrecklichste Erfahrung nicht erspart worden. Auch Dich hat er verrathen. Gern hätte ich dieses Geschick von Dir abgewendet, gern hätte ich Dein Glück um den Preis meines Lebens erkauft; ich habe Dich leider nicht schützen noch retten können. Ach, Du selbst hast es mir unmöglich gemacht. Wie namenlos mag sie leiden. Ich weiß, was ich in jenen Schreckenstagen der Enttäuschung empfunden habe. Arme Margot,“ sprach sie seufzend vor sich hin. So verging die Nacht.

„Ich schlafe nicht, liebe Stephania,“ sagte Frau von Merzelius, als diese gegen Morgen leise in das Gemach und an ihr Bett schlich, um nach ihrem Befinden zu sehen.

„Wie geht es Ihnen jetzt? Kann ich Ihnen vielleicht etwas reichen?“ fragte das Mädchen mit jener eigenthümlich weichen Stimme, aus der die ganze Empfindung ihrer Seele sprach.

„Ich danke; ich bedarf im Augenblick nichts. Ich

fühle mich auch bereits etwas freier, und habe sogar schon wieder Kraft zu Spekulationen gewonnen.“

„Das freut mich herzlich.“

„Was meinen Sie? Ich beabsichtige, Wien im Laufe dieses Tages zu verlassen. Sie wissen, die Cernirung der Hauptstadt erfüllt mich längst mit Besorgniß und Schrecken, die ich bis jetzt nicht laut zu gestehen wagte; ich zittere vor der Möglichkeit, jene Kroatenhorden hier als Feinde zu sehen. Seit Sie bei Ihrer Mutter leben, bin ich ganz allein, ganz schutzlos; ich glaube daher am besten zu thun, wenn ich mich von Wien entferne, weil es noch Zeit ist und mir noch Wege offen stehen.“

Stephania fand diesen Entschluß einer Ortsveränderung sowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf die muthmaßlich besonderen Ereignisse ganz zeitgemäß und billigte denselben vollkommen, und wenn auch Margots augenblickliche Erschöpfung sie wegen der Reiseanstrengungen etwas beunruhigte, so sah sie in denselben zugleich die heilsamsten Zerstreuungen für Gemüthsleiden. Hinsichtlich der nöthigsten Vorbereitungen, so übernahm sie dieselben gern. Die Dienerschaft wurde sogleich von ihr benachrichtigt, das Werthvollste wurde gepackt und zum kleinern Theil zur Mitnahme, meist aber zur Aufbewahrung im Kloster der Elisabethinerinnen bestimmt. Da Frau von Maras so viele Jahre dort gelebt hatte und dort geliebt und gekannt war, so durfte Stephania wohl hoffen, die Oberin zur Aufnahme einiger Koffer zu bestimmen, die hinter geweihten Mauern immer noch am sichersten waren. Frau von Merzelius, die nach und nach wieder Fassung gewonnen hatte und seit dem

Morgen auf war, sah, wenn sie auch nicht eben viel leisten konnte, doch hier und da bei den Zurüstungen selbst nach, die sich gegen vier Uhr Nachmittags beendet fanden. Der Augenblick des Abschieds war da. Auch Frau von Maras, die sich der Freundin ihrer Tochter sehr verpflichtet fühlte, war zu einem letzten Lebewohl gekommen.

Margot war sehr bewegt. Mit dem Schmerz der plötzlichen Enttäuschung und Trennung von Straniero schien sich bei ihr endlich das niederdrückende Bewußtsein zu verbinden, das Leben eines Wesens, das mit der innigsten Neigung an ihr hing, vergiftet zu haben; sie schien endlich den Verlust der Freundin zu fürchten, die sie einem Elenden geopfert, die sie sich freilich längst entfremdet hatte, die aber immer noch eine aufrichtige Theilnahme für sie hegte und die ihr im gegenwärtigen Augenblick die rührendsten Beweise davon gab. Schluchzend warf sie sich in Stephania's Arme. „Vergessen Sie mich, o vergessen Sie mich!“ bat sie. „Doch nein, Sie sind zu gut, um das zu wollen. Möchten Sie also nur die Erinnerung an die bei mir verlebten trüben Stunden verlieren. Stände es in meiner Macht, diese Stunden aus Ihrem Dasein zurückzunehmen, wie gern möchte ich sie durch die reinste Freude verklären. Leider ist die Vergangenheit dem Bereich unserer That entrückt. Seien Sie aber darum nicht weniger von der Aufrichtigkeit meines Willens versichert.“

„Darüber beruhigen Sie sich, theure Margot; wenn es für mich eine traurige Vergangenheit gab, so ist sie durch das Glück, meine Mutter, meinen Bruder gefunden

zu haben, reich vergütet. Ich kann nur Wünsche hegen in Bezug auf Sie, daß Sie in den gegenwärtigen Wirren der Verhältnisse recht bald einen Ihnen zusagenden Ruhepunkt finden mögen. Vor Allem aber achten Sie auf Ihre erschütterte Gesundheit; bedenken Sie, daß die geringste zweifelhafte Nachricht darüber mich tödtlich bekümmern würde," sprach Stephania mit weichem Tone. Margot ruhte noch immer still weinend an ihrem Halse. Endlich richtete sie sich auf. Sie wagte im Bewußtsein ihrer schweren Schuld nicht, ihre Freundin zu küssen. Diese aber drückte den letzten versöhnenden Kuß des Abschiedes auf ihre Lippen. Frau von Merzelius stieg in den Reisewagen; der Schlag wurde geschlossen, und er rasselte die Straße entlang. Auch Frau von Maras winkte nun ihrem Diener, der sogleich ihre Equipage herbeirief. "Komm, meine Stephania," sagte sie sanft; "ich begreife Deine Trauer; sie war Dir Alles, ehe Du mich kanntest."

"Sie war mir viel, sehr viel," antwortete das Mädchen, indem es sich mechanisch an den Wagen führen ließ, der sich bald mit den beiden Frauen entfernte. "Ich werde Dich nicht nach Hause begleiten, meine Stephania," sagte Beatrice während des Weges. "Kurz vorher, ehe ich mich zu Frau von Merzelius begab, bekam ich einige Zeilen von Becher, in denen er mir die Erkrankung seiner Frau meldete. Ich werde natürlich sogleich hin und sehen, wie es mit Lavinia geht."

"Sie war ja noch gestern froh und munter."

"Ich begreife selbst nicht, was ihr geschehen ist."

„Sie sprach mir so viel von ihrer heut zu gebenden Gesellschaft.“ —

„Ich fürchte, ihre große Reizbarkeit habe irgend eine Veranlassung ihrer Krankheit herbeigeführt. Das Geringste affizirt sie.“

„Sie hat, Gott sei gepriesen, nicht so wie ich unter dem Druck schwerer Leiden gelebt, und ist deshalb weniger zur Geduld und Ergebung gewöhnt.“

„Es besteht überhaupt eine gänzliche Verschiedenheit zwischen Dir und der Tante.“

„Wir sind Töchter zweier Mütter. Außerdem wurde sie in der Welt, ich im Kloster erzogen. Ungeachtet dieser Verschiedenheit ist sie mir aber doch unendlich lieb, und ich fühle mich Dir zum lebhaftesten Danke verpflichtet, daß Du mir nach so langen Jahren der Trennung meine Schwester zuführtest. Ich habe endlich alle, die meinem Herzen nahe stehen, wiedergefunden, außer Einem“ — fügte sie seufzend hinzu. „Könnte ich ihn zurückrufen; nur für so lange zurückrufen, bis ich ihn von meiner Unschuld überzeugt hätte!“ Stephania wollte antworten, aber der Wagen hielt in diesem Augenblick vor der Becherschen Wohnung. Mutter und Tochter stiegen aus. — Stephania entschloß sich nur sehr schwer zu einer, wenn auch kurzen Trennung von der geliebten Wiedergefundenen. Auch lag ihr daran Lavinia zu sehen und ihre Theilnahme zu bezeigen. Wie wir durch Beatrice erfuhren, war der gehabte Verdruß nicht ohne ernstere Folgen an Frau von Becher vorübergegangen. Sie hütete seitdem das Bett — unbestreitbar das beste Auskunftsmittel,

um sich dem in trüben Lebensmomenten so lästigen Umgangszwange zu entziehen. Ihr Gatte war natürlich trostlos darüber und beugte sich nur noch williger unter das Joch ihrer liebenswürdigen Tyrannei.

Funfzehntes Kapitel.

Wien war endlich, Dank der Fahrlässigkeit und Ungeschicklichkeit seiner Behörden, immer enger und enger eingeschlossen worden. Der Reichstag, in dessen Hand das Geschick Oestreichs, ja halb Europas ruhte, so wie der Gemeinderath, hatten in ihrer Angst, sich auf dem Rechtsboden zu erhalten, allen Grund und Boden verloren und sich mit papiernen Thaten statt wirklicher begnügt. Geschwätz, Petitionen, Proklamationen, Deputationen hatten die kostbare Zeit ausgefüllt, die gegeben war, um über verwittertes Machwerk ein neues herrliches Staatsgebäude aufzuführen. Erwartungsvoll blickten die östreichschen Völkerschaften auf jenen gesetzgebenden Körper, der sich seit der feigen Flucht des Kaisers mit souveräner Macht bekleidet, durch alle Sympathien getragen sah. Was hätte er vermocht, wenn er das gewesen wäre, was er sein sollte: der Regenerateur des östreichschen Staats- und Volkslebens. Wenn er aber in einzelnen Gliedern auch befähigt war, diese hohe Aufgabe zu fassen, so fehlte ihm die nöthige Willens- und Thatkraft zu deren Realisation. Er wurzelte zu tief in den Staatstraditionen, in den

Mythen von gottbegnadetem Herrscherthum, daß er sich unmöglich bis zur Idee des selbstständigen Bürgerstaates erheben und dieselbe noch weit weniger in Oestreich zur äußern Erscheinung bringen konnte. So kam es denn, daß er, der ihm inwohnenden Kraft unbewußt, recht viele, aber ungeschickte Schritte that; so kam es, daß ungeachtet der allgemeinen revolutionären Stimmung des Volkes, das nur eines zeitgemäßen Aufrufes, einer leitenden Hand bedurfte, die Armee eines Windischgrätz von Böhmen ungehindert her das Land durchzog, und Jellachichs Banden wie ein Lavastrom die gesegneten Fluren des Landes überflutheten, daß sich auf ihrem Wege alles in Wüste und Trümmer verwandelte; so kam es, daß sich dieser competente Reichstag endlich in der Hauptstadt eingeschlossen und endlich unter das Standrecht von Soldatenhäuptlingen gesetzt sah. Es war dies in Bezug auf ihn die ganz natürliche Konsequenz seines Handelns. Wien freilich, das unglückliche Wien, das sich heldenmüthig für die Sache des ganzen Volkes stellte, hatte die schrecklichen Folgen dieser Unfähigkeit des Reichstages schwer zu tragen. Mit allem Kraftaufwande, Gefahr und Tod verachtend, hatte die Bevölkerung zu den Waffen gegriffen, um diesen lebensschwachen Reichstag zu schützen und die eigene Selbstständigkeit mit dem eigenen Heerde gegen die heranziehenden Zwingherrnknechte zu vertheidigen; aber auch hier wurde die Unfähigkeit der leitenden Autoritäten und der daraus hervorgehende Mangel an einem zweckmäßigen Zusammenwirken unheilvoller für die Hauptstadt, ja für Oestreich, als die volksfeindlichen Armeen,

die, wenn alle Maßregeln in entsprechender Weise genommen wurden, vielleicht nie im Angesicht Wiens erschienen, oder doch wenigstens dessen Mauern nicht durch Raub und Schändung entweiht hätten. Doch wir wollen den Begebenheiten nicht voreilen.

In einem Zeitraum von mehren Wochen, der sicher zur Aufstellung einer bedeutenden Volksmacht hingereicht hätte, war denn die Cernirung der Hauptstadt durch die kaiserlichen Feldherren ganz gemächlich vollbracht worden, und Windischgrätz hatte sein Hauptquartier seit dem 23. Oktober nach Hetzendorf, anderthalb Stunden von Wien, verlegt, wo er durch den Gemeinderath Ferrens, den Baron Freudenthal und häufig auch durch die vom Oberkommando an ihn, Auersperg oder Jellachich gesendeten Parlementärs nicht nur ganz genau von dem Stande der innern Verhältnisse unterrichtet, und sogar allabendlich von der Losung und Parole in Kenntniß gesetzt wurde. Die Feindseligkeiten, die sich bisher auf kleine Vorpostengefechte beschränkt hatten, erhielten von jetzt an einen ernsten Charakter.

Schon am 26. Oktober dröhnte Kanonendonner und Gewehrfeuer in der Brigittenau am Donaukanal, dessen Brücke im Prater von 5 Bataillonen Grenzern besetzt wurde. Später wurde auch der Nordbahnhof nach dreizehnstündiger Gegenwehr genommen. Nun richteten die dort aufgeführten Batterien ihre Thätigkeit sofort nach der Sternbarrikade, die schwach besetzt war und wenig agiren konnte. Die Kaiserlichen hatten durch Erstürmung des Nordbahnhofes einen bedeutenden Vortheil gewonnen,

weil die neue Straße vom Augarten bis zu der auf das Glacis führenden Brücke von ihren Kugeln bestrichen wurde. Die ganze Leopoldstadt war übrigens in ihrer Gewalt, sobald es in die Sternbarrikade Bresche zu schießen gelang. Vergebens hatte eine Heldenkompagnie der akademischen Legion, in der sich die Schriftsteller Moritz Hartmann und S. Kolisch auszeichneten, die Dampfmühlen zu halten versucht. Die kleine Schaar mußte der Uebermacht der Kroaten weichen. Auch an der Währinger-, Lerchenfelder- und Mariahilferlinie donnerten die Geschütze. Endlich dunkelte die Nacht. Sie dunkelte am Himmel, aber in dem Umkreise Wiens glühte der grause Brand in siebzehn Feuersäulen empor, ein leuchtendes Gnadenzeichen Ferdinand des Gütigen, des konstitutionellen Kaisers, das endlich hinreichte, den Beschränktesten die Einsicht in dessen Willen und Pläne zu eröffnen. Leider zu spät für die Rettung. Vergebens hatte man von Tag zu Tag auf die Ankunft der Ungarn gehofft, eine Erwartung, die bei den weit überlegenen Streitkräften der kaiserlichen Armee und deren durch die Verschanzungen an der Schwechat eingenommene feste Stellung mehr als illusorisch war. Das Volk von Wien sah sich auf seinen Heldenmuth, auf seine Kraft allein beschränkt. Nicht einmal auf den periodischen Schutz tüchtiger Befestigungswerke konnte dasselbe rechnen, da man die Herrichtung der Wälle und die Befestigungsarbeiten in der Leopoldstadt erst am 24. Oktober begonnen hatte; eben so unzuverlässig waren die andern Vertheidigungsmaßregeln.

So nahte der furchtbare letzte Entscheidungskampf. Die Stadt war am Morgen des 28. wie ausgestorben; alle Läden waren geschlossen. Nur Arbeiter mit Aufreißen des Straßenpflasters beschäftigt, Ordonnanzen und Wehrabtheilungen sah man, die nach ihren Posten eilten. Noch herrschte schaurige Stille über den Räumen, welche das Toben der Schlacht in wenigen Stunden erfüllen sollte.

Gegen zehn Uhr Morgens begann der Angriff, gleichzeitig an den Linien von Nußdorf, Mariahilf, St. Marx und Leopoldstadt. Die Hauptoperation richtete sich jedoch nach der Jägerzeil. Bis Mittag agirte ausschließlich das Geschütz; erst später rückten bedeutende Sturmkolonnen gegen den Erdberg, St. Marx und die Jägerzeil.

„Ist meine Mutter wach?“ fragte Corvin, als er etwa um sieben Uhr Morgens in das Vorzimmer trat, einen Diener, der dort beschäftigt war.

„Ach ja, die gnädige Frau und das Fräulein haben das Wohnzimmer die ganze Nacht nicht verlassen.“ Corvin begab sich denn ohne Weiteres dahin.

„O, mein Sohn! ich sehe Dich also noch wieder!“ rief Beatrice dem Eintretenden zu, indem sie ihm entgegen eilte. „Armes Kind, wie magst Du ermüdet sein; seit fast vier Wochen kamst Du nicht mehr aus den Kleidern und auf kein Lager,“ sagte sie zärtlich, indem sie sein dunkles Haar streichelte.

„Theure Mutter, sorge nicht so um mich; ich kann dergleichen schon ertragen und befinde mich dabei sogar recht munter.“

„Ich will auch nicht klagen. Wie viele geliebte Söhne sind seit dem Beginn dieser unglücklichen Zeit ins Grab gesunken, und noch hat Dich Gott mir erhalten. Ich erkenne diese Gnade, wenn ich mich ihrer auch nicht ganz erfreuen kann; da die Furcht Dich zu verlieren mich von Stunde zu Stunde quält. Jeder Schuß durchbebt mich mit Schrecken, weil mich gleichzeitig der Gedanke durchzuckt, er könne Dich getroffen haben.

„Entschlage Dich dieser Martern; nicht alle Kugeln treffen, sondern nur die Minderzahl,“ beruhigte der Jüngling.

„Aber wie ist es draußen, mein Bruder? was wird der heutige Tag uns bringen?“

„Es würde unrecht sein, gegen Euch die Wahrheit umgehen zu wollen. Der heutige Tag wird uns Entscheidung bringen. Der Nordbahnhof, die Dampfmühlen sind genommen; der Feind ist bis an die Stadt vorgedrungen, und der letzte Kampf um Wiens Geschick muß unbedingt beginnen.“

„Und er wird furchtbar sein, dieser Kampf!“ rief Beatrice. „Er wird Tausende von Leben kosten.“

„Er wird furchtbar sein, das haben wir uns geschworen,“ wiederholte Corvin.

„Wenn ich mitfechten könnte! Wenn ich das Tirailleurfeuer knattern, wenn ich die Kanonen donnern höre, ha, dann zieht es mich fort in die Reihen der Streiter,“ rief Stephania.

„Unnatürliches Mädchen, willst Du mich denn ganz verwaist lassen? Soll ich meine Kinder nur haben, um sie zu verlieren?“ sprach Beatrice im Tone sanften Vorwurfs.

„Verarge mir diese Kampfluſt nicht, meine Mutter. Ich wurde als Mann im Dickicht der Wälder erzogen, ich lernte die Waffe früher gebrauchen als die Nadel, ich hörte einſt große Männer von der Freiheit und den Rechten der Völker ſprechen, Männer, die jetzt in Ungarns neueſter Geſchichte glänzen. Wie willſt Du, daß ich jetzt von dem Sturme der Zeit nicht mächtig ergriffen werde?“

„Des Weibes Platz iſt nicht das Schlachtfeld, meine Tochter. Nicht Wunden zu ſchlagen, ſondern ſie zu heilen iſt es beſtimmt. Das Haus iſt ſein Wirkungskreis; am Schmerzenslager der Verwundeten und Kranken mag es wachen und ſorgen.“

„Ich kenne dieſen Beruf, meine Mutter, und werde ihm folgen. Aber auch im entgegengeſetzten Falle könnte ich nie den Entſchluß faſſen, mich von Dir zu entfernen.“

„Denn ich bin ſchon unglücklich genug, meinen Sohn den Gefahren des Krieges preisgegeben zu wiſſen.“

„Wie kann ich anders! Du ſelbſt müßteſt mich verachten; Du müßteſt Dich ſchämen, mich geboren zu haben, wenn ich feig zurücktreten könnte von der großen Sache der Menſchheit, die ein Recht hat an meine Kraft und an meine That,“ fuhr Corvin fort.

„Du ſprichſt begeiſtert und ſchön, wie ein Held, mein Sohn, wenn ich auch Deine Worte nicht ganz zu faſſen vermag. Ich aber, die mit Ausnahme weniger Jahre ſtets hinter Kloſtermauern lebte, ich habe einen andern Geſichtspunkt für die Dinge dieſer Welt. Ich glaube, daß die Schickſale der Menſchen in der Hand des höchſten Gottes ruhen, und daß Alles, wie es iſt und ſich

vollbringt, nach seinem Willen geschieht. Mir ist dieser Streit gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit und gegen diese von Alters her heiligen Institutionen entsetzlich, wenn ich auch unfähig bin, Denen, welche einer andern Richtung folgen, darum zu zürnen. Sie glauben ja das Rechte erfaßt zu haben; sie glauben einem großen Ziele zuzustreben; dieser Glaube weiht und heiligt ihre Schritte."

Stephania und Corvin standen in ehrfurchtsvollem Schweigen. Wie hätten sie der Mutter widersprechen mögen, die das, was sie aufs schmerzlichste berührte, auf so milde, versöhnliche Weise bezeichnete.

„Guten Morgen," sagte in diesem Augenblick Gherardo, der eben eingetreten war. „Ich höre, Sie haben die Nacht übel verbracht," wendete er sich an Beatrice und ihre Tochter.

„Mein Freund, ich zweifle, daß es Ihnen besser ging, die Hand aufs Herz," entgegnete Frau von Maras.

„Ich will's nicht behaupten. Diese Zeit läßt einen nicht ruhen. Das treibt und schlägt in allen Pulsen, als müsse das Leben im gegenwärtigen Moment zum Ende stürmen. Außerdem quält die besondere Sorge um diese oder jene Lieben. Das ist nun einmal nicht anders. Für den Augenblick sehe ich zwar mit Freuden, daß wir noch Alle gesund bei einander stehen. Mein wackerer Junge," und er schüttelte herzlich Corvin's Hand, „wie grollt es mich, Dich wegen meiner verwünschten Wunde nicht in die Kämpfe begleiten zu können. Ich war viel ruhiger, als ich Dich so immer unter meinen Augen hatte und wir in den Wachtstuben und auf Patrouillen zusammentrafen und

uns ansprachen, als hätten wir uns Jahrzehende nicht gesehen.“

„Ich meine, Gherardo, Sie könnten sich immer mit dem, was Ihnen zu Theil geworden ist, begnügen“ — Beatrice deutete auf seinen Verband am Kopfe — „und hätten nicht nöthig, sich so sehr nach dem Kriegerleben zu sehnen.“

„Wir können doch auch Mutter und Schwester nicht so allein lassen. Auch wenn Sie kampffähig wären, würde es mir, dem Jünglinge, immer eher zustehen, mich mit den Waffen zu stellen, als Ihnen.“

„Wenn ich kampffähig wäre — ich weiß nicht, was ich dann thun würde; ob es mir möglich wäre, müßig hinter der Theaterscene zu bleiben. Aber wir sprechen hier und vergessen, daß unser Legionär sicher der Stärkung bedarf, und daß sein Besuch vielleicht auf kurze Zeit beschränkt ist.“

„In der That, in jedem Augenblick kann der Generalmarsch durch die Straßen wirbeln.“

„Also schnell eine Flasche vom ältesten Wein und Zubehör,“ bedeutete Gherardo dem Diener, der der Weisung nachzukommen eilte. „Seid Ihr bereits kommandirt, und wohin?“ fragte er dann, zu Corvin gewendet.

„Noch läßt sich nichts genau bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß wir vereint mit den steyrischen Schützen und den Brünner und Salzburger Studenten unter Bem's Anführung in der Leopoldstadt verwendet werden. Wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe an der Sternbarrikade,“ raunte er Gherardo zu.

„Man scheint den Hauptangriff hier zu erwarten,“ antwortete dieser ebenfalls flüsternd.

„Leider ist dies bei der genommenen Position des Feindes mehr als gewiß.“

„Die Sternbarrikade ist ein wahres Riesenbollwerk; an der dürfte manche feindliche Kugel verloren gehen; ich habe sie mir gestern angesehen.“

„Die in der Sterngasse selbst, welche die ganze Jägerzeil sperrt, ist von nicht minder großer Wichtigkeit,“ erwiederte Corvin.

„Und die übrigen Punkte?“

„Sind theilweise schwach. So fürchte ich, Messenhauser habe zu spät an die Vertheidigung der Endberger Linie gedacht. Sie ist bereits schon vorgestern vor Erstürmung der Dampfmühlen arg mitgenommen worden und dürfte sich nicht lange halten.“

„Nun, wir wollen das Beste hoffen.“

„Das wollen wir, aber gleichzeitig auch das Beste thun.“

So sprach man noch eine Weile vertraulich, bis Corvin endlich forschend nach der Uhr blickte. Ein schmerzlicher Zug trübte sein schönes männliches Gesicht. „Ich muß scheiden, Zeit und Pflicht rufen,“ sagte er aufstehend.

„Ach schon!“ rief Frau von Maras mit dem Ausdruck des Schreckens. Doch sie faßte sich im Augenblick, um nicht erschütternd auf ihren Sohn einzuwirken. „Ich weiß, daß Du gehalten bist, dem gegebenen Befehl nachzukommen,“ fuhr sie scheinbar ruhiger fort.

„Eine Bitte, meine Mutter.“

„Welche, mein Sohn?“

„Segne mich, ehe ich gehe. Dein Gebet wird mich weihen, und ich werde unüberwindlich im Kampfe stehen.“ Er ließ sich bei diesen Worten ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder. Die Mutter mit ihrem reinen Herzen voll Liebe war für ihn die höchste Priesterin der Gottheit. Frau von Maras legte ihre zitternde Hand auf sein Haupt; ihre Brust arbeitete heftig, ihr Gesicht wurde blässer und blässer, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn, aber keine Thräne in ihre Augen, so bewältigte sie den in ihr wogenden Schmerz. Sie sprach nicht; welche Worte hätten auch für den Ausdruck ihrer gegenwärtigen Gedanken und Empfindungen genügt? Corvin richtete sich langsam auf, als sie ihre Hand von ihm erhoben hatte. Er faßte und küßte noch einmal mit Innigkeit die mütterliche Rechte, die ihm manche Liebkosung, manche freundliche Gabe gespendet hatte; Beatrice schloß ihn noch einmal an ihr Herz. Dann umarmte er Stephania, — lautlos umschlangen sich die Geschwister im Abschiedskusse. Endlich trat er zu Gherardo.

„Ich begleite Dich bis hinunter, mein Sohn,“ sprach dieser mit gehaltener Stimme, „komm.“ Corvin schnallte seinen Degen um, nahm die Büchse in den Arm, drückte noch einmal die Hände der zagenden Frauen und wendete sich mit Gherardo nach der Thür.

„Einen Augenblick folge mir noch, Corvin; es ist noch Einiges vergessen worden,“ sprach er zu dem Jüngling. Und Beide begaben sich nach Gherardo's Zimmer. „Hier,

stecke diese Börse zu Dir. Geld ist ein guter Paß in allen Verhältnissen."

"Du hast Recht. Wenn ich falle, wird es wenigstens die Mühe lohnen, mich getödtet zu haben," sagte der junge Mann lächelnd.

"Scherze nicht über solche Dinge," antwortete Gherardo schmerzlich berührt; dann sich über die Stirn fahrend, als wolle er einen düstern Gedanken verscheuchen, ging er zu einem Tisch, von dem er noch einige Gegenstände nahm. Das wirst Du vielleicht ebenfalls brauchen, für verwundete Waffenbrüder," fügte er gepreßt hinzu. "Es sind nicht immer gleich Wundärzte und Verbandmaterialien zur Hand." Und er übergab Corvin ein Fläschchen mit stärkenden Essenzen und eine kleine Rolle, in der sich einige Binden, etwas Pflaster und Charpie befanden. "Nun gehe mit Gott, mein Sohn. Ich werde, so viel in meiner Macht steht, über den Deinen wachen und sie mit meinem Leben schützen."

"Ich weiß es. Habe Dank für Deine aufopfernde Liebe, mein väterlicher Freund. Lebe wohl, ein glückliches Wiedersehen!" sprach der Jüngling, Gherardo's Hand in der seinen drückend.

"Ein glückliches Wiedersehen!" wiederholte dieser mit zum Himmel erhobenem Blick. Sie verließen das Gemach, ohne weiter zu sprechen. Gherardo begleitete seinen Liebling die Treppe hinab bis zur Hausthür. Noch ein Händedruck, und Corvin ging die Straße hinauf, seinem Bestimmungsorte zu. "Ein glückliches Wiedersehen," wiederholte Gherardo tonlos vor sich hin, indem er ihm mit

unbeschreiblicher Wehmuth nachsah. Wo? — Hier wohl nicht. Dieser Tag wird Tausende aus dem Buche der Lebendigen streichen. Daß es so weit kommen mußte! Eine furchtbare Schlacht schlagen zu müssen, ohne jede Hoffnung des Sieges. Das Volk von Wien wird für die Sache Oestreichs, für die Sache der Völkerfreiheit verbluten.“ Er trat ins Haus zurück, denn Corvin war seinen Augen entschwunden. Große, heiße Thränen rollten seine gefurchten Wangen hinab, und er war genöthigt, sich während einiger Minuten an die Mauer zu lehnen, um so viel Fassung zu gewinnen, sich wieder vor den Frauen zu zeigen. Er fand, als er endlich bei ihnen eintrat, Beatrice noch stumm neben ihrer Tochter am Fenster stehend, welche die Hand der Mutter krampfhaft an ihre Lippen preßte, als wollte sie dieselbe dadurch zu dem Bewußtsein wecken, daß sie außer Corvin noch ein Kind habe.

Noch herrschte eine Weile dumpfe Ruhe in der Stadt. Gegen zehn Uhr brüllte jedoch der erste Kanonendonner von den Kaiserlichen herüber; der Generalmarsch antwortete rollend in den Straßen, und der Schlachtruf ertönte hoch von den Thürmen der Stadt an die todesmuthigen Männer. Noch längere Zeit wüthete das Geschütz allein, bis zu Mittag die Sturmkolonnen, Jäger und Kroaten, von den Gebüschen des Praters her gegen die Sternbarrikade rückten und der Angriff vollständig begann. Von jetzt an ras'te der Kampf mit all seinen Schrecken. Die Idee der Freiheit und des heiligen Völkerrechts kämpfte verkörpert in einer verhältnißmäßig kleinen Zahl gegen die materielle

Uebermacht der rohen Massen. Kämpfe der Art sind immer fürchterlich, und jeder Vortheil der Gegenparthei wird gewiß durch Menschenleben theuer erkauft. — Wann, o wann werden endlich die Menschen des Brudermordes müde werden! Wann werden sie aufhören, sich einander schuldlos zu tödten für den Ehrgeiz Anderer! Wann werden jene verblendeten Söldner aufhören, für ein paar Kreuzer gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, gegen ihr eigenes Glück zu wüthen, damit der und der Mann im Staate obenan stehe und sich mit seinem ganzen Hause gütlich thue vom Schweiße der Nation, deren Ansprüche er nach Willkür verhöhnt. Die Truppen, mit Ausnahme der französischen, die doch theilweise mehr Sympathien für das Volk zeigen, behaupten gegenüber den sie pflegenden und nährenden Bevölkerungen eine Haltung, die sie weit unter die Lanzenknechte des Mittelalters stellt. Wenn jene sich zu Henkersknechten der Fürsten erniedrigten, so geschah dies zu einer Zeit, in der die allgemeine Verwilderung und Sittenrohheit Menschen entschuldigte, die aus der Hefe der verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelt waren. Jene Krieger band das Interesse allein an den Fürsten; sie hatten nicht das eigene Vaterland, keine Familie zu vertheidigen, und mochten wohl mit dem sie haltenden Herrscher stehen und fallen. Was aber kann im neunzehnten Jahrhundert, in der gepriesenen höchst christlichen und erleuchteten Zeit, die Söhne des Vaterlandes entschuldigen, wenn sie, statt das Volkswohl nach innen und außen zu schützen, an dessen Untergange und an ihrem eignen Ruin arbeiten. Sie sind Hochverräther am heiligen Rechte.

Möchten sie endlich ihre falsche Stellung erkennen und den trügerischen Einflüsterungen ihrer Offiziere kein Ohr leihen, die ihre hündische Ergebenheit mit roher, hochmüthiger Behandlung und Stockschlägen lohnen, während ihnen ihr freies Volk die Bahn des Ruhmes ohne Rückhalt öffnen und ihnen seinen Dank für ihre Treue anders als durch schmähliches Almosen beweisen würde. — Doch zurück in den Sturm der Schlacht. Er tobte fort, obgleich die winterliche Sonne sich schon bedeutend am Horizont hinabneigte.

Die kleine Familie, die wir seit Corvin's Entfernung ebenfalls verließen, um wieder einen flüchtigen Blick auf den Gang der historischen Begebenheiten zu werfen, war düster in den heitern Gemächern des Hôtels beisammen. Man hatte sich in der Hoffnung dahin zurückgezogen, dort dem Kampfgetöse weniger nahe zu sein. Doch auch hierher tönte das Heulen der Sturmglocken, das Krachen der Musketen und Kanonen, in das sich in Intervallen fürchterliches Stimmengeschrei mischte. Das Grausen des Momentes war unbedingt für die nicht am Kampf betheiligten Einwohner noch fühlbarer und entsetzlicher, als für die Kämpfenden selbst. Im Zimmer selbst herrschte tiefe Stille; der Geist empfand und arbeitete zu viel um seinen Ausdruck durch die Sprache finden zu können. Endlich trat ein Diener bleich und verstört in das Gemach.

„Was ist's," fragte Gherardo gespannt, während Frau von Maras und Stephania ebenfalls angstvoll an dessen Lippen hingen.

„Die Sternbarrikade ist, wie ich hörte, verloren. Die

Kaiserlichen haben nun ihre eigenen Batterien hinter derselben gedeckt und unterhalten von da aus ein mörderisches Feuer. Die Unseren haben sie zu früh aufgegeben und sich nach der Barrikade in der Sterngasse zurückgezogen. Der Feind aber, sagt man, umgehe diese Position und dränge von der Landstraße her in den Flanken der Leopoldstadt vor. Der Eingang zur Herren- und Lyceumsgasse ist erobert, und schon hat man angefangen die Häusermauer zu durchbrechen, um die Barrikade der Sterngasse im Rücken anzugreifen.“

„O Gott!“ seufzte die unglückliche Mutter, die ihren Sohn auf diesem schrecklichen Posten wußte.

„Aber warum kommen Sie, uns das Alles jetzt zu sagen, Marx, es ist so traurig, daß wir es auch später noch früh genug erfahren hätten,“ sprach Gherardo mit vorwurfsvollem Ton und einem sorgenvollen Blick auf Beatrice.

„Ich hielt es für meine Pflicht, damit die gnädige Frau noch, weil es etwa Zeit ist, irgend Maßregeln ergreifen könne.“

„Was kann geschehn? Flucht ist nach Ihrem Bericht unmöglich, da dieser Stadttheil schon so gut wie umzingelt ist.“

„Ja; aber vielleicht ließen sich doch einige Vorkehrungen im Hause treffen, um sich im Fall einer Plünderung der Wuth des Feindes zu entziehen. Die Kroaten und Kaiserlichen hausen zu gräßlich, wohin sie kommen. Flüchtige, die von dieser Richtung kamen, erzählen Scenen, bei deren Schilderung sich das Haar sträubt. Die Wirthin im Schüttelbade ist mit ihrem Manne auf schauderhafte

Weise gemordet worden; Frauen werden auf das Entsetzlichste gemißhandelt, Kinder spießt man an die Bajonnette und schleudert sie in die Flammen. Darum erlaube ich mir die Bitte, daß die gnädige Frau, so weit die Umstände es gestatten, an Ihr und des gnädigen Fräuleins Sicherheit denken, da man den Ausgang des Kampfes ja doch nicht wissen kann.“

„Herr erbarme Dich unser!“ rief Beatrice.

Gherardo war bei der Erzählung des Dieners leichenhaft erblichen. „Es ist wahr, wir dürfen hier in dieser Fahrlässigkeit nicht länger verharren. Die Kellergewölbe sind, so viel ich gesehen habe, feuerfest und mit starken Eisenthüren versehen. Im Fall die Straße erstürmt werden sollte, begeben wir uns dorthin. Indem wir Alles, wie es steht, dem unvermeidlichen Schicksal der Plünderung überlassen, muß ich den Feind im Augenblick so vollständig mit dem Raube beschäftigt glauben, daß er die Bewohner dieser Räume vergißt. Auch kann er wohl annehmen, daß das Haus schon früher verlassen worden sei.“

Gherardo's Vorschlag wurde angenommen, und noch war keine Stunde vergangen, als in der That zu dessen Ausführung geschritten werden mußte. Die Kaiserlichen waren über die Rothbrücke und die neue Kettenbrücke, ungeachtet des von der Laurenzbastei unterhaltenen Feuers und der tapfern Vertheidigung der dort befindlichen Barrikade an das linke Kanalufer gelangt, und gleichzeitig mit dieser Operation hatte man die andere gegen die Leopoldstadt projektirte ins Werk gesetzt. Man war von

der Sterngasse hereingedrungen, hatte die der Barrikade an der Jägerzeil nahe liegenden Häuser besetzt und nun auf deren edle Vertheidiger ein furchtbares Kreuzfeuer eröffnet. Dennoch widerstand die Heldenschaar den von zwei Seiten auf sie niederschmetternden Kugeln und den wiederholten Bajonnettangriffen während einer ganzen Stunde und zog sich endlich, der Unmöglichkeit weichend, wohlgeordnet in die Stadt zurück. Auch am Gloggnitzer Bahnhofe hatte die polnische Legion, 300 Mann, tapfer gegen 1800 Feinde gefochten, bis endlich auch der letzte Mann in seinem Blute zusammensank. Die Polen, die ersten Märtyrer, die ersten Apostel der Freiheit seit Kosciusco. An jedem Orte, wo ihr Name mit heiliger Begeisterung genannt wird, wo die Völker sich aus der Knechtschaft erheben, stehen sie, ihr Reich mit dem Schwert verkündend, ihren Altar mit ihrem Blute weihend.

Der Abend breitete seine Schleier über die Gegend. Der Kampf war vorüber. Die Vorstädte Rennweg, Landstadt, Leopoldstadt und Jägerzeil waren genommen. Die Kaiserlichen standen unter den Wällen der Stadt. Wir übergehen die Scenen, die sich in jenen Stadttheilen seit deren Besetzung durch den Feind eröffneten; unser innerstes Gefühl sträubt sich gegen Schilderungen der Art. Was wir früher über das Verhalten der kaiserlichen Soldaten andeuteten, mag dem Leser genügen, um sich eine schwache Vorstellung von dem Grauen dieser Stunden zu verschaffen. Ueberall wirbelten Flammensäulen empor, der ganze östliche Himmel war ein Glutmeer, das weithin in das Land leuchtete. Ueberall tönte das

Wehgeschrei der Gemarterten, unter denen die im Odeon dem Feuertode geopferten Volkskämpferschaar, unsere ganz besondere Theilnahme verdient. Sie hatten sich in das Gebäude geworfen und starben dort als ein dem zürnenden Landesgötzen wohlgefälliges Brandopfer. Das Freudengeheul der mordberauschten Horden, die blut- und raubgierig wie Bestien, in die Wohnungen drangen, klangen wie Triumphchor der Hölle. Schade, daß der gütige Ferdinand geflohen war. Wie hätte er sich an solchem Schauspiel seiner militärischen Machtentwickelung geletzt; wie erquicklich würde der Brand in sein landesväterliches Herz geleuchtet haben als die Morgenröthe von Habsburgs wiedererstehender Herrlichkeit. Aber er war geflohen: die beliebte Fürstenmanier in kritischen Momenten. Erst das Extrem der Willkürherrschaft; dann, bei dem losbrechenden Donner der Gerechtigkeit fordernden Volksstimme heuchlerische Demuth bis zur Abgeschmacktheit, lügenhafte Versprechungen und Konzessionen — man denke an den aristokratenfreundlichen pfäffisch-gesinnten Ludwig XVI., wie er mit den Worten Freiheit, Gleichheit, Verfassung kokettirte, wie er sich so weit erniedrigte, endlich als königlicher Hanswurst mit der Jakobinermütze vor der gerecht zürnenden Nation zu erscheinen und wie er zuletzt floh, um sich an der Spitze seines Adels und geborgter Heere wieder in den Besitz jener früheren Unbeschränktheit zu setzen, die da zu sagen wagte: L'état, c'est moi — endlich, wenn nichts mehr helfen will, und die Gefahr sich steigert, Flucht. Warum sich auch der Gefahr stellen? Die Ritterzeit und mit ihr die ritterlichen

Fürstencharaktere sind ja aus der Mode. Man macht sich lieber, wenn es schlimm wird, aus dem Staube, zahlt irgend rohen Gesellen, die Lust zum Menschenschlächterhandwerk haben, täglich so und so viel — wenige Heller genügen — und läßt die, welche ihr Recht fordern, nach Herzenslust zusammenschießen. Das ist so einfach!

Seit die Jägerzeil, durch den in der Leopoldstadt von dem Feinde bewerkstelligten Durchbruch von mehren Seiten her bedroht, und jede Aussicht auf Entsatz geschwunden war, befanden sich Gherardo, Frau von Maras und Stephania in dem früher bezeichneten Keller, und zwar in einer Abtheilung, wo, obgleich sie nach der Straße ging, durch die stark vergitterten Luken äußerst wenig Licht eindringen konnte. Desto deutlicher vernahm man jedoch das Getöse des Kampfes; es war, als müsse die Erde vom Donner des Geschützes erbeben, und die ungewöhnliche glutrothe Helle, die man durch die schiefen Oeffnungen bemerkte, gab die Vermuthung, daß die feindlichen Kugeln nicht bloß tödtend, sondern auch zündend trafen. Sie bestätigte sich furchtbar. Entsetzt stürzte Marx, der Diener, nach kurzer Zeit in das Gewölbe.

„Gnädige Frau, retten Sie sich! es hat eine Kugel eingeschlagen, schon lodert die Flamme hoch aus dem Dache empor," rief er, kaum der Stimme mächtig.

„Erbarmender Gott! retten! an welchen Ort? Wir haben keinen Ausweg außer der Straße. Dort aber sind wir ebenfalls jede Minute in Todesgefahr."

„Allerdings; indeß kann es uns wohl auch möglich werden ein anderes Haus zu erreichen und Aufnahme zu

finden. Kommen Sie schnell, ehe es zu spät ist," bat Gherardo.

"Vertrauen wir dem Himmel, geliebte Mutter, und handeln wir in Hoffnung auf ihn," unterstützte Stephania.

Frau von Maras lehnte sich denn auf den Arm des treuen Freundes, ohne dessen Beistand sie es schwerlich vermocht hätte, den Raum, wo sie sich befand, zu verlassen. Das ganze Gebäude war bereits mit dichten Rauchwolken angefüllt, die Vorläufer der Zerstörung. Man gelangte an die Hausthür und ins Freie. Mehre der nähern Häuser, denen man zueilte, waren leider verschlossen und die in die entlegensten Gemächer zurückgezogenen Bewohner wagten sich in ihrer Ungewißheit nicht zum Eingange hervor. Als sie so rathlos den Kugeln preisgegeben von Haus zu Haus irrten, drangen auf einmal von der Sterngasse sowohl, als vom obern Ende der Jägerzeil her dichte Militärhaufen heran. Einige Männer, vielleicht versprengte Volkskämpfer, eilten mit dem Rufe "die Kroaten" an ihnen vorüber.

"Die Barrikade ist also genommen," sagte Gherardo dumpf.

"Es ist vorbei. Ein Entkommen ist nicht möglich. Hier die Kroaten, dort die Flammen."

"Versuchen wir nur weiter zu kommen," ermuthigte Gherardo.

"Sehen Sie denn nicht, daß der Feind von beiden Seiten heranstürmt? Mein Entschluß ist gefaßt, ich kehre zurück."

„In jenes brennende Gebäude? Nimmermehr!“ rief Gherardo.

„Oder soll ich es vorziehen, mich in die Bajonnette der Kroaten zu stürzen.“

„Gott! Gott!“ klagte Gherardo.

„Diese Bajonnette sind es eigentlich nicht, die ich fürchte, die ich fliehen will: es ist die Schmach. Meine Tochter wird mir folgen, auch sie wird es vorziehen in den Flammen zu sterben als durch die Brutalität von Barbaren entehrt — ihr Leben auszuhauchen. Sie, theurer Freund, retten Sie sich. Für Sie ist die Gefahr weniger schrecklich; denn selbst, wenn Ihnen Rettung nicht möglich wäre, so kann Sie als Mann nur der Tod, nicht aber Entehrung treffen. — Komm, meine Stephania, laß uns in die Hand des Herrn fallen.“

„Beatrice! das war hart!“ rief Gherardo schmerzlich. „Seit wann ist der Freund, der während achtzehn Jahren sein Leben einzig in dem Ihren fand, des Vorzugs unwerth, sein Schicksal mit dem Ihren zu enden?“

„Verzeihung! Gherardo!“ bat Frau von Maras.

Er aber reichte ihr aufs neue seinen Arm und schnell und schweigend schritten sie dem Hôtel wieder zu. Noch wüthete das Feuer in den obern Stockwerken und sie konnten in den Keller zurückgelangen, den sie vor wenigen Minuten verlassen hatten, und der ihnen, da das Mauerwerk sehr dick war, immer noch einige, wenn auch schwache Aussicht der Erhaltung bot. Hier waren sie nun abgeschnitten von aller menschlichen Hülfe — denn

wer mochte in jenen Stunden irgend an Löschen oder sonstigen Beistand denken, — über ihnen tobte das vernichtende Element — außerhalb des Hauses wüthete das Schwert. — Beatrice war in dem tiefern Raume des Gewölbes auf ihre Kniee gesunken. Ihre Seele erhob sich bereits im Gebet über die Schrecken des Lebens und der Zeit. Stumm und langsam wandelte Gherardo in ihrer Nähe hin und her, und unweit der vergitterten Oeffnungen stand Stephania. Sie horchte bang nach oben, ob nicht etwa Hülfe komme in dieser höchsten Noth. Sie dachte an ihren Bruder und an dessen Geschick, und die Sehnsucht, ihn noch einmal zu sehen, ihn in ihre Arme zu schließen, erfüllte sie mit dem Wunsche des Lebens. Da dröhnte ein fürchterlicher Krach; der Dachstuhl und die obern Mauern stürzten hinab in die untern Stockwerke; Decken und Wände brachen zusammen. Die von der Zeit unterwühlten Kellergewölbe konnten dem Gewicht der auf einen Punkt stürzenden Massen nicht widerstehen; die Bogen sprangen in weitem Riß; erstickender Staub und Trümmerhaufen füllten die Räume. Stephania sank, die Arme nach der Richtung ausstreckend, wo ihre Mutter und Gherardo sich befanden, mit einem Schrei zu Boden.

Als endlich die Barrikade in der Sterngasse und der fernere Kampf um die Leopoldstadt von den Volkskämpfern aufgegeben werden mußte und diese sich über die Ferdinandsbrücke in die Stadt zurückgezogen, vermochte es Corvin nicht über sich, der ihn über die Seinen quälenden Angst länger zu widerstehen. Er verließ seine Ab-

theilung und eilte von der Sterngasse her um die Ecke links in die Jägerzeil. Der Brand seiner Wohnung beleuchtete schauerlich seinen Weg. Ein entsetzlicher Schrei rang sich aus seiner Brust empor; seine Kniee wankten. Doch er raffte alle seine Kraft zusammen und stürzte nach dem niedergebrannten Gebäude. Es war einsam. Nur bei den Nachbarhäusern waren wenige Menschen, die erst, nachdem das Schießen aufgehört hatte, zu etwaigen Rettungsversuchen herbeigeeilt waren. Einen einzigen Mann bemerkte er, der mit ungeheurer Anstrengung an der Abbrechung eines Kellergitters arbeitete. Da der Aktion des Windes zufolge die Flammen und somit auch ihr Hauptdruck sich nach dem Innern des Gebäudes gewendet hatte, und dasselbe auch nicht nach außen, sondern nach der Mitte hin zusammengestürzt war, was auch den Weiterbrand anderer Häuser verhinderte, so fand sich die Straße fast frei, und man konnte sich den Mauern ohne Gefahr nähern.

„Um Gotteswillen, wo sind die Bewohner dieses Hauses?“ rief Corvin dem Menschen mit gebrochener Stimme zu.

„In diesen Gewölben,“ antwortete der Angeredete dumpf, ohne sich umzuwenden, indem er emsig an den Eisenstäben zu feilen fortfuhr.

„Dort!“

Der verzweiflungsvolle Ausdruck dieses Rufes erregte die Aufmerksamkeit des arbeitenden Mannes; er sah nach Corvin hin.

„Armer Herr, Sie sind's! Sie sind hier?“ sagte er schmerzlich. „Welchen Anblick hat das Schicksal Ihnen bereitet!“

„Also unter diesen Trümmern liegen die Meinigen begraben!“ rief der Jüngling, die Hände ringend.

„Die gnädige Frau hatte anfangs den Willen sich zu retten; schon waren Alle auf der Straße, als die Kroaten von zwei Seiten heranstürmten. Vergebens liefen wir von Haus zu Haus, um Einlaß flehend; die Furcht hielt alle Thüren verschlossen. Da entschied sich die gnädige Frau unter dieses brennende Dach zurückzukehren, um den Mißhandlungen der Kaiserlichen zu entgehen. Natürlich folgten das Fräulein und Herr Gherardo ihrem Beispiel. Ich aber lief Hülfe zu suchen, die ich leider nicht fand, außer diesem Brecheisen und dieser Leiter, die mir ein Bekannter verabreichte. Die Unglücklichen müssen sich in diesen Gewölben befinden, denn sie hatten sich schon früher in dieselben geflüchtet, weil sie sich dort sicherer als irgend anderswo glaubten. Noch hege ich die Hoffnung, daß diese Keller dem Einsturz der obern Mauern widerstanden haben, und daß nur die Furcht vor Entdeckung die darin befindlichen Personen abhielt, auf meinen Ruf zu antworten. Darum legen wir jetzt Hand an, das Gitter dieser Oeffnung zu entfernen.“ Dies gelang endlich den vereinten Anstrengungen der beiden Männer. Die Stäbe brachen.

Der treue Diener befestigte nun die Leiter, und Corvin stieg in den Raum hinab. Schon bei den ersten

Schritten, die er auf dem Boden hin that, berührte sein Fuß einen Körper in der Nähe des Fensters. Er richtete denselben in die Höhe und erkannte Stephania, die, obgleich sie starr und regungslos war, doch nicht verletzt schien. Er umschlang sie mit seinen Armen, stieg mit ihr die Leiter hinan und brachte sie mit Marxens Hülfe an die Luft. Ohne sich aber weiter mit ihr zu beschäftigen, kehrte er ohne Verzug in den Keller zurück, um seine Mutter und Gherardo zu holen. Als er aber weiter in die Tiefe des Gewölbes dringen und suchen wollte, fand er dasselbe verschüttet. Laut jammernd rief er die geliebten Namen und lauschte athemlos, ob ein Seufzer, ein Ton des Lebens sich rege. Alles blieb außer ihm im Schweigen des Todes. Vergebens zerfleischte er sich Hände und Arme, indem er in dem Schutt zu wühlen versuchte. Beatrice und Gherardo lagen unter einer so furchtbaren Trümmerwucht begraben, daß es ganz anderer Kräfte bedurft hätte als der eines einzelnen Menschen, um ihre Leichname hervorzuziehen. Verzweifelnd entschloß er sich endlich zur Rückkehr.

„Sie sind verfallen,“ sagte er schmerzvoll, als er oben anlangte. „Aber meine Schwester, lebt sie?“

„Ich möchte es als wahrscheinlich annehmen. Es finden sich keine Verletzungen; auch trägt ihr Gesicht keine Spur des Erstickens. Sehen Sie, es ist nur bleich.“

„Der Brand ist auch gar nicht so tief gedrungen, wie es scheint; das Gewölbe ist wohl nur mit dem Schutt

des durch die obern Etagen zertrümmerten untern Stockwerks gefüllt, denn es findet sich kein Rauch in dem kleinen frei gebliebenen Raume.“

„Diese Annahme muß uns zu um so größerer Eile bestimmen, das Fräulein so schnell als möglich in Pflege zu bringen. Aber wohin?“

„Nach der Taborstraße zu meiner Tante, zu Frau von Becher. Sie selbst hat zwar Wien verlassen; doch finden wir in ihrem Hause gewiß alles Nöthige.“

„Leider wohl mehr als das. Der ganze Stadttheil ist ja von Feinden überschwemmt. Auf den Straßen fängt es allerdings an, etwas einsamer zu werden. Die Mordhorden sind im Augenblick schon etwas von Blut und Raub gesättigt. Kommen Sie, lieber Herr, wir wollen es in Gottes Namen unternehmen und uns im Tragen ablösen. Nur eins noch: Sie können nicht in diesen Kleidern gehen. Sie sind zu sehr gekannt und dem Feinde zu tief verhaßt. Jeder Schritt wäre gefahrvoll.“

„Doch woher andere nehmen?“

„Ich weiß Rath. Werfen Sie Ueberrock und Mütze hier hinunter“ — er zeigte den Keller — „und nehmen Sie dafür meine Livrée, die weniger gefährlich ist, indem sie Sie als Dienenden bezeichnet.“

„Und Sie?“

„Ich kann Sie auch ohne Livréerock und Mütze ganz gut begleiten.“

Man schritt sofort vom Wort zur That. Corvin nahm alsdann die theure Bürde auf seine Schultern, blickte mit unaussprechlichem Schmerz nach dem offenen Kellerfenster — es war ein letzter Blick des Abschiedes — und wendete sich nach der Stadt zu.

Sechzehntes Kapitel.

„Sag, was fällt Dir ein, daß Du jetzt anfängst über Deinen Locken zu striegeln, als gebe es heute große Vorstellung?“ sprach Manon.

„Ich will ausgehen,“ entgegnete Lenerl, die vor ihrem Spiegel saß, beschäftigt, ihr Haar von den zahllosen Wickeln zu befreien, in denen es starrte.

„Du bist wohl von Sinnen, dummes Ding, Dich jetzt auf die Gasse wagen!“

„Was ist dabei? Man schießt schon lange nicht mehr; die ganze Leopoldstadt ist in den Händen des Militärs.“

„Eben deshalb. Glaubst Du denn, daß die Kugeln allein gefährlich sind? Ich sage Dir, die Soldaten werden fürchterlich hausen, hüte sich vor ihnen, wer kann.“

„Ich fürchte sie nicht,“ antwortete das Mädchen finster.

„Ich dachte, Du könntest durch das, was man hört, gewarnt sein. Nimm Dich in Acht, daß Dich Dein Vorwitz nicht reue. Ist es nicht Glück genug, daß wir von

all' den Gräueln bisher nichts sahen? Willst Du sie aufsuchen?"

"Warum nicht? Ich habe diesen Tag lange mit Sehnsucht erwartet, und bin froh, daß er endlich da ist."

"Ich begreife Dich nicht; Du hattest doch sonst nicht so großes Verlangen nach Militär und hast den Lieutenant kurz genug abgefertigt."

"Das war etwas Anderes. Um des Volkes willen thut es mir freilich Leid, daß es so kam, wie es ist; aber in Bezug auf mich selbst, sehe ich in dem Siege der Armee die Erfüllung eines heißen Wunsches, eines Wunsches, der mir lange in der Seele glühte, dem sich alle meine Gedanken zuwendeten."

"Daraus werde ein Anderer gescheidt. Ich möchte wissen, was Du bei dem Allem zu gewinnen, oder zu verlieren hättest."

"Du kannst es bald erfahren, wenn Du mich begleitest."

"Wahrhaftig, ich trüge gerade Belieben darnach, mich zu Boden treten, oder mit dem Kolben niederschlagen zu lassen."

"Du willst also Deine Landsleute nicht willkommen heißen?"

"Verrücktes Gehirn, ich bin froh, wenn ich von dem Allem weder sehe noch höre."

"Nun, so muß ich allein gehen."

"Laß endlich die Albernheit."

"Ich wiederhole, es ist mein Ernst."

„Und ich sage Dir zum letzten Mal, bleibe hier und renne nicht vorsätzlich in Dein Verderben.“

„Spare die Ermahnungen, Du kennst mich.“

„Meinetwegen, wenn Du nicht anders willst, magst Du Deine Haut zu Markte tragen.“

Lenerl aber vollendete ohne weiter zu sprechen ihre Toilette mit jener Unbeugsamkeit, die wir längst an ihr kennen. Sie sah entzückend aus in dem violetten unechten Sammetkleide, das ihr wie angegossen saß, obgleich es nicht neu für sie verfertigt worden war — sie hatte dasselbe nämlich schon gebraucht von einer Schauspielerin gekauft. Ihre harmonisch gerundete Büste erhob sich blendend weiß aus der dunkeln Fassung des Gewandes, ein Halsband von korallenartigen rothen Perlen diente ebenfalls zur Hebung des Teints, die höhere Färbung ihres sonst blassen Gesichts, das Feuer ihrer Augen verliehen ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Sie warf noch einen langen prüfenden Blick in den Spiegel. „Zur Rache geschmückt — und zum Opfer — wer weiß“ — sprach sie dumpf vor sich hin. Dann verschwand jener finster zürnende Ausdruck, der sie sonst beschattete aus ihren Zügen, das anmuthigste Lächeln spielte um ihre Lippen. Nun war sie zufrieden mit sich; denn sie war so, wie sie sein wollte.

„Es hilft also durchaus kein Reden,“ grollte Manon, als sie das Mädchen angekleidet und im Begriff sah, die Stube zu verlassen. Lenerl wendete sich gleichgültig schweigend nach der Thür und ging.

„Das wahnsinnige Geschöpf; nun sie mag fühlen,

wenn sie nicht hören will," fuhr Manon zürnend fort, sobald sie allein war.

Der Kampf hatte geendet. Die Kaiserlichen, endlich Herren der früher genannten Vorstädte, fingen an, sich in den Straßen und Häusern zu zerstreuen; Plünderung und Schandthaten aller Art folgten auf das Gemetzel der Schlacht. Wohin man sich wendete, überall schwärmten und brüllten Soldaten. Lenerl war kaum aus ihrer Wohnung getreten, als sie einen Haufen Kroaten auf sich zu stürzen sah.

"Willkommen! Landsleute in Wien," rief sie ihnen in kroatischer Mundart zu, indem sie auf sie zueilte. "Wie habe ich auf diese Stunde gehofft!"

Die Kroaten stutzten bei diesen so bekannten Lauten, sie betrachteten verwundert das schöne Mädchen, das ihre Sprache redete und ihnen furchtlos entgegeneilte, wo Alles, was fliehen konnte, sich entsetzt vor ihren Blicken verbarg. "Eine Kroatin!" ließen sich Einzelne vernehmen.

"Ja, ich bin eine Kroatin," habe aber die Heimath lange nicht mehr gesehen und lange keinen slawischen Gruß, kein slawisches Lied mehr gehört. Darum trieb mich's zu Euch. Doch ich habe noch Anderes vor, und bitte Euch mich zu Eurem Commandeur zu führen. Es sind wichtige Mittheilungen, die ich ihm zu machen habe. Eine minutenlange Pause trat ein. Die Erscheinung des Mädchens imponirte diesen sonst so rohen Gesellen. Sie hatten ihr gegenüber auch nicht einen Gedanken an Schimpf oder Gewaltthat. Der Ton der Muttersprache

war durch ihr Ohr ins Herz gedrungen, und die, welche sie redete, schien ihnen geheiligt durch die heimathlichen Laute.

„Du bist ein wackeres Mädchen. Komm, folge uns,“ sagte einer von ihnen.

Man setzte sich wieder in Bewegung, Lenerl zur Seite des Trupps. Der Offizier, zu dem Lenerl sich im Augenblick begab, hatte sich in einem der schönsten Hôtels der Jägerzeil einquartirt und ließ es sich eben an einem köstlich besetzten Tische ungemein wohl sein. Er hatte in dem Augenblick, als die Ordonnanz eintrat und die Ankunft eines Frauenzimmers meldete, fast schon seinen ganzen Verstand dem rebenbekränzten Gotte geopfert, wofür ihn dieser durch die heiterste gemüthlichste Laune belohnte. Entzückt über den so sehr gelegenen Damenbesuch, stand er auf und ging Lenerl, so gut seine Beine dies gestatteten, entgegen, „Donnerwetter! ist das ein schönes Kind!“ rief er mit etwas widerstrebender Zunge.

Das Mädchen trat bei seiner Annäherung einen Schritt nach der Thür zurück, als fühle es sich von heimlichem Entsetzen erfaßt. Doch der feste Wille besiegte bald die weichere Regung. „Ich komme, Ihnen etwas mitzutheilen, was für Sie, wie ich hoffe, von Interesse sein wird,“ sprach sie mit angenehmem Ausdruck und höchst gewinnendem Blick.

„Was, eine Slawin? eine Slawin! das ist ja unvergleichlich! hol mich der Teufel! Herzenskind, laß Dich zum Gruß umarmen!“ und er umschlang sie, indem er seinen schwarzen Schnurrbart auf ihre rosigen Lippen

drückte, die jedoch bei dieser Berührung für einen Augenblick ihre Farbe verloren.

„Es sind Dienstsachen, die ich zu besprechen habe,“ bemerkte sie, sich zurückbeugend.

„Hältst Du denn gar so streng auf dergleichen, daß Du mir nicht einmal einige freundschaftliche Präliminarien erlauben willst?“

„Die Zeit drängt zur That, es dürfte sonst zu spät dazu werden.“

„Nun sei's, habe Deinen Willen, reizende Landsmännin; aber dann, dann plaudern wir noch ein wenig über Privatangelegenheiten — nicht wahr?“ Lenerl erblaßte und erglühte. Ein fürchterlicher innerer Kampf schien in ihr zu stürmen. „Nun sprich! was ist's, das Du mir zu sagen hast.“

„Ich glaubte Ihnen zum Empfange nichts Angenehmeres bieten zu können, als die Ueberlieferung eines bekannten Rebellenhäuptlings.“

„In der That, ein solcher Fang wäre auf keine Weise zu verachten.“

„Wo befindet sich der Mensch?“

„Nicht zu fern von hier; ich werde Deine Leute genau darüber unterrichten.“

„Zehn Mann im Augenblick!“ schrie er der Ordonnanz zu. Die verlangten Kroaten traten sogleich ein. „Sage ihnen, wo er zu finden ist,“ wendete er sich an Lenerl. „Bringt ihn jedenfalls hierher. Sollte er Widerstand leisten —“

„Er wird keinen leisten, dazu ist er zu feig,“ vollendete das Mädchen den Redesatz des Offiziers.

„Sucht aber gut und geht bald, ehe er entwischt. Er wird es eilig haben, sobald er kann. Vielleicht, daß er es schon that.“

„Nein, ich will schwören, daß er seine Wohnung während des ganzen Kampfes und bis jetzt noch nicht verließ.“

„Und Du sagst, er sei ein Demokratenhäuptling?“

„Was hat der Kampf damit zu thun? Er gehört zu den Maulhelden, die sich für ihre Angelegenheiten der Zunge, aber nicht der Faust bedienen.“

„Ah so, ein Solcher? Nun, da müssen wir den Kerl auf raffinirte Weise chikaniren.“

„Das meine ich auch; deshalb muß er auch lebendig gefangen werden; nicht wahr,“ schmeichelte das Mädchen und das liebliche Gesicht nahm dabei einen so unheimlichen Ausdruck tückischer Freude, daß auch der Unbefangenste daraus für den Gegenstand des Gesprächs die düstersten Folgerungen hergeleitet hätte.

„So sage Jenen nun, wohin sie gehen sollen,“ fuhr der Offizier fort.

„Erst eine Bedingung.“

„Welche?“

„Schutz für eine mir befreundete Familie, der ich hoch verpflichtet bin.“

„Gern, wenn es noch Zeit dazu ist. Es läßt sich nur in dieser Hinsicht sehr wenig mit den Leuten anfangen. Sie haben sich schon zu lange auf Wien gefreut,

um es sich hier nicht wohl sein zu lassen. Doch, was sich thun läßt, mag geschehen. Wer sind Deine Schützlinge?"

„Eine Wittwe mit ihrer edlen Tochter."

„Ich werde einen Sergeanten dahin abschicken."

„Ich werde ihn begleiten."

„Mit nichten; herziges Mädchen, Du wirst bei mir bleiben. So schönen Besuch läßt man nicht so bald von sich."

Lenerl wurde aufs neue auffallend blaß. „Ich komme ja bald wieder zurück; ich will meine Freundinnen nur beruhigen."

„Mein reizendes Kind, darauf kann ich nicht eingehen."

„So bleibt Dir die Wohnung des Demokratenführers unbekannt."

„Sei nicht einfältig. Wozu diese nutzlosen Sperrereien?"

„Meine Weigerung ist nicht unnütz; wenn ich sie aussprach, bin ich auch im Stande sie durchzuführen."

„Schwerlich."

„Wer nichts fürchtet, kann Alles wagen," erwiederte sie ungemein ruhig. — „Uebrigens können Ihre Leute mich ja wieder zurückbringen."

„Du bist unwiderstehlich, kleiner Satan. Ich glaube, wenn Du unter uns lebtest, würdest Du die Armee bald statt des Banus kommandiren."

„Sie willigen ein?"

„Nun ja, Du magst gehen, aber auch bald zurückkehren, denn ich lasse Dich nicht, das schwöre ich! Also zum Schluß. Gieb der nach dem Demokraten zu schickenden Abtheilung die betreffenden Instruktionen."

Dies geschah. Die Mannschaft marschirte ab, und nun eilte auch Lenerl mit einem andern Trupp nach dem obern Ende der Jägerzeil. Das Mädchen mit dem wild leidenschaftlichen Gemüth, welches fähig war, gleich heftig in Haß und Rache wie in Liebe zu erglühen, hatte die Wohlthäterin nicht vergessen. Sie hatte Stephania zwar seit ihrer Genesung nicht wiedergesehen; denn so sehr ihr Herz sie auch zu dem herrlichen Wesen hinzog, so hielt sie das Bewußtsein der zwischen ihnen herrschenden geistigen Verschiedenheit doch von jeder Annäherung zurück; noch weit weniger würde sie es vermocht haben, Stephania's weitere Hülfe in Anspruch zu nehmen, die ihr von dieser so herzlich geboten worden war. Der in Stephania's Verhältnissen eingetretene Wechsel war ihr also fremd geblieben. Als sie jedoch in der letzten Zeit eines Tages durch die Renngasse ging und sämmtliche Fensterladen des sonst von Frau von Merzelius und Stephania bewohnten Hauses geschlossen sah, konnte sie nicht unterlassen, sich nach der Letztern zu erkundigen. Sie erfuhr nun endlich, was seitdem geschehen war und wo ihre gütige Pflegerin sich jetzt befand. Dieses Wo trat ihr im Laufe dieses schrecklichen Tages besonders lebendig vor die Seele. Sie wußte, daß die Jägerzeil das furchtbare Schicksal des Krieges gleichzeitig zu tragen hatte, und daß Stephania im Augenblick unzweifelhaft von der äußersten Gefahr bedroht war. Dies bestimmte sie zu dem Entschluß, ihr zu Hülfe zu eilen und sie vor den Grausamkeiten der Soldaten zu retten. Dankbarkeit und Rache hatten sie also den Kroaten entgegengeführt.

Als sie so an den Häusern hinging, während die sie begleitenden Leute sich mehr in der Mitte der Straße hielten, sah sie dieselben sich auf einmal um zwei Personen gruppiren, die ihnen unmittelbar von der entgegengesetzten Seite her entgegen kamen, indem sie gleichzeitig eine Stimme vernahm, die dringend bat, sie vorwärts gehen zu lassen. Da sie von Seiten der Soldaten irgend eine Rohheit gegen die ruhigen Wanderer besorgte, eilte sie hinzu. Die beiden angehaltenen Individuen waren ein älterer Mann und ein Jüngerer in Livrée, der eine dritte Person in den Armen trug.

„O, meine Herren, lassen Sie uns gehen; gestatten Sie uns, gegen eine geliebte Todte die letzte traurige Pflicht des Begräbnisses zu erfüllen; ich beschwöre Sie bei dem Glauben, der auch Sie eine Ruhestatt in geweihter Erde hoffen läßt!“ flehte der Aeltere.

Lenerl bog sich im Augenblick etwas vor, um den getragenen Leichnam zu sehen und sank mit einem Schreckensruf auf die Kniee. „Allbarmherziger Gott, sie ist's, meine engelhafte Wohlthäterin, der ich Leben und Gesundheit verdanke, die mich tröstete wie eine Schwester, zu deren Tugend ich aufblickte wie zur Glorie einer Heiligen, — sie ist todt — todt,“ wiederholte sie händeringend. „Nicht wahr, die Barbaren haben sie erschlagen?“ wendete sie sich an den Mann.

„Nein, gute Dame, das nicht. Sie wurde durch die brennenden Trümmer ihres Hauses erschlagen. Es ist sogar möglich, daß noch Leben in ihr weile. Könnte ihr

nur Hülfe werden," fügte er schnell und nur für Lenerl verständlich hinzu.

Ein Strahl der Hoffnung leuchtete über das Gesicht des Mädchens. „Wackere Landsleute," sprach sie in slawischer Sprache, „die ich suchte, ist gefunden: es ist diese Leiche. Ich werde sie mit mir nehmen mit den beiden Getreuen, die sie auch im Tode nicht verlassen wollten. Kommt, kehren wir zurück zu Euerm Anführer!" Der junge Mann, der etwas abgewendet stand, machte bei diesen Worten eine eigenthümliche Bewegung, die jedoch weniger als eine Kundgebung des Schreckens gelten konnte, obgleich Lenerl sie dafür hielt; der bejahrte Mann aber erblaßte sichtlich und blickte das Mädchen bittend und bedeutungsvoll an. — „Fürchtet nichts, gute Leute," sprach sie beruhigend, „es wird Euch kein Leid geschehen, bei meinem Leben! Das sind meine Freunde und von ihrem Befehlshaber selbst zu meiner Unterstützung bestimmt. Sie sollten jene edle Frau schützen, die ich beweine; deshalb folgt uns unbesorgt."

Corvin und der Diener — Niemand wird zweifeln, daß sie es waren, die mit Stephania's Körper unter die von Lenerl geführte Kroaten-Abtheilung geriethen — wechselten einige vielsagende Blicke. „Ihre Liebe für die Todte flößt auch uns, den Lebenden, Vertrauen und Hoffnung ein," sprach der fast greise Mann.

„Ihr werdet Euch in mir nicht täuschen."

Man bewegte sich nun langsam nach dem nicht sehr fernen Quartier des Commandeurs. Dort angekommen, brachte Lenerl die drei Personen in einer Remise unter,

die sie, um den Lebendigen jede unangenehme Störung zu ersparen, selbst verschloß, nachdem sie dieselben mit einigen Nahrungsmitteln und etwas Essig und Wein versehen hatte, deren sie sich bedienen sollten, um wo möglich ein noch in Stephania schlummerndes Lebensfünkchen zu wecken. Als sie endlich in das Haus zurückkehrte, lehnte sie sich gebrochen an das Geländer der Treppe, die sie eben nach den Gemächern des ihrer harrenden Offiziers hinansteigen sollte, — Schmerz und Abscheu zuckten über ihr Gesicht. „Jetzt mich hingeben an ihn, ha, es ist gräßlich,“ sprach sie mit gedämpftem Ton. „Ich kann nicht fliehen, wie ich es früher bedachte. Ich muß bleiben und mein Werk vollenden. Wenn jener Engel zu retten ist, so kann dies nur durch mich geschehen. Ich muß mich opfern. Für sie zu sterben wäre freilich leichter gewesen.“ — Sie erhob das ernstgesenkte liebliche Haupt, wischte die kalten Tropfen von ihrer Stirn und ging die Stiegen in Begleitung der Ordonnanz hinauf, die ihr entgegen kam, um sie von der Ungeduld zu benachrichtigen, mit der sie erwartet wurde. Sie trat in das Zimmer.

Um dieselbe Zeit, als Lenerl der Absicht folgte, sich nach dem Hôtel der Frau von Maras zu begeben, marschirten die in anderer Richtung beorderten Kroaten nach der Taborstraße und drangen sofort in das uns als Straniero's Wohnung bekannte Haus, dessen übrige Bewohner bald zu ihrer Beruhigung einsahen, daß ihre Ankunft einem dienstlichen Zwecke und nicht Plünderungsgelüsten galt, da sie ohne jeden anderweitigen Aufenthalt nach dem zweiten Stockwerk eilten. Mehre Kolbenschläge

wurden gegen Straniero's Eingangsthür geführt, deren Leisten nach kurzem Widerstande absprangen, und die, obwohl sie verschlossen gewesen war, sich nun weit vor den Soldaten öffnete. Diese stürmten in die beiden Stuben, welche sich jedoch leer befanden. Die im Suchen geübten slawischen Spürnasen ließen sich indeß dadurch nicht abhalten, ihre Rundschau in detaillirter Weise fortzusetzen. Um dies zu bewerkstelligen, fehlte es an Licht. Man wußte jedoch diesem Mangel abzuhelfen. Einer der Burschen schlug Feuer; ein Haufen Papiere und Bücher, an denen sich großer Ueberfluß fand, wurde in den Kamin geworfen und angezündet. Die Flammen flackerten lustig empor und die Soldaten rannten nach allen Winkeln, nach Schränken und Kommoden, um dort das bezeichnete Ungethüm, den Demokraten, zu suchen. Da gellte plötzlich ein Schrei an ihr Ohr, und ein Mensch mit brennenden Kleidern stürzte aus der Esse auf den Heerd des Kamins. Man eilte herbei. Der Gesuchte war gefunden. Straniero, der, wie Lenerl ganz richtig vermuthete, nicht daran gedacht, sich am Kampfe zu betheiligen, hatte den Tag in banger Erwartung der Dinge, und zwar im Bett zugebracht, weil er sich zur Deckung seiner Feigheit gern des Vorwandes irgend eines bedeutenden Uebelbefindens bediente. In der später erhaltenen Nachricht von der Einnahme der Leopoldstadt fand er durchaus keine Veranlassung, aus dem Schatten seines friedlichen Stilllebens hervorzutreten. Sein einziger Wunsch war, den Augenblick zu gewinnen, das für nun ganz unheimliche Wien zu verlassen. Er bereute bei der eingetretenen Wendung

der Dinge aufrichtig, den schlüpfrigen Weg der Freiheit betreten und sich der Demokratie angeschlossen zu haben. Er hatte sich, wie Viele, in seinen Kombinationen verrechnet, indem er an eine allgemeine Auferstehung des östreichschen Volkes glaubte, in welcher auch er, durch seine Popularität emporgetragen, in kürzester Frist an die Spitze der Staatsgeschäfte zu treten hoffte. Leider war Wien nicht Oestreich. — Die ersten gegen seine Thür geschmetterten Schläge erfüllten ihn mit namenlosem Schrecken. Gern hätte er sich unter die tiefsten Schichten der Erdrinde verborgen, hätte dies in seiner Macht gestanden; aber so blieb ihm leider nichts, als der Schornstein eines Kamins als Zufluchtsort, aus dessen Schutze die von seiner Bibliothek zu ihm aufsteigende Glut ihn sehr bald vertrieb. Die Kroaten umringten ihn mit wildem Gelächter und Geschrei. Er wurde auf die Erde geworfen und durch mehrmaliges Rollen seines Körpers auf dem Fußboden der Brand seiner Kleider erstickt, durch den er übrigens noch nicht gelitten hatte; dann band man ihm die Hände auf den Rücken, und vorwärts ging's die Treppe hinab auf die Straße. Bei der unbedeutenden Entfernung war das Hôtel des Commandeurs bald erreicht. Es waren noch keine fünf Minuten seit Lenerl's Rückkehr verstrichen, als man mit dem Gefangenen unter dessen Fenstern anlangte.

Der nur noch sehr wenig zurechnungsfähige Offizier hatte das Mädchen eben kaum in seiner Weise begrüßt. Lenerl sprang bei der gemachten Meldung wie elektrisirt von dem Divan, wo sie saß, und eilte hinaus auf den

Balkon, den Major mit sich fortziehend. „Er ist da! er ist da!“ rief sie wie in wahnsinnigem Freudenrausche. „Kommen Sie, daß wir ihn sehen!“

Unten auf der Straße stand, blässer noch als sonst, Straniero. Er bemerkte beim Scheine der Lichter die hervortretenden Gestalten; er erkannte an der Seite des feindlichen Offiziers das Mädchen, welches er schändlich hintergangen und dessen Lebensglück er vernichtet hatte; ein Schauer bebte durch alle seine Nerven.

Der Kroatenhäuptling, aufs angelegentlichste mit dem neben ihm stehenden schönen Kinde beschäftigt, hatte nur wenig Aufmerksamkeit für den unten seines Urtheils harrenden Mann und würde sich ohne Lenerl's Vermittelung desselben sehr schnell entledigt haben. „Einen Pfahl in die Erde schlagen — anbinden — acht Mann!“ schrie er den Soldaten ohne Weiteres zu. Diese verstanden augenblicklich den Zusammenhang der einzelnen Worte und schickten sich an zu der Verwirklichung des erhaltenen Befehls. Auch Straniero hatte den Sinn jener Andeutung verstanden. Sie waren wie der Ruf des Todesengels in sein Ohr gedrungen. Er sollte sterben. — O, der Verzweiflung dieses Gedankens! — Er sollte das Leben verlassen, in dessen vollständigsten Genüssen er zu schwelgen gewöhnt war, dem er Alles in und außer sich geopfert hätte. Er stürzte mit Jammergeheul auf die Kniee, indem er die Arme flehend zu seinem Richter emporstreckte. — Ein Sklave des Ichs, brach er zusammen vor der Idee der Vernichtung. Was hätte ihn auch halten sollen? Er hatte nie Muth, sondern nur Frech=

heit da, wo er sich sicher wußte. Nie hatte ein edles Gefühl sein Herz durchdrungen, nie ein wahrhaft großer Gedanke seine Seele erfüllt. Was hätte ihn also erheben sollen im Moment der größten Gefahr? — Er brach zusammen vor ihr in seinem geistigen Nichts.

„O, nicht doch! Nicht erschießen!“ rief Lenerl, lebhaft die Hand des Offiziers in der ihren fassend.

„Was soll denn mit dem Hunde geschehen? Gnade durch Pulver und Blei, das ist das Kürzeste, das bringt die demokratischen Schreier unverzüglich zum Schweigen,“ antwortete dieser mit kaltem Hohn.

„Das Kürzeste mag es sein,“ entgegnete das Mädchen, „aber nach meiner Ansicht nicht das Schlimmste. Für Den besonders ist es schade um Blei.“

„Nun, so mag ein Strick dienen.“

„Wo denken Sie hin? Gehängt zu werden ist nach der Aussage der Aerzte eine der leichtesten Todesarten.“

„So gieb Deine Meinung ab, reizender Dämon, was aus ihm werden soll,“ scherzte der Kroat.

„Wenn ich hier entschiede, so würde ich ihm nichts weiter thun, als ihm die lüsternen Guckfensterchen da“ — sie deutete auf Straniero's Augen — „durch eine schwache Ladung Pulver für immer schließen lassen,“ warf sie leicht hin. „Blindheit und Elend sind furchtbarer als der Tod, glauben Sie mir,“ fuhr sie ernster fort.

„Du hast einen wundervollen Scharfsinn; ich bekenne mich als übertroffen.“

„Der Haß macht erfinderisch, so wie die Liebe,“ sprach das Mädchen nach der Seite hin, wo Straniero stand,

über das Geländer des Balkons gebeugt, so daß er diese weniger laut, aber deutsch gesprochenen Worte verstehen mußte, wie er das ganze schreckliche Gespräch, dessen Gegenstand er war, vernommen hatte.

Die Burschen erhielten Lenerl's ausgesprochener Ansicht zufolge sofort die nöthigen Befehle. Man befestigte Straniero an einen baldigst aufgerichteten Pfahl; einer der Kroaten lud seine Büchse, während sich die andern in Reihe und Glied stellten. Das Commando ertönte — der Schuß fiel — ein Blutstrom stürzte aus den Augen des jungen Mannes und — Nacht umhüllte seinen Blick.

Lenerl hatte sich schon früher abgewendet und ihre Hände unwillkürlich gegen ihre Brust gepreßt, als wollte sie dadurch die in ihr wogende Bewegung hemmen. Wenn auch der Wunsch der Rache in ihr jede weichere Empfindung besiegte, so kämpfte dieselbe in diesem Augenblick der Entscheidung doch mächtig dagegen an. Die Detonation des Gewehrs machte sie bis ins Mark erbeben.

„Da, nun ist's vorbei,“ wendete sich der Offizier an sie, um sie, wie er wähnte, über ihre Furcht wegen des Schusses zu beruhigen.

„Es ist vorbei — die Schlange ist unschädlich gemacht — sie wird kein Herz, kein Leben mehr vergiften; sie mag im Staube zischen, in den sie getreten ist,“ sprach sie tonlos vor sich hin.

Der Kroatenhauptmann aber, den die Zerstreutheit des Mädchens langweilte, umfaßte ihre Taille und führte sie in das Zimmer zurück. Die Schatten, die ihre Stirn seit einigen Minuten wieder dicht umwölkt hatten, verschwanden

nun aufs neue durch die Gewalt ihres Willens. Lachend und schäkernd umflatterte sie den liebe- und weinseligen Offizier, indem sie ihm so lange und eifrig kredenzte, bis der Weingeist auch den letzten Rest seines Bewußtseins umnebelte. Als sie ihren Zweck endlich erreicht und ihn fest eingeschlafen sah, verließ sie das Gemach und eilte in den Hof zu der Remise, in welcher die drei in der Jägerzeil von ihr aufgefundenen Individuen untergebracht waren. Sie schloß auf. Ihr Blick heftete sich bei ihrem Eintreten sogleich forschend auf Stephania. Diese saß halb aufgerichtet auf dem ihr in der Eile als Lager untergebreiteten Stroh. „Sie lebt!“ rief sie auf sie zustürzend. „Meine geliebte Wohlthäterin! Sie sind uns erhalten! Welches Glück!“

„Liebe Helene, also Sie waren es, die mich gastlich aufnahmen?“ sprach Stephania mit matter Stimme.

„Gastlich aufnahm,“ wiederholte das Mädchen. „Ich ließ eine mir theure Leiche hierher tragen, um sie vor Entweihung zu bewahren. Ich hatte mir eine Sauvegarde für Sie und die Ihren verschafft und war im Begriff, die mir übergebenen Leute in ihr Hôtel zu führen, als man Sie mir bewußtlos von dorther entgegen trug. Nun will ich aber auch schnell fort und besser für Sie und Ihre Begleiter sorgen. Ich gebiete im Augenblick so halb und halb in diesem Hause. Sie wollte bei diesen Worten nach der Thür.“

„Um Gotteswillen! kein Aufsehen!“ rief der ältliche Mann, diese Person ist des Fräuleins Bruder,“ er deutete auf Corvin.

Lenerl faßte diesen, den sie in seiner Verkleidung fast gar nicht beachtet und für einen Diener des Fräulein von Maras gehalten hatte, nun näher ins Auge.

„Wie? Sie mein Herr?“

„Sie erkennen mich wieder, Fräulein? Auch ich habe Sie sogleich erkannt.“

„So gehören meine Beschützer und Retter also beide einem und demselben edlen Hause, und mein Dank, meine Verehrung wird Sie von nun an in einem und demselben Namen umschließen. Möchte es mir nur vergönnt sein, sie Ihnen ganz zu beweisen.“

„Das Einzige, was Sie für uns thun können, ist, uns so bald als möglich von hier fort zu helfen,“ sagte der Diener besorgt.

„Wir folgten Ihnen unter den obwaltenden Umständen nur mit innern Widerstreben, lediglich, um ärgerliches Aufsehen zu vermeiden.“

„Und doch können Sie nicht sicherer sein, als in meiner Obhut.“

„Meine Schwester vielleicht —“

„Er ist Legionär, theure Helene — ich lege mit diesen Worten das wichtigste Geheimniß in Ihre Hände.“

„Ja, das ist anders,“ sagte das Mädchen bestürzt.

„Er wäre verloren, wenn er hier entdeckt würde, und Sie geben zu, daß bei einem längern Verweilen die Gefahr fast sich zur Unvermeidlichkeit steigert,“ sprach Stephania.

„Allerdings,“ gab Lenerl zu.

„Nach meiner Meinung ist es das Beste, daß Fräulein wieder den Schein des Todes annehme, der sie noch vor kurzem fast wirklich umfing, und daß wir sie, so, wie wir kamen, fortragen.“

„Aber wohin?“ fragte Lenerl.

„Ich hoffe in die Stadt zu gelangen, wo ich meine Schwester treuen Freunden zu übergeben weiß,“ antwortete Corvin.

„Es ist wahr, hier könnte auch Fräulein nicht bleiben. Das ist nur ein Aufenthalt für mich, fügte sie schmerzlich hinzu. Ich bin mehr an solchen Contakt, an so verpestete Luft gewöhnt.“

„Ich wollte Ihnen durch meine Aeußerung nicht wehe thun.“

„Das weiß ich, liebe Helene,“ antwortete Stephania.

„Mir hat das Leben wehe gethan und das Schicksal, indem es mich dahin stellte, wo ich bin. Doch das gehört nicht hierher. Denken wir an Ihre sichere Entfernung.“

„Wenn Sie meinen, so setzen wir sie ohne Verzug ins Werk.“

„Ich halte den Zeitpunkt für günstig,“ antwortete Lenerl, die an das Erwachen des Offiziers dachte, und die seit einigen Minuten auch in Bezug auf ihre Person an die Ausführung eines schnell gefaßten Planes dachte, ohne sich jedoch darüber auszusprechen. Marx umfaßte denn Stephania, sie schloß die Augen, neigte das noch ganz bleiche Gesicht auf die Schultern ihres Trägers und man verließ die Remise. Die Halle des Hauses war

voll Soldaten, welche sich zechend und lärmend unterhielten. Sie ließen den Diener mit seiner Bürde ruhig durchgehen, ebenso Corvin. Lenerl, entschlossen, nun nach vollbrachtem Werke den sich ihr zur Befreiung bietenden Moment zu nützen, wollte ihnen folgen.

„Oho, das geht nicht; für Dich giebt's keinen Ausgang, schönes Kind, der Hauptmann hat streng untersagt, Dich ohne seine Erlaubniß nicht passiren zu lassen," belehrte lachend der Korat, der den Ordonnanzdienst versah.

Lenerl, obgleich tödtlich erschrocken über das Mißlingen ihres Vorhabens, faßte sich augenblicklich, um keinen Verdacht zu erregen. „Wer denkt denn an Fortgehen. Ich wollte nur meine armen Freunde bis vor die Thür begleiten; indeß das muß nicht sein," fuhr sie unbefangen fort, indem sie zurücktrat. In demselben Augenblick erhob sich unmittelbar vor dem Hause ein ungeheurer Stimmenlärm.

Die Kroaten stürzten hinaus; auch Lenerl wagte sich trotz des Verbots nochmals bis an die Thür.

Das war die Stimme des jungen von Maras, die das Gebrüll der Soldaten übertönte, die Stimme, die sie noch vor wenig Minuten in ihrer Nähe vernahm. Ohne weiter an irgend eine Rücksicht zu denken, sprang sie hinaus.

Die Veranlassung des Tumults war folgende. Der vor dem Hause wachestehende Soldat hatte Marx bei seinem Heraustreten auf die Straße angehalten, und Stephania auf unziemende Weise berührt, daß Corvin, außer sich darüber, den Frechen auf so energische Weise zurück-

stieß, daß dieser sich vor Wuth schäumend auf ihn stürzte, ihn an den Schultern packte und ihm den Livréerock aufriß, in dessen innerer Tasche nun zwei Terzerole und ein Dolch sichtbar wurden. Alle Säbel flogen im Augenblick aus ihren Scheiden, eine Minute noch und Corvins Blut hätte die Erde geröthet. Da stürzte Lenerl unter die Soldaten.

„Halt! tödtet ihn nicht! er gehört vor das Kriegsgericht. Ihr könnt ihn nur gefangen nehmen,“ rief sie.

„Du wirst es uns sagen. Bist Du unser Major?“ entgegnete Einer.

„Ja, ich sage es Euch; denn dieser ist, wie ich jetzt sehe, der Sohn einer sehr vornehmen Familie. Wenn er Strafe verdient, so wird er sie von höhern Orts erhalten; Ihr aber wagt es nicht, ihn zu morden, beim Zorne Eures Vorgesetzten.“

„Haut das naseweise Ding, das hier befehlen will, doch ebenfalls nieder.“

„Thuts! mir ist's gleichgültig, ob ich durch Eure Waffen, oder sonst wie sterbe,“ sprach sie trotzig.

„Das würde uns beim Major einen schlimmen Handel machen. Er hat sie sich einmal eingebildet; Ihr kennt ihn, wie er mit den Weibern ist. Gefällt ihm erst eine, dann möcht ich's Keinem rathen, ihr ein schief Gesicht zu ziehen; auch gehört sie zu unserm Volke,“ bemerkte ein Anderer.

„Sie ist aber vielleicht eine Verrätherin,“ schrie ein Dritter.

„Ich? Habe ich Euch nicht selbst einen der ärgsten Demagogen angezeigt? Heiße ich Euch denn diesen hier frei lassen? Ich will nur, daß er gerichtet, und nicht, daß er geschlachtet werde,“ antwortete das Mädchen.

Die Kroaten, immer noch weniger grausam als das deutsch-östreichische Militär, das in ähnlichem Falle zügellos gewesen wäre, standen von ihrem Vorhaben ab. Corvin wurde vorläufig nach der Remise zurückgeführt, wo er unter starker Wache bis auf Weiteres blieb.

Lenerl blickte ihm wehmüthig nach. Was ich zur Rettung unternahm, ist sein Verderben geworden. Ich brachte die Schwester hierher, damit der Bruder in die Hände des Feindes falle! O, es ist schrecklich. — Aber ich will ihn retten, oder mit ihm untergehen. Ich will untergehen für ihn. Was ist's um mich. Eine trübere Nacht, als die, welche jetzt jenen Elenden umfängt, bedeckt mein Leben; vielleicht, daß der Tod den Schmerz der Erinnerung vernichtet. — Es ist eine Ehre für mich, mich für ihn, den edelsten der Männer zu opfern. Ich fühle mich gehoben, seinem Standpunkt näher durch dieses Opfer. Noch einmal wendete sich ihr Auge nach der Richtung in der Corvin abgeführt wurde; dann stieg sie langsam die nach des Majors Zimmer führende Treppe hinauf.

Einige Stunden nach Corvins Gefangennehmung finden wir Lenerl in einer Ecke des Gemaches sitzend, in welches wir sie unmittelbar nach dem traurigen Ereignisse eintreten sahen. Ihr blasses, schmerzvolles Gesicht ruhte in ihrer Hand und dann und wann zitterte eine große

glühende Thräne über die Wangen hinab. Stephania's und ihres Bruders trauriges Schicksal, so wie ihr eigenes schweres Geschick standen marternd vor ihrer Seele. Sie liebte Corvin seit jenem Augenblicke, in welchem er ihr als Retter und Schutz in dem sie umringenden Volkshaufen erschien; sie verehrte ihn mit einer Schwärmerei, die an Idolatrie grenzte. Lichtumflossen stand sein Bild vor ihr, als das Ideal alles Großen und Schönen, zur Verklärung erhoben neben Straniero's schwarzer Gestalt. Sie hatte sich ihre Empfindung bisher nicht gestanden und dieselbe als einfache Dankbarkeit bezeichnet. Erst jetzt, seit sie sein Leben bedroht sah, fühlte sie die ganze Macht dieser Liebe gleichzeitig mit dem Verlangen, ihn zu retten. — In diesem Augenblick wurde ihr Gedankengang durch eine unruhige Bewegung des Majors unterbrochen, der auf dem Divan hingestreckt schlief. Lenerl sprang auf, doch es schien, als sänke ihr plötzlich der Muth zum Weitergehen. Den Blick zur Erde gesenkt, rang sie trostlos die Hände. Der Major war indeß völlig erwacht und dehnte sich gähnend von den Kissen empor. Da bewältigte das Mädchen mit beispielloser Selbstbeherrschung den innern Schmerz. Leicht wie ein Reh hüpfte sie über das Zimmer hin an den Divan. „Endlich sind Sie wach," rief sie mit dem Lächeln des Liebreizes, „wie habe ich den Augenblick erwartet; mir war so bang allein in dieser Stille."

„Ah, Du bist ein herrliches Kind! komm, setze Dich zu mir, komm!"

„Recht gern, wenn Sie mir versprechen, immer gut

und freundlich zu sein und mir hübsch den Willen zu thun. Sie wissen, alle Kinder haben das gern, auch die herrlichsten."

"Wie könnte man gegen Dich anders, als zärtlich sein. Was die Erfüllung Deines Willens betrifft, so gelobe ich sie Dir jedes Mal, wenn wir in unserm Wollen übereinstimmen," sagte der Offizier lachend.

"Ei, ich glaube, das wäre leicht. Nein, ich meine, daß meine Wünsche an und für sich berücksichtigt werden."

"Du vergißt, daß nur die Sieger, aber nicht die Besiegten Bedingungen zu stellen haben."

"Ich gehöre nicht in die Klasse dieser letztern. Sie würden mich nie in Ihre Gewalt bekommen haben, hätte nicht mein Herz mich gedrängt Sie aufzusuchen. Ich bin ja keine Oestreicherin, sondern ein Mädchen Ihres Volkes."

"Du hast Recht."

"Sie scheinen mich aber in der That als Gefangene betrachten zu wollen, weil Ihre Leute mir nicht gestatten, das Haus zu verlassen."

"Das ist etwas Anderes. Wie kannst Du mir zumuthen Dich von mir zu lassen? Sonst Alles, nur das geht nicht."

"Sei's, ich will hier bleiben, gern hier bleiben, denn ich finde Sie ebenso liebenswürdig als brav."

"Wirklich? Nun, Du sollst Dich nicht täuschen. Du sollst wie eine Königin gehalten werden."

"Ich danke verbindlichst und werde nicht ermangeln Sie bei vorkommenden Fällen an den einer Herrscherin

schuldigen Gehorsam zu erinnern. Jetzt aber zu einer wichtigen Angelegenheit.“

„Vor allem zum Küssen! komm in meine Arme, komm reizendes Mädchen!“ und er strebte sie zu erhaschen und neben sich auf den Divan zu ziehen.

„Herr Major, Ihre Majestät die Königin befiehlt, sie einige Minuten ruhig anzuhören. Bis dahin auch keinen halben Kuß,“ sagte sie komisch-neckend, indem sie ihm wie eine Sylphide entschlüpfte.

„Nun ich werde gehorchen, närrisches Mädchen, aber wenigstens setze Dich neben mich.“ — Lenerl folgte der Aufforderung. — „So. Jetzt erzähle, was ist's?“

„Sie wissen, daß die Person, zu deren Schutze Sie auf meine Bitte einige Ihrer Leute beordert hatten, von zwei Männern in dieses Haus gebracht wurde.“

„Was weiter?“

„Ich ging gegen Mitternacht in die Remise hinab, in der die Lebenden sich mit der Leiche befanden, und hieß sie dieselbe forttragen, weil sie den Wunsch aussprachen, den Körper der Verstorbenen bis zur Bestattung bei Verwandten unterzubringen. Sie verließen das Haus. Der Mann, der den Körper trug, ging voran, sein Begleiter folgte; auch ich wollte einen Augenblick auf die Straße hinaustreten, als mich Ihre Leute, wie sie sagten, auf Ihren Befehl zurückhielten.“

„Buchstäblich wahr.“

„In der Minute, als ich zurücktrat, entstand ein heftiger Lärm vor dem Hause. Alles stürzte hinaus; ich springe ungeachtet des Verbots bis an die Thür und sehe

den einen der Männer von Soldaten umringt, die ihm die Kleider in Stücken reißen, wobei eine Waffe sichtbar wurde. Das war sein ganzes Verbrechen und darum schleppte man ihn ins Haus zurück. Sie hätten ihn niedergehauen, wenn ich mich nicht dazwischen geworfen hätte."

"Zertreten sollte der Hund werden. Wahrscheinlich war es ein verfluchter Legionär."

"Warum nicht gar. Es ist ein armer Diener, der die Waffe vielleicht auf Befehl seiner Herrschaft zu sich gesteckt hat. Uebrigens wäre es eine große That gewesen, wenn ein ganzer bewaffneter Haufe einen Menschen ermordet hätte. Solche Thaten sind gut für Oestreicher, — die Kroaten schlagen sich tapfer, Mann gegen Mann."

"Du weißt das recht hübsch zu drehen."

"Sagen Sie, was sie wollen; unsere Leute sind nicht so grausam wie jene. Sie thaten ihm wirklich auf meine Vorstellung kein Leid."

"Sie ließen ihn laufen?"

"Das nicht; sie nahmen ihn gefangen, weil ich ihnen bedeutete, daß er vor ein Gericht gestellt werden müsse. Nicht wahr, so weit lassen Sie es aber mit ihm nicht kommen. Er hatte die Waffe sicher nur auf Befehl seiner Herrschaft."

"Das wäre neu, eine solche rebellische Bestie zu schonen. Hätte ich diese ganze verfluchte Brut vor mir, ich ließe sie auf einmal mit Kartätschen zusammenschießen," antwortete finster der Offizier.

O, nicht, nicht, sagen Sie nicht so. Sie könnten das nicht, Sie sind so gut.“

„Auf diese Kanaillen, die mir noch gestern die Burschen kurz und klein gemacht haben, erstreckt sich meine Güte nicht.“

„Lassen Sie hier, das eine Mal, Gnade für Recht ergehen,“ flehte sie schmeichelnd, indem sie ihren reizenden Arm um seinen Hals schlang und sich zu ihm hinbog, daß ihr Athem ihn mit wonniger Glut berührte. „Nicht wahr, Sie werden ihn nicht tödten lassen. Es würde mir doppelt schrecklich sein, weil ich es war, die ihn, ohne ihn freilich zu kennen, in dieses Haus und in diese Gefahr brachte.“

„Ich kann nichts für ihn; er ist seinem Schicksal verfallen.“

„Nicht diese Antwort. Sie werden mich nicht vergebens bitten lassen, lieber, theurer Mann,“ und sie streichelte zärtlich das dunkle struppige Haar des auf ihre Brust geneigten Hauptes.

„Wie soll ich einschreiten? Die Gefangennehmung war öffentlich,“ sagte der Major mit weicher Stimme.

„Finden Sie ein Mittel, ihm das Leben zu erhalten, und ich will Sie lieben wie einen Gott.“

„Alles, was geschehen kann, ist, die Entscheidung seines Schicksals möglichst zu verzögern; aber hörst Du, das ist Alles. Nun sei zufrieden.“ Mit diesen Worten umfaßte er sie, durchschauert vom Entzücken der Leidenschaft;

sein Mund suchte und fand ihre Lippen. Da wirbelten nach wenigen Minuten unten die Trommeln, von allen Seiten her rief Trompetengeschmetter unter die Waffen. Die Ungarn rücken von Schwechat an, hieß es von Mund zu Mund. Der zärtliche Paroxismus des Majors schwand urplötzlich bei dem Getöse des lockenden Kalbfells. Er ließ das Mädchen sofort aus seinen Armen gleiten, sprang auf, raffte Degen, Pistolen und Czako zusammen, nahm sich kaum Zeit, Alles gehörig anzulegen, und stürzte fort. Das Pferd stand gesattelt, er schwang sich hinauf, nachdem er einige Mann zur Bewachung des Hauses und des Gefangenen kommandirt, und befohlen hatte, den letztern beim mindesten Fluchtversuche zu tödten, jagte er pfeilschnell davon. Ermattet von der fortwährenden Aufregung, in der sie die Nacht hingebracht hatte, sank Lenerl sobald sie sich allein sah, auf den Divan zurück. Laut schluchzend barg sie ihr Gesicht in den seidenen Kissen. So blieb sie lange, bis endlich, überwältigt von der physischen Abspannung, ihr Auge sich schloß. Als sie wieder erwachte, war es heller Tag. Sie eilte nach der Thür, die sie jedoch verschlossen fand. Es blieb ihr kein Zweifel, daß man sie als Gefangene behandelte. Kummervoll schritt sie im Zimmer auf und nieder, und die Sorge um Corvin erfüllte sie mehr als der Gedanke an ihr eigenes Geschick.

Auf der Straße war es während dieser Zeit lebendiger geworden, und man sah außer den Soldaten noch andere Personen ängstlich ihres Weges eilen. Lenerl näherte sich absichtslos dem Fenster und blickte hinab,

ohne indeß in ihrer düstern Zerstreutheit auf die unten Vorübergehenden besonders zu achten. Es war mehr ein dumpfes, planloses Hinstarren auf einen Punkt. Plötzlich schien sie eine ungewöhnliche Wahrnehmung zu berühren. Sie fuhr aus ihrem Hinbrüten empor, indem sie ziemlich laut an die Scheiben klopfte; dann sprang sie an einen Tisch, auf dem sich Schreibmaterial befand, schrieb in größter Eile wenige Worte auf einen Zettel, öffnete leise das Fenster und ließ ihn auf die Straße fallen. Ein Mann, der bereits mehre Male scheu am Hause vorübergegangen war und Lenerl bemerkt hatte, hob ihn begierig auf und eilte so schnell er konnte mit demselben davon. Dieser Mann war Marx.

Lange schwankte sie in banger Erwartung, ob der von ihr dem Diener gegebene Wink erfolglos sein werde oder nicht, indem sie gleichzeitig bei dem Gedanken an den vom Major in Bezug auf Corvin ertheilten Befehl erbebte. Der Tag verging jedoch, ohne daß sie weiter Jemand sah als die Ordonnanz. Endlich kehrte der Major siegestrunken aus den letzten Kämpfen unter den Wällen Wiens zurück. Jetzt erst wagte sie eine schüchterne Frage nach dem Gefangenen.

Noch hatte man die Remise, in der er sich befand, nicht geöffnet. Als dies jedoch geschah, fand der Platz sich leer, ohne daß irgend etwas die Spur von Corvins Verschwinden bezeichnete. Der Offizier tobte; die Kroaten aber sahen einander bestürzt an und wußten sich das Verschwinden eines Menschen natürlich nicht anders als

mit Satans Beihülfe zu denken. Lenerl vergaß sich selbst für einen Augenblick, ihr tiefes, namenloses Leid, ihre Knechtschaft, — Corvin war frei! Er war gerettet durch sie.

Siebzehntes Kapitel.

Marx, der durch Corvin mehre Anführer kannte, war es durch Berufung auf denselben und die Nachricht von seinem Unglück gelungen, sich Eingang in die wirkliche Stadt zu verschaffen, und Stephania in Bernetti's Wohnung zu bringen. Das wackere Ehepaar, tief betrübt über das Geschick der ihm so theuren Familie, beeiferte sich, alles aufzubieten, was im Augenblick für Stephania geschehen konnte. Das unglückliche Mädchen aber, schon trostlos über den Verlust der Mutter und des edlen Gherardo, schien dem Schmerz über die Gefangennehmung des Bruders erliegen zu müssen. Was sollte ihr auch das Leben, nachdem sie Alle, die sie liebte verloren hatte. Schon unmittelbar nach dem traurigen Ereigniß hatte sie, entschlossen, Corvins Schicksal zu theilen, sich geweigert Marx zu folgen. Nur die Bitten des treuen Dieners, der trotz der Unwahrscheinlichkeit die Hoffnung in ihrem Herzen zu wecken wußte, hatten sie endlich zum Weitergehen vermocht. Um die unsägliche Angst, die sie folterte, einigermaßen zu beschwichtigen, und wo möglich etwas über Corvin zu erfahren, erbot er sich, nach der Jägerzeil

zurückzukehren. Stephania, von seinen Worten wie von einer galvanischen, lebenweckenden Erschütterung berührt, richtete sich vom Fußboden, auf dem sie bis jetzt in starrer, lautloser Verzweiflung mit dem Angesicht gelegen hatte, empor. „Sie glauben also an Möglichkeit der Rettung, Sie wollen zu ihm hin, sie zu versuchen?“ rief sie. „Ich will's mit der Hülfe Gottes versuchen.“

„Aber wie ihn befreien, wenn er noch lebt?“

„Es hat allerdings seine Schwierigkeiten; das Haus wimmelt, so wie alle andern von Militär. Wenn ich indeß nur einen Sekundanten hätte, dann ließe sich wohl etwas beginnen. Ich habe an Herrn Bernetti gedacht.“

„Gott behüte, schweigen Sie darüber. Das Unternehmen ist zu gefahrvoll. Ich würde mich nie trösten, wenn er verunglückte, so wie es mir den größten Schmerz macht, nächst dem Leben meines Bruders auch das Ihre durch Ihre Aufopferung bedroht zu wissen.“

„Darüber seien Sie ruhig, ich bitte. Ich bin allein in der Welt und lebe und sterbe nur allein. Es kommt wirklich nicht so viel darauf an, ob ich der Natur den Tribut aus Lebensunfähigkeit, oder für die Rettung eines edlen Jünglings zahle.“

„Edler Mann!“ sprach Stephania, gerührt seine Hand fassend.

„Mein Plan ist verwegen, doch nicht ohne alle Aussicht des Gelingens. Neben dem Hause, in welchem sich Ihr Herr Bruder befindet, kenne ich links das Nachbarhaus sehr genau und glaube, daß man von da irgendwie in den Hofraum oder gar in jene Remise gelangen

könnte, in die man ihn wahrscheinlich einstweilen wieder zurückgebracht hat. Auch kann ich mit Sicherheit auf die Unterstützung des Portiers rechnen, mit dem ich sehr befreundet bin.“

„O, daß ich Sie begleiten dürfte, um auch für die Befreiung meines Bruders thätig zu sein.“

„Im Augenblick würde Ihre Kraft dazu nicht ausreichen. Welche Gefahren Ihnen außerdem noch drohten, wissen Sie.“

„Ich fühle, daß ich Ihnen eher ein Hinderniß als eine Stütze sein könnte. Gehen Sie denn allein, handeln Sie mit dem Beistande Gottes.“

„Und Sie, theures Fräulein, fassen Sie sich in Muth und Ergebung; zweifeln Sie nicht, wenn auch einige Stunden vergehen, ehe Ihnen Nachricht zukommt.“

„Nein, ich will mich aufrecht halten an der Hoffnung, daß der Himmel Ihre Schritte segnen werde.“

„Rechnen Sie mit Bestimmtheit auf alles, was von mir geschehen kann.“ Nachdem er noch das Versprechen gegeben hatte, wenn es die Umstände gestatteten, in dem verfallnen Keller graben zu lassen, verließ er die beiden zagenden Frauen.

Herr Bernetti hatte sich bereits wieder zum Dienst auf den Wällen entfernen müssen.

Es wurde ihm leicht, die Stadt zu verlassen, sobald er nur einige der höhern Offiziere von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte. Auf weiten Umwegen durch wenig gekannte Durchgänge eilte er beflügelten Schrittes nach der Jägerzeil zurück und vor das Haus, in welches er auf

Verlangen jenes Mädchens mit Corvin und Stephania am vorigen Abend eingetreten war. Er hätte fluchen und weinen können vor Wuth, wenn er daran dachte, daß ohne das unheilvolle Zusammentreffen mit jener Person, die Geschwister nun frei und sicher beisammen wären. Verzweiflungsvoll blickte er nach der Thür, durch die man den unglücklichen jungen Mann zurückgeschleppt hatte. Hier hörte er auf einmal eigenthümlich an die Scheiben eines im ersten Stockwerk befindlichen Fensters klopfen. Er sah auf, es war das Mädchen von dieser Nacht, das ihm in einiger Entfernung zu verweilen winkte. Nach wenigen Minuten flatterte ein zusammengebogenes Papier aus dem geöffneten Fenster herab. Begierig hob er es auf und las:

„Noch lebt der Bruder meiner Wohlthäterin und befindet sich in derselben Remise, wo Sie mit ihm einen Theil der Nacht zubrachten. Denken Sie an schleunige Rettung, ehe es zu spät ist. Ich bin selbst Gefangene und kann nichts für ihn thun.

Helene.“

Der Diener sah nach Lesung dieser Zeilen nochmals zu dem Fenster auf, aus welchem ihm dieselben zugekommen waren. Sein Blick traf Lenerl, die ihn durch Zeichen dringend zur Eile mahnte. Ohne Verzug begab er sich nun in das schon früher bezeichnete Haus links von dem Quartier des Kroatenchefs von Donovich.

„Wie? lieber Marx,“ rief der bereits erwähnte Portier, als jener bei ihm eintrat. „Welch eine Wohlthat

in dieser schrecklichen Zeit, das Gesicht eines Freundes zu sehen!"

"Glauben Sie, auch für mich ist es im Augenblick ein wahrer Trost zu Ihnen zu kommen."

"Hilf Himmel! jetzt sieht man fast nichts mehr um sich, als Räuber- und Mörder-Physiognomien."

"Leider. Der Feind bezeichnet seinen Weg entsetzlich durch Blut und Schandthat. Es fallen unzählige Opfer. Auch in unserer Familie hat das Unglück furchtbar gewüthet, wie Sie vielleicht erfahren haben."

"Das Haus ist niedergebrannt, ich weiß."

"Ach, es ist Traurigeres geschehen; die gute gnädige Frau, und ein wackerer Freund ihrer Familie sind von den Kellergewölben erschlagen worden."

"Großer Gott!"

"Sie hatten sich dorthin geflüchtet, um den Kroaten nicht in die Hände zu fallen."

"War denn keine Rettung möglich?"

"Wer sollte retten? Die Straßen waren öde in jenen Stunden, Alles, was nicht kämpfte, hielt sich in den äußersten Winkeln der Häuser verborgen. Nur das Fräulein, welches sich dem Luftloch nahe befand, wo die Mauern von der Wucht des einstürzenden Hauses weniger getroffen wurden, ist gerettet. Doch hiermit endet das Unglück nicht."

"Was geschah weiter?" fragte der Portier theilnehmend.

"Der junge Herr, ein Mann voll Geist und Leben und Muth —"

„Ich kenne ihn, ich sah ihn oft hier vorübereilen in seiner Legionärsuniform, er hatte einen so edlen kriegerischen Anstand.“

„Es war bei ihm nicht nur der Anstand; er ist ein tapferer Krieger durch die That, und noch mehr, ein edler Mensch.“

„Ich weiß, ich weiß, überall, wo es zu fechten galt, hat er seit den Märztagen gefochten. Ich habe schon viel von ihm rühmen hören. — Aber ich unterbrach Sie — was ist mit ihm geschehen?“

„Er ist gefangen.“

„Gefangen! im gestrigen Kampfe?

„Im Kampfe hätte er sich nie ergeben. Die Legion nimmt keinen Pardon. — Er hatte seine Abtheilung, als sie sich nach der Stadt zurückzog, verlassen, und war nur mit einem Dolch und einem Terzerol bewaffnet, nach der Wohnung seiner Mutter geeilt, um das Schicksal der Seinen zu erfahren. Das Haus war bei seiner Ankunft längst niedergebrannt und das Entsetzlichste geschehen. Ich wollte eben mit einigem Werkzeug, das ich mir mit größter Mühe verschafft hatte, die Gitter der Kellerfenster ausbrechen, um mir so vielleicht einen Weg hinab zu öffnen, als er zu mir trat. Sobald die Löcher mit seiner Hülfe von den Eisenstäben befreit waren, stieg er hinunter. Er fand jedoch nur die Schwester, da der ganze übrige Raum verschüttet war. In der Absicht eine Zuflucht für sie zu suchen, wo es uns gestattet sei, ihr die Hülfe zu gewähren, deren sie, wenn noch Leben in ihr weilte, bedurfte, trugen wir sie weg von dem traurigen

Orte. In geringer Entfernung aber begegnete uns ein von einem Frauenzimmer geführter Trupp Kroaten, die uns anhielten. Die junge Person gab vor, das Fräulein zu kennen und behauptete, mit den Soldaten eben zum Schutz des Maras'schen Hauses gekommen zu sein. Sie bestand ferner darauf, ihr mit dem Körper zu folgen. So sehr mir hinsichtlich des jungen Herrn für die Möglichkeit einer Entdeckung bangte, so blieb uns doch im Augenblick, um unter den Soldaten nicht Argwohn zu wecken, kein anderes Mittel, als uns zu fügen. Man führte uns in ein Haus. Schon nach kurzer Zeit bemerkten wir Lebenszeichen an dem Fräulein; wir boten Alles was uns zu Gebot stand, auf, diesen schwachglimmenden Funken mehr und mehr anzufachen. Sie erholte sich, und als nach etwa anderthalb Stunden die Person, auf deren Wort wir gefolgt waren, in die Remise trat, fand sie das Fräulein schon vollkommen der Sinne mächtig. Man machte sie nun, da sie allein war, mit der Wahrheit bekannt, indem wir dringend baten, uns wegen der Gefahr des Herrn sogleich fortzulassen, was sie natürlich ganz begründet fand. Ich nahm denn das Fräulein, das sich noch leblos stellen mußte, in meine Arme und verließ, sie scheinbar als Leiche forttragend, mit ihr und dem Herrn das Haus. Kaum aber waren wir auf die Straße getreten, als ein Kroat das Fräulein auf unanständige Weise anfaßte. Herr von Maras ist nicht der Mann so etwas zu dulden; er sprang vor und schleuderte den halbbetrunkenen Soldaten gegen die Mauer. Durch den Lärm, der sich in Folge dieses Zusammentreffens erhob, wurde die Mannschaft aus der Umgebung

herbeigezogen. Rasend vor Wuth drang man auf ihn ein, mein Livréerock wurde ihm vom Leibe gerissen, und ein Dolch nebst Terzerol kamen zum Vorschein. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Ich eilte, so schnell es meine Kräfte gestatteten, mit dem Fräulein davon. Wozu auch noch sie durch Zögern den tollen Schandbuben preisgeben? War es nicht genug, daß der Bruder in ihre Hände fiel? Ich habe seitdem, als ich allein hieher zurückkehrte, erfahren, daß er noch lebt und sich in derselben Remise im Hofe gefangen befindet, die wir kaum zur Flucht verlassen hatten."

"Und das Fräulein?"

"Ist in Sicherheit in der Stadt. Es handelt sich nur um die Rettung des unglücklichen Jünglings."

"Allerdings, allerdings, auf die müssen wir denken, müssen einen Weg herausfinden."

"Ach, ich sinne und sinne darüber, daß mir die Gedanken verschwinden und alles vor meinem Geiste wirr durcheinander läuft. Ich bin eigentlich gekommen, mir bei Ihnen, den ich als einen erfahrnen gewandten Mann kenne, Rath zu holen."

"Wie gern möchte ich Sie über Ihre Wünsche hinaus befriedigen. Doch warten Sie einen Augenblick, ich habe eine Idee," — er schickte sich an hinauszugehen — "doch nein, kommen Sie mit, daß Sie gleich selbst sehen." Beide Männer verließen das kleine Gemach.

Corvin wandelte, so gut dies ging, in dem finstern Raume, in dem er eingeschlossen war, hin und her, vor dessen Wänden ebenfalls der monotone Fußtritt des Wacht-

postens dröhnte. Er befand sich in jener Geistesbetäubung, die das menschliche Wesen, wenn der Schmerz des Lebens zu mächtig auf dasselbe einstürmt, in eine gedankenlose Gleichgültigkeit versetzt, in der Bewußtsein und Empfindung untergegangen scheinen. Aber selbst aus dieser Apathie der Verzweiflung, die ihn für äußere Eindrücke fast unzugänglich machte, wurde er endlich doch durch ein anhaltendes, erst sehr dumpfes, nach und nach aber etwas lauter werdendes Geräusch geweckt, das sich hinter der Rückwand des Schoppens vernehmen ließ. Er horchte von Zeit zu Zeit unwillkürlich auf das Gehämmer, das immer näher kam. So verstrichen vielleicht anderthalb Stunden. Da wurde es plötzlich hinter Holzstößen, die an der erwähnten Wand hinaufgeschichtet waren, lebendig. Corvin, von einer Ahnung durchblitzt, eilte hinzu, und fing an, die Scheite des einen Stoßes so geräuschlos als möglich wegzuräumen. Er hatte noch eben nicht viel dafür gethan, so wurde eine ziemliche Oeffnung in der Mauer als Resultat jener gehörten Hammerschläge sichtbar, aus der sich bald Marxens Kopf hervorstreckte.

„Still, um Gotteswillen, kein Wort!“ flüsterte er. „Der Weg zur Rettung ist offen; schnell, schnell, daß Sie in Sicherheit sind, ehe man draußen etwas merkt.“

Corvin hatte keinen Grund, die Erfüllung der an ihn gerichteten Aufforderung auch nur um einen Augenblick zu verschieben, und bald sah er sich in die Räumlichkeit eines andern Hauses versetzt. Man legte nun die Scheite wieder so gut als möglich in die alte Ordnung, so daß das in der Mauer befindliche Loch dadurch verdeckt wurde.

Von der andern Seite aber vermauerte man dasselbe und versetzte die Stelle dicht mit Brettern, die in diesem Schoppen von frühern Bauten aufbewahrt wurden. Die Hofgebäude der beiden Nachbarhäuser, also auch jene Remise und dieser Bretterschoppen, in dem sich die drei Männer gegenwärtig befanden, waren nur durch eine Zwischenmauer getrennt. Diesen Vortheil hatte der Portier sogleich, als er mit Marx von Corvin's Rettung sprach, ins Auge gefaßt. Mit dem nöthigen Werkzeug versehen, hatten sie sich in die Bretterkammer begeben und waren auch bald zu ihrer Zufriedenheit mit dem Unternehmen zu Stande gekommen.

„Jetzt noch Eins, theurer Herr,“ sprach Marx. „Sie dürfen nicht gesehen und müssen doch sogleich von hier entfernt werden.“

„Wenn ich rathen soll, so zieht der Herr meine Kleider hier an, besudelt sich zum Ueberfluß durchweg mit Ziegelstaub und Kalk, nimmt sich von diesem Haufen eine Karre mit Sand, während ihn Marx mit Hammer, Kelle und Kalkschaff begleitet, — Alles Gegenstände, die sich hier vorräthig finden. Ich glaube, Sie werden so als anscheinende Maurerhandlanger am sichersten fortkommen, um so eher, da man daneben von dem Vorgefallenen noch keine Ahnung hat.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen und sofort ausgeführt. Corvin dankte dem wackern Portier gerührt für die ihm geleistete Hülfe und bedauerte nur, ihm im Augenblick keinen andern Beweis seiner Dankbarkeit geben zu können, und bald verließ er, die Karre rüstig vor sich

hinschiebend, mit Marx das Haus. Ohne allen Anstoß gelangten sie auf den bemerkten Umwegen an die Stadt und an das Stubenthor, wo sie von Corvin's Waffenbrüdern mit Jubel begrüßt und im Triumph bis zu Bernetti's Wohnung begleitet wurden.

Wir können nach dem erlittenen Verlust in Bezug auf Stephania's Gemüthsstimmung bei dem Wiedersehen ihres Bruders das Wort Freude nicht füglich anwenden, und wollen das, was sie in dem Augenblicke, als Marx mit Corvin bei ihr eintrat, empfand, Trost nennen. — Sie drückte den letzten geliebten Freund an ihre Brust, aus welcher der Schmerz um die Mutter und den edlen Gherardo für einen Augenblick zu weichen schien. Die militärischen Signale riefen den seinem staatsbürgerlichen Wirkungskreise zurückgegebenen jungen Mann jedoch nur zu bald zu seiner Fahne, die noch stolz auf den Wällen der Kaiserstadt wehte.

Die Feindseligkeiten ruhten während des 29sten und 30. October fast ganz, unbedeutende Zusammentreffen mit den in der Jägerzeil stationirten Truppen ausgenommen. Desto unruhiger und gespannter aber waren die Gemüther. Der unglücklich entscheidende Schlag war geschehen, die Sache des Volks war verloren. Die Sklavenseelen jubelten und begrüßten die sengenden, plündernden Horden mit dem Friedensbanner; der feige Gemeinderath und der noch elendere Reichstag hatten nichts Eiligeres zu thun, als sogleich schweifwedelnde Deputationen an Windischgrätz zu entsenden, die dieser natürlich mit dem gebührenden Uebermuth und Hohn abfertigte. In der Stadt regnete

es indeß Kundmachungen und Proklamationen. Der Gemeinderath so wie Messenhauser wetteiferten in schriftstellerischer Thätigkeit, ohne jedoch beiderseits besondern Anklang zu finden. Der erstere hatte das öffentliche Vertrauen nie besessen; der andere hatte es verloren. Doch vergebens erkannte man den in der Wahl des Chefs gemachten Fehlgriff; vergebens suchte man Messenhauser von dem seine Kräfte übersteigenden Platze zu entfernen; er vermochte es, denselben zu behalten. Dieses erbärmliche Ringen des Ehrgeizes und die nur noch momentane Obergewalt zwischen ihm und Fenneberg, diese elenden persönlichen Anfeindungen im Todesmoment der Revolution, der ganze Generationen aufs neue in Knechtschaft zu begraben drohte, erschienen als die widrigsten Verzerrungen in dem erhabenen, wenn auch traurigen Bilde jener Zeit. Ueberall gährte der Zwiespalt. Hier sprach man für Kapitulation und Entwaffnung, dort für Kampf auf Leben und Tod. Da schallte es am Morgen des 30sten plötzlich von Mund zu Mund: Die Ungarn sind da! sie kommen, uns zu retten! Siegeshoffnung ging wieder auf in den gebeugten Seelen. Vom Stephansthurme, von der ehrwürdigen Warte herab, verbreitete sich die Nachricht über das Gefecht hinter Kaiser-Ebersdorf.

Gegen zwei Uhr Nachmittags trat Corvin, der mehre Stunden abwesend war, plötzlich bei Stephania ein.

„Was für Nachrichten, mein Bruder?“ rief das Mädchen, ihm entgegeneilend. „Es ist etwas Wichtiges geschehen; ich lese es in Deinen Zügen.“

„Die Magyaren sind fast unter den Mauern der

Stadt. Schon hat das Treffen zwischen ihnen und den Kaiserlichen bei Ingersdorf und Oberlaa begonnen; die Batterien am Invalidenhause und am Rennwege haben ihre Positionen verlassen. Auch in der Stadt eilt Alles wieder zu den Waffen; das Studentenkomité ist bereits reorganisirt. Nun sollen sie uns noch einmal kennen lernen auf den Wällen von Wien! Sie sollen einen schweren Stand haben zwischen den Magyaren und uns. Wenn die Ungarn siegen und wir mit ihnen, dann ist die Zukunft Oestreichs, ja Europa's gerettet!" rief der Jüngling begeistert, denn alles eigene Leid war vor dem Gedanken an den Sieg der Freiheit in seiner Seele zurückgetreten.

"Also erneuter Kampf — es ist gräßlich," sprach Stephania dumpf.

"Freuen wir uns desselben, meine Schwester! Er soll uns endlich die Früchte der früheren blutigen Saaten bringen."

"Hoffen wir nicht zu viel. Die magyarische Armee ist ungeübt in den Waffen und steht einer Macht von mehr als achtzigtausend Mann gegenüber."

"Was thut die Zahl da, wo die heilige Idee die Kraft vervielfacht? Was ist Uebung gegen den unwiderstehlichen Trieb des Geistes? Wer hat uns, die friedlichen Bürger, geübt, den dressirten lebenden Mordmaschinen kühn entgegenzutreten? Die Ungarn werden sich tapfer schlagen, so wie wir. Nur muß die Sache hinfort anders angegriffen werden. Messenhauser muß vom Oberbefehl entfernt werden, da er im Augenblick, wenn der Kampf für uns seit vielen Stunden fast an unsern Thoren

wüthet, wenn ein edles Volk das Blut seiner Söhne für uns opfert, nichts Anderes zu beginnen weiß, als mit jenem Idylliker, mit dem hergekommenen Federdemokraten, die Schlacht durch ein Fernrohr zu betrachten und sich die anmaßenden Sentenzen dieses Menschen anzuhören, der nur hier zu sein scheint, um in dieser Katastrophe Notizen für schriftstellerische Spekulationen zu sammeln, und der das düstere Rundgemälde ganz con amore aus der Vogelperspektive überschaut. Ein anderer Führer muß an unsere Spitze. Es gilt Handeln, nicht Zusehen. Wir müssen den Magyaren durch einen Ausfall zu Hülfe kommen."

"Das ist allerdings unsere Pflicht, selbst wenn für uns kein Resultat davon zu hoffen wäre," antwortete Bernetti. "Schlimm, daß vielleicht nur noch Wenige unsere Ansicht theilen. Sie wissen, wie die Behörden und mit ihnen viele Bürger vor Windischgrätz zu Kreuz gekrochen sind, wie sie Alles bewilligt haben, sogar die Auslieferung Derjenigen, die ihr Leben für die große Idee des politischen Fortschritts einsetzten."

"Ein um so triftigerer Grund, ihr friedliches Streben durch schnelle That zu durchkreuzen."

"Ich für mein Theil werde nicht zurückstehen und Sie augenblicklich nach den Fortifikationen begleiten."

"Auch ich werde Dir folgen, mein Bruder."

"Du, Stephania?"

"Ja; ich habe ein Versprechen zu erfüllen. Ich gab einst einem edlen Magyaren mein Wort, der Völkerbefreiung Blut und Leben zu weihen. Wenn ich dasselbe

noch nicht löſ'te, ſo geſchah es, weil ich nicht in der Art über mich verfügen zu dürfen glaubte.“ — Sie ſchwieg ſeufzend. „Nun aber biſt Du mir allein geblieben,“ begann ſie wieder nach einigen Minuten; „Dich umfaßt nun meine ganze Liebe; Du wirſt nicht verlangen, daß ich Dich in dieſen Momenten höchſter Gefahr von mir laſſe.“

„Stephania!“

„Mein Entſchluß iſt feſt: ich theile Dein Geſchick.“

„Aber das iſt unmöglich.“

„Warum? Ich weiß die Waffen zu führen wie Du. Es iſt Dir bekannt, daß ich nach dem Willen des Vaters bis zu ſeinem Tode als Mann lebte.“

„Soll ich in jedem Augenblicke für Dich fürchten?“ —

„Wir werden mit einander leben oder ſterben. Verlieren wir nicht längere Zeit durch Widerſpruch.“

„So ſchrecklich es mir iſt, Alle, die mir lieb ſind, von mir gehen zu ſehen,“ ſagte Frau Bernetti beklommen, „ſo kann ich Fräulein Stephania doch wegen ihres Vorſatzes nicht tadeln. Verſtände ich das Gewehr zu handhaben wie ſie, ich würde mich auch nicht von meinem Manne trennen.“

Hiermit endete die Beſprechung. Corvin fügte ſich dem Verlangen der geliebten Schweſter. Es währte nicht lange, ſo erſchien ſie wie er in Legionärsuniform; bald fanden ſich aus Bernetti's Waffenvorrath auch eine Büchſe und Hirſchfänger, und nach kurzem bewegtem Abſchiede von ihren Freunden verließen die Geſchwiſter das gaſtliche Haus.

Der Tag verstrich in Unruhe und Spannung, die sich vom Abend an über Messenhauser's schwankendes Benehmen in Unwillen verwandelte. Fenneberg trat auf allgemeines Verlangen an seine Stelle. Noch hoffte man. Es stiegen fortwährend Raketen vom Stephansthurme, Signalschüsse fielen auf den Wällen — wahrscheinlich, um die Magyaren von dem Dasein der Wiener zu überzeugen; doch die Umgegend war verstummt, die Kanonenblitze erloschen. Die heldenmüthigen Ungarn waren nach achtstündigem Kampfe im Angesicht der unthätigen Hauptstadt der Uebermacht gewichen, und die Schlinge der Knechtschaft war seitdem um Wien noch enger geschnürt. Die Entrüstung steigerte sich von Minute zu Minute. Die von Windischgrätz gestellten schmachvollen Kapitulationsbedingungen, besonders das verlangte Aufpflanzen der schwarz-gelben Fahne — und später die erbärmliche Haltung des Gemeinderaths gegen die zur Flucht genöthigten am meisten bloßgestellten Personen, empörten die Gemüther in dem Grade, daß der Kampf aufs neue, leider um einen Tag zu spät, entbrannte. Die ersten Kanonen donnerten gegen die Leopoldstadt; aber auch die Vorstädte Mariahilf, Wieden und Lerchenfeld waren bereits von den Kaiserlichen angegriffen; bald schlugen die Bomben auch in die innere Stadt. Von ein bis fünf Uhr Nachmittags stürzte ein fürchterlich glühender Hagel von Geschossen, und die Flammen loderten aufs neue empor. Aber auch der Feind ging nicht leer aus. Getäuscht durch die auf den Bastionen flatternden weißen Fahnen, empfingen die vom Rathmarkt anrückenden Truppen so reichliche Kartätschen-

Ladungen von der Burg und der Kärnthnerbastei, daß ganze Glieder stürzten. Die Munition fehlte jedoch den Volkskämpfern schon nach wenigen Stunden; die Basteien mußten verlassen werden, und schon um halb sieben Uhr Abends zogen die feindlichen Kolonnen durch das Thor der brennenden Burg. Noch einmal brüllte in der Kärnthnerstraße und am Stephansthurme die Schlacht im letzten Krampf der Entscheidung; dann sank Wien erschöpft unter dem Schwert seiner Würger.

Corvin und Stephania hatten sich nicht einen Augenblick verlassen. Das Weib hatte auch hier wieder bewiesen, daß es fähig ist, auf allen Punkten mit dem Manne gleichzustehen. Als endlich auch der letzte Halt verloren war und sich die Kämpfer hier und dort zerstreuten, wendeten sich auch die Geschwister nach einer Zufluchtsstätte. Bernetti's Haus war die einzige, die ihnen blieb, wenn es zu dieser Zeit in Wien überhaupt eine gab. Stephania stützte sich matt auf Corvin. Die Scenen der jüngsten Vergangenheit schienen ihre letzte Kraft erschöpft zu haben. Die gute Bernetti empfing sie freudig wie zwei wiedergegebene Kinder, für deren Erhaltung sie Gott wie für die ihres Mannes dankte. Aber bald machte sich ein neuer Kummer fühlbar. Wie sollte Corvin, der wegen seiner hervorragenden Persönlichkeit, durch seine Beredtsamkeit und seinen Muth bekannt, allgemein bekannt war, bei ihnen vor den Nachforschungen der Feinde verborgen werden? Doch die Noth drängte, und es fand sich Rath. Er wurde einstweilen in dem Ofen eines entlegenen Zimmers untergebracht und seine Gegenwart im Hause sogar

den Dienstboten verschwiegen. So ließ man drei Tage vergehen, während der die erste Wuth der Verfolgung sich etwas legte, so daß eher an die Möglichkeit eines Fortkommens gedacht werden konnte. Am frühen Morgen des 4. November verließ endlich Stephania in ländlicher Tracht das gastliche Dach ihrer edlen Freunde mit Thränen des Dankes und der Wehmuth. Bald darauf sah man ihr zwei Männer mit einer Trage, auf der sich ein Sarg befand, folgen; es waren mit Corvin persönlich eng befreundete Arbeiter, die Bernetti in das Geheimniß gezogen hatte. Ein Bauerwagen stand an einem einsamen Orte bereit; der Sarg wurde darauf geladen, Stephania nahm, als sie den wackern Männern für ihren Liebesdienst gedankt hatte, neben dem Fuhrmann Platz, der kein anderer war als der ebenfalls als Landmann gekleidete Marx. Mehre neue Ackergeräthschaften, die sich auch auf dem Wagen befanden, vervollständigten die Täuschung. — So verließen sie Wien. Eine Meile von der Stadt, in einem Büschchen angelangt, hielt das Fuhrwerk. Der Sarg wurde heruntergenommen und geöffnet: Corvin stieg heraus. Man gönnte sich nur einen kurzen Aufenthalt. Um jede Möglichkeit eines Verdachts zu entfernen, war es bestimmt worden, daß Marx wieder in die Stadt zu Bernetti zurückkehren sollte. Auch hatten ihn die Geschwister flehentlich um die Bestattung ihrer geliebten Todten gebeten, die er sobald als möglich auszuführen versprach. Noch hatten allerdings keine Anstalten zur Räumung der Brandstätte und Nachgrabung getroffen werden können. Man trennte sich nach einem innigen

Abschiede. Marx wendete sich auf seinen Weg zurück; Stephania und Corvin aber, Jedes einen Spaten auf der Schulter, folgten der Richtung, in welcher ihnen der Rückmarsch der Ungarn von Kaiser-Ebersdorf bezeichnet worden war.

Achtzehntes Kapitel.

Vergebens hoffte Manon auf Lenerl's Rückkehr. Schon waren es mehre Stunden, daß sie die Wohnung gegen den Willen ihrer Pflegemutter verlassen hatte, und diese fing an wegen ihres Schicksals bedeutend unruhig zu werden, weniger in Bezug auf das Mädchen, als auf sich selbst, da sie meist durch Lenerl versorgt wurde. Ihr Auge begleitete lauschend den Zeiger der Wanduhr, als dieser aber so rastlos fort und fortrückte, und die Erwartete nicht kam, da faßte sie sich doch ein Herz, und wagte sich auf die Straße hinunter. Es wimmelte hier überall von Soldaten. Sie vermied indeß jede Annäherung an Oestreicher, deren Brutalität mehr zu fürchten war, als die der Kroaten. Auch bot ihr diesen gegenüber, die Kenntniß der kroatischen Sprache keinen geringen Vortheil. Wo sie aber auch ansprach und nach einem Mädchen fragte, Niemand wußte eine befriedigende Antwort auf ihre Fragen. So ging sie weiter von Gasse zu Gasse. Endlich bemerkte sie nicht fern von sich einen Einwohner, der mit ihr gleicher Richtung folgte. Sie trat mit ihrer gewöhnlichen Frage an ihn heran.

„Was, Frau Manon?“ sagte er verwundert, „Lenerl ist fort? Sie suchen Lenerl, das ist schlimm. Ein so junges Blut in dieser schrecklichen Zeit allein auf der Gasse. Warum ist sie denn aber nicht lieber zu Hause geblieben?“

„Nun, Herr Joseph, Sie kennen ja das verrückte Ding. Wenn sich das einmal etwas in den Kopf setzt, da hilft kein Reden. Ich habe gewarnt genug,“ sprach diese zu Lenerl's früherem Wirth.

„Es muß wohl was Wichtiges sein, was sie zu einem solchen Entschlusse bewegte.“

„Das weiß der Himmel, mir hat sie nichts darüber gesagt. Ich sollte mich um das starrköpfige Mädel gar nicht härmen und sie sein lassen wo sie ist. Doch ich kann's nun einmal nicht über mich gewinnen. Da es immer später wird und ich nichts von ihr höre und sehe, hat mich's nicht länger oben gelitten. Wer sich irgend etwa anreden ließ, den habe ich nach ihr gefragt, aber kein Mensch hat sie gesehen.“

„Halt, einen Augenblick, Frau,“ rief plötzlich ihr Begleiter, sie unterbrechend. „Hier liegt ein Mann.“

„Wahrscheinlich ein Todter, der beim Sturm gefallen ist.“

„So scheint es, doch er hat keine Waffe.“

„Man wird sie ihm genommen haben.“

„Möglich,“ sagte Joseph, indem er näher trat und den Körper aufzurichten versuchte. — „Nein, nein, der ist nicht todt, der ist ja noch ganz warm; also jedenfalls nur ohnmächtig,“ fuhr er fort, nachdem er seine Unter-

suchung fortgesetzt hatte. Dem muß man Hülfe schaffen. Nicht wahr, Sie greifen einmal mit an und helfen ihn mir in meine Wohnung bringen, damit man sieht, was sich thun läßt. Es ist ja nicht gar weit von hier. Thun Sie mir den Gefallen. Ich kann ihn nicht allein tragen; denn so ein bewußtloser Mensch ist zu schwer; und doch erbarmt mich der arme Teufel zu sehr. Wenn noch Rettung für ihn ist, und man ihn hier umkommen ließe, das wäre große Sünde. Wie vieler braven Mütter Kinder sind in diesen Tagen so zugerichtet worden.“ Manon nahm also ohne weiteres Zögern den Körper an den Füßen, während Joseph ihn um den Leib faßte und so trugen sie ihn fort. Frau Joseph erschrak nicht wenig beim Anblick eines ihr zugebrachten leblosen mit blutbedeckten Mannes.

„Sorgt Ihr beide jetzt für ihn,“ sagte Joseph, als er ihn vorsichtig auf sein eigenes Bett legte. „Wascht ihm das Blut ab und laßt ihn Essig riechen. Du hast ja wohl welchen im Hause, Frau. Ich werde wieder fort auf die Straße, zu sehen, wo ich einen Chirurg und nebenbei Lenerl auftreibe. Ich kann mich jedenfalls besser nach ihr erkundigen, als Sie, Frau Manon. Bleiben Sie also immer hier. Denk Dir, das Mädchen ist fort und wahrscheinlich in die Hände der Soldaten gefallen,“ wendete er sich an seine Frau.

„Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich ihrer!“ rief Frau Joseph entsetzt. „Aber auch jetzt das Haus verlassen, wenn man in seinen vier Wänden nicht einmal sicher ist! Wage Du nur nicht etwa zu viel, lieber Joseph.“

„Sei ruhig, ich verstehe meine Sache. Auch ist nicht mehr so viel Militär auf den Straßen. Die erste Wuth hat sich schon etwas gelegt. Behüt Euch Gott!“

„Und Dich auch, lieber Mann,“ sprach Frau Joseph besorgt, „komm glücklich wieder.“ Er drückte ihr die Hand und verließ die Stube.

Die beiden Frauen gingen sofort an ihr trauriges Geschäft. Frau Joseph fing an das Gesicht des Unglücklichen vom Blut zu reinigen, indem sie ihm gleichzeitig Schläfe und Nase mit Essig wusch. „Ach mein Gott,“ rief sie schmerzlich, „es ist ein junger Mann, dem das ganze Gesicht durch Pulver verbrannt ist.“

„Wahrhaftig, ja,“ sagte ihn näher betrachtend Manon, die beschäftigt war, ihn von den gleichfalls bluttriefenden Oberkleidern zu befreien. „Er mag sonst ziemlich gut ausgesehen haben. — Jesus Maria!“ schrie sie plötzlich auf, als sie den linken Arm des Verwundeten erblickte, von welchem sich der Hemdärmel beim Abziehen des Oberrockes zurückgestreift hatte.

„Was ist Ihnen?“ fragte Frau Joseph erschrocken.

„Ha, sehen Sie um Gotteswillen diese Schrift!“

„Ein tättowirtes Zeichen, in der That.“

„Ein Zeichen? Ein Name ist's, den ich selbst, ich, einst in diese Haut schrieb.“

Frau Joseph sah sie mit zweifelhafter Miene an; es schien ihr nicht unmöglich, daß Manon an Gehirnzerüttung leide.

„Er ist mein Sohn, mein Attila!“

„Ihr Sohn?“

„Ja, den ich vor achtzehn Jahren hier verlor. Nun endlich finde ich ihn als Leiche wieder. Vergebens habe ich nach ihm geforscht und gespäht; er blieb mir verborgen, so lange er lebte. O dieser Hohn des Schicksals, es erfüllt den heißesten Wunsch meines Herzens, es giebt mir ihn wieder, aber todt, todt!“ und sie rang trostlos die Hände. „Helfen Sie mir ihn zum Leben bringen, erbarmen Sie sich meiner!“

Beide Frauen vereinten ihre Bemühungen für diesen Zweck. Fühlen Sie einmal, mir ist, als schlage das Herz.“

„Wirklich. Es scheint sogar, daß ein leichter Hauch aus der Brust aufsteige.“

„Wenn er noch einmal erwachte, wenn ich seine Stimme hören könnte; dann wäre ich glücklich. Wenn er auch durch das Pulver blind ist, wenn er nur lebt, ich werde schon für ihn betteln, und auch Lenerl wird Alles thun. Sie ist störrisch, aber gutherzig. Ach jetzt zuckte das eine Augenlied; er kommt zu sich, er kommt zu sich!“ jubelte sie, ohne an die Schmerzen zu denken, die des Erwachenden harrten.

Straniero, der Leser hat ihn bereits sicher in dem Verwundeten erkannt, fing in der Thut an, sich zu regen, und erhielt nach und nach das Bewußtsein wieder. Wie nach einem schweren Schlafe wollte er die Augen sofort dem Lichte öffnen, doch mit einem durchdringenden Schrei schloß er sie wieder für lange Zeit.

„Mein armes Kind, sieh nicht auf!“ bat Manon, „die Niederträchtigen haben mit Blut in Dein Gesicht

geschrieben. Aber fasse nur Muth, Du wirst wieder geheilt werden. Ich, Deine Mutter, werde Dich bis dahin nähren und pflegen, und auch andere gute Seelen werden sich Deiner annehmen. Sei nur getrost.“

Straniero hörte ohne zu verstehen. Er war zu schwer leidend, um seine Gedanken in irgend eine Verbindung untereinander bringen zu können. Erst später kehrte ihm die Erinnerung an jene ferne Zeit zurück, als man ihn von seiner Mutter getrennt und in das Convikt gebracht hatte. Das Andenken an die Frau, die ihn zuerst erzog und liebte, hatte ihn übrigens nie lebhaft beunruhigt, da er sehr wohl eingesehen hatte, daß durch sie nie das für seine Erziehung hätte geschehen können, was durch Frau von Maras geschehen war. Im gegenwärtigen Augenblick wurde die Wiedervereinigung mit ihr für ihn ein ganz besonderer Glücksfall, die ihm liebevolle Pflege und Fürsorge sicherte.

In Bezug auf Lenerl blieben erst alle Nachforschungen, die sich Joseph angelegen sein ließ, erfolglos, man mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Dasselbe gestaltete sich gleichzeitig mit den historischen Ereignissen.

Das Mädchen hatte, wie uns schon ein früheres Kapitel ahnen ließ, den Muth gehabt, sich für Corvin, den angebeteten Freund, zu opfern. Sie war und blieb seit diesem Augenblick buchstäblich die Gefangene des Majors, der es ihr außer ihrer Freiheit übrigens an Nichts fehlen ließ. Alles dies rührte sie freilich wenig. Trostlos verweinte sie die einsamen Stunden; mancher Seufzer folgte dem geliebten Geschwisterpaar. Auch Manon machte ihr

Kummer. Sie hatte Donavich vermocht, nach ihrer Wohnung zu schicken; diese war jedoch verschlossen gefunden worden. Sehr natürlich. Da Straniero's Zustand ihm keine Ortsveränderung gestattete, so war auch seine Mutter mit ihren dürftigen Habseligkeiten einstweilen zu Josephs geräumt, die ihr gern das früher von Lenerl inne gehabte Stübchen überließen. Lenerl erfuhr also nichts weiter, als daß sie zu Bekannten gezogen sei. Beide Theile sollten jedoch die Verhältnisse in ihrer Entwirrung überblicken, und die Lösung des düstern Knotens bereitete sich ohne ihr Zuthun. In den Nachmittagsstunden des 30sten, an jenem Tage, an welchem wir bereits Marx unter Lenerls Fenstern sahen, ging Manon wegen dringender Besorgungen die Jägerzeil nach der Stadt zu, hinab; hörte sich aus demselben Stockwerk anrufen, aus dem am Morgen jener Corvin betreffende Brief herabgekommen war. Sie sah auf, es war Lenerl, die ihr freudig winkte, hinaufzukommen. Das geschah denn auch in größter Eil.

„Sei mir herzlich willkommen!“ rief das Mädchen bewegt. „Wie froh bin ich, Dich endlich wiederzusehen! Ich habe schon gar nicht mehr geglaubt, daß dies noch möglich sei. So viele Mühe ich mir auch gegeben habe, zu erfahren, was aus Dir geworden, mich über Dein Geschick und Deinen Aufenthalt aufzuklären: Alles war umsonst. Niemand von den Nachbaren hatte Dich gesehen, Niemand wußte, wo Du Dich aufhieltest. Du hast wohl vielen Kummer gehabt. Verzeih' mir, daß ich Dich in jenen schweren Stunden verließ; aber ich konnte nicht anders.“

„Bei wem bist Du denn eigentlich? Das sind ja wie fürstliche Zimmer; hier könnte eine Erzherzogin wohnen. Wie kamst Du zu alle dem?“

„Durch die Rache.“

„Durch die Rache? Ich verstehe Dich nicht.“

„Wird gleich geschehen, wenn Du erfährst, daß ich am gestrigen Abende, als Du Dich meinem Fortgehen widersetztest, jenen Nichtswürdigen an die Kaiserlichen verrieth, und daß ich durch den Kroatenoffizier, an den ich mich mit meiner Denunciation gewendet hatte, bei ihm zurückgehalten wurde. Als Gefangene,“ setzte sie seufzend hinzu, und ihr Auge wurde feucht. Aber sie dachte an Stephania's und Corvins Rettung, — vor diesem Preise milderte sich der Schmerz über das Opfer.

Manon hatte ihre letzten Worte nicht mehr vernommen. Sie war von Entsetzen überwältigt auf einen Stuhl gesunken.

Lenerl sah sie staunend an. „Was hast Du?“ fragte sie besorgt. Diese rang stumm die Hände, ohne auf sie zu achten. „Aber so sage doch, was Dir ist. Was hast Du denn mit jenem Menschen zu schaffen, der Dir jeder Zeit so tief verhaßt war? Sei vernünftig, oder, wenn Dir sonst etwas fehlt, so sage es mir.“ Sie wollte bei diesen Worten Manons Hand fassen. Diese annähernde Bewegung riß das Weib plötzlich aus seiner stummen Verzweiflung auf.

„Hyäne, fort von mir! oder ich zerfleische Dich mit diesen Händen,“ brüllte sie mit ungeheurer Anstrengung,

indem ihre Augen fast blutgeröthet aus den Höhlen hervortraten.

„Mein Himmel, sie ist rasend,“ rief das erschrocken zurückweichende Mädchen.

„Ja, ich bin's, aber noch mit vollem Bewußtsein. Ich habe es wohl gehört, daß Du ihn an den Feind verrathen hast; ich weiß sogar, daß dieser ihn durch Pulver des Augenlichts beraubte. O, es ist zum Wahnsinnigwerden!“ —

„Ich begreife Dich nicht.“

„Du Tigerherz begreifst nichts als Deine Wuth. Du kannst den Schmerz einer Mutter nicht fassen, die ihren Sohn erblindet sieht.“

„Dein Sohn?“

„Mein Sohn, ja, Verfluchte! Jenes Kind, welches ich damals verlor, als man mich hier für lange Zeit in das Arbeitshaus sperrte, weil ich keine Subsistenzmittel für meinen Aufenthalt anzugeben hatte. Man riß mich von meinem Knaben, und als ich später wieder frei geworden, nach ihm fragte, wies man mich mit dem Bescheide zurück, daß man nicht wisse, wohin er gekommen sei. Ich fand kein Recht, wo die Gewalt herrschte. Ich wurde aus Wien getrieben und mußte in die Heimath zurückkehren. Dort nahm ich Dich Schlange auf und hegte Dich, damit Du einst das Verderben meines Kindes würdest. Nachdem ich mich von den Behörden etwas vergessen glaubte, eilte ich wieder in die Hauptstadt. Ich ließ nichts unversucht, um meinen Attila wiederzufinden. Vergebens. Jetzt erst, da er durch Dich vermaledeite Brut, die ich erzog,

der Unglücklichste aller Unglücklichen geworden, geschieht es, damit meinem Elend nichts fehle. Du also warst es, die ihn und mich verderbte. Ha, was hindert mich, Dich Deine That büßen zu lassen? Auge um Auge! Zahn um Zahn! Wart', ich will Dir Deine Fratze zeichnen, wie sie das Gesicht meines armen Jungen zerrissen haben;" und wüthend stürzte sie mit ihrem Taschenmesser gegen Lenerl. Diese entwich ihrer Gewalt, indem sie zur Seite sprang und sofort aus dem Zimmer stürzte. Manon, die nur Blut sah und wollte, folgte ihr, wie das Raubthier seiner Beute nachschießt.

"Haltet diese Frau, um Gotteswillen! aber thut ihr kein Leid; sie ist rasend," rief das entsetzte Mädchen den im Hause befindlichen Kroaten zu.

"Hunde Ihr, so wie Jene!" schrie Manon, "wollt Ihr jetzt an mich, nachdem Ihr mein Kind verstümmelt habt? Kommt nur! Der Erste, der mich faßt, soll mein Messer fühlen!" In demselben Augenblicke packten sie die Eisenfäuste eines Soldaten mit solcher Gewalt, daß ihr jeder Widerstand verging und das Messer ihrer Hand entfiel.

"Thut ihr nicht zu weh," bat Lenerl. "Ich bereue nicht, was ich that," sprach das Mädchen ernst. "Auch Dein Sohn hat mein Leben vergiftet; er hat mein heiligstes Gefühl verhöhnt und betrogen; er hat mein Herz zertreten. Was wüthest Du nun, daß ich keines mehr hatte für ihn? Auch ich meinte, Auge um Auge. Doch hätte ich gewußt, daß er Dir nahe stehe, es wäre um Deinetwillen nicht geschehen, was geschehen ist. Das ist

Alles, was ich Dir zu sagen habe. Wenn ich Dir übrigens irgendwie beistehen kann, so magst Du bestimmen.“

„Ich von Dir noch Beistand annehmen, Du Schanddirne? Eher soll mich der Blitz in diesem Augenblick zerschmettern und meine Knochen auf dem Felde bleichen! Verflucht seist Du! das ist mein letztes Wort.“

Die Kroaten stießen sie während dieser Verwünschungen zum Hause hinaus und wollten sie nach der Wache führen. Lenerl bat jedoch, sie ihren Weg gehen zu lassen, was auch auf ihr Wort geschah.

Wien erhielt allmählig ein weniger wüstes Aussehen. Die Blutspuren verschwanden von den Straßen; die Häuser, die von den Kugeln am meisten gelitten hatten, wurden neu übertüncht; die Trümmerhaufen der Brandstätten verloren sich; man begrub die Todten, und auch Beatricens und Gherardo's Leichname wurden auf Bernetti's Veranlassung zur stillen Ruhestätte gebracht. Bekannnte und Freunde suchten einander wieder auf, um sich gegenseitig von ihrem Leben zu überzeugen und manche Klage um verlorne theure Güter vor einem treuen Herzen auszusprechen. Auch zu Josephs kam eines Tages ein alter Verwandter, der sich immer sehr theilnehmend gegen die wackern Eheleute zeigte.

„Vater Walding! Gott sei Dank, daß wir Sie wieder bei uns sehen!“ rief Frau Joseph dem Eintretenden froh entgegen. Wie ist es Ihnen in der letzten Zeit

ergangen? Wir haben so viel an Sie gedacht, so oft von Ihnen gesprochen.

„Ich für mein Theil habe keinen Grund zur Klage. Etwas unruhig ist es zwar auch um mich hergegangen; aber man muß froh sein, wenn es einem selbst nicht an's Leben kam. Im Ganzen ist freilich sehr viel Unglück geschehen, viel Blut geflossen, und das hat mich allerdings tief gebeugt. Das Herz möchte einem brechen, wenn man sich unsere schöne Stadt ansieht; wenn man auf den Gassen die unzähligen Trauerkleider und die kummerblassen Gesichter bemerkt. So viel kann ich sagen, ich würde es für ein Glück halten, vor diesen Tagen gestorben zu sein.“

„Ach ja, es ist in dieser Zeit viel Schmerz in die Familien gekommen.“

„Wie mancher Gatte und Vater ist dahingerafft.“

„Und mancher Sohn. Auch wir haben einen armen Verwundeten bei uns.“

„Einen Verwandten?“

„Nein. Sie haben doch die Lenerl, das hübsche Mäderl gekannt?“

„Die Tänzerin?“

„Ja. Sie wissen also, daß sie bei uns wohnte und später wieder mit ihrer Pflegemutter zusammenzog. Die hatte sich am 29sten verloren. Sie ging des Abends aus, als eben das Militär in die Leopoldstadt einzog, und kehrte nicht zurück. Die Manon machte sich noch an demselben Abende, da es spät wurde und sie sich um das Mädchen ängstete, auf den Weg, sie zu suchen.

Statt ihrer aber traf sie meinen Mann. Indem sie so mit einander fortgingen, fanden sie einen ganz von Blut überströmten Menschen auf dem Trottoir hingestreckt. Sie brachten ihn natürlich hierher, und während mein Mann aufs neue auf Kundschaft nach Lenerl ging, suchten wir, Manon und ich, dem jungen Manne beizustehen. Man hatte dem Unglücklichen Pulver in's Gesicht geschossen, wodurch er heftige Verletzungen erlitten, in deren Folge er das Bewußtsein verloren hatte. Wir hatten endlich die Freude, ihn sich wieder erholen zu sehen, die sich bald dadurch vergrößerte, daß die Manon in ihm ihren längst verlornen Sohn erkannte.«

»Ihren Sohn? Hatte sie einen Sohn?«

»Ja; aber er war vor langer Zeit von ihr getrennt worden. Man möchte hier wirklich an eine Fügung des Himmels glauben. Sie hatte nämlich dem Knaben in sehr zartem Alter den Namen Attila in den linken Arm tättowiren lassen; als sie dem Verwundeten nun den Aermel des Oberrocks abstreifte, erblickte sie diese Schrift. Unser Wunsch, den jungen Menschen zu retten, steigerte sich wo möglich durch diesen Umstand. Er wurde zu unserer Freude erfüllt. Die Antworten des Verwundeten bestätigten übrigens bald die erst gefaßten Annahmen. Er war sich bis unter das zehnte Lebensjahr hinab aller Einzelheiten zu deutlich bewußt, als daß ein Zweifel über sein Verhältniß zu Manon auch nur einen Augenblick aufkommen konnte.«

»Wie war der Name? Sagen Sie mir noch einmal; er klang mir so bekannt,« sprach der alte Mann nachsinnend.

„Attila!“

„Attila, ja, so war's, ganz recht,“ murmelte er vor sich hin. „Wo lebte die Frau sonst!“

„Genau kann ich das nicht sagen; ich weiß nur, daß sie eine geborne Kroatin ist, so wie das Mädchen selbst, welches sie zu sich nahm, nachdem sie ihr Kind verloren hatte.“

„Das trifft Alles zu.“

„Was?“

„Ich habe so meine eigenen Gedanken. Vor ungefähr neunundzwanzig Jahren, als ich noch in der Familie von Maras diente, machte ich mit dem jüngsten Sohne, damals vielleicht zwanzig Jahre alt, einen Ausflug in die kroatischen Gebirge. Wir hielten uns eben für einige Monate auf den in der Baranyer Gespannschaft gelegenen Gütern auf, wo Junker Leopold sich zum Zeitvertreibe in ein Zigeunermädchen verliebte. Als die Bande aus der Gegend von Fünfkirchen aufbrach, hatte er nichts Anderes zu thun, als ihr nachzuziehen. Wir lebten fast zwei Monate in den Bergen um Ogulin, und der junge Bursche vergnügte sich nach Herzenslust mit seiner Schönen, bei der er unter dem Namen Attila auftrat. Endlich mußte man sich aber trennen, weil Herr von Maras zu seinem Regiment zurück mußte. Was weiter aus der Geschichte geworden, ist mir freilich unbekannt; doch es wäre wohl möglich, daß sie nicht ohne Folgen geblieben und daß Euer verwundeter Herr etwas vom alt-adligen Blute der von Maras in sich hätte. Man kann übrigens nicht wissen, jener Leopold ist unvermählt, und wohl möglich,

daß er sich in höhern Jahren gestimmt fände, die lieblichen Stunden seiner Jugend, wenn auch nicht zu bereuen, doch, so viel an ihm wäre, wieder gut zu machen.“

„Das wäre allerdings ein großes Glück für die beiden im Augenblick ganz mittellosen Geschöpfe. Ich will nur gleich mit Manon sprechen, wenn Sie es erlauben.“

„Thun Sie das.“

Frau Joseph rief Manon sofort zu sich in ein besonderes Kämmerchen, wo sie ihr Walding's Aeußerungen mittheilte. Diese, bei welcher der Hinblick auf eine mögliche Verbesserung ihrer und ihres Sohnes Lage jede andere Rücksicht verdrängte, bestätigte und ergänzte Alles, was Leopold's ehemaliger Diener nur vermuthet hatte. Mit stürmischer Freude eilte sie zu Paul und machte ihm die frohe Botschaft bekannt. Er dachte zwar über diesen Punkt weniger sanguinisch, weil ihm sehr wohl bekannt war, wie wenig Väter illegitimer Kinder gewöhnlich zu deren Anerkennung und Unterstützung geneigt sind. Nichts desto weniger stimmte er sogleich in den Entschluß seiner Mutter, die nöthigen Schritte in dieser wichtigen Sache zu thun. Walding, der bis zur gegenwärtigen Stunde eine Pension aus dem Hause von Maras bezog, konnte sie dabei in gewünschter Weise unterstützen, weil er über Leopold genau zu berichten wußte.

Dieser hatte Wien unmittelbar nach dem Kaiser verlassen und sich gleich dem Monarchen in den Schutz des loyalen Olmütz geflüchtet. Hier lebte er am ambulanten Hoflager in seiner Sphäre, aus der fern zu bleiben ihm Tod gewesen wäre. Nach Mähren richteten sich daher

auch Manons und Straniero's Blicke. Das Wie des Hinkommens war allerdings noch ein schwieriger Punkt. Paul besaß keine Mittel, denn was er auch sonst sein nannte, war für Schuld gepfändet in den Händen seines Hauswirthes geblieben.

Manon verkaufte freilich alles irgend Entbehrliche; aber dies würde sie nicht weit gebracht haben, hätten die guten Josephs nicht nach ihren Kräften beigestanden. So war denn Alles beschlossen und bestimmt. Nur Pauls Zustand verzögerte noch die Abreise. Die äußern Verletzungen waren allerdings in der besten Heilung begriffen; aber für die Augen gab der Wundarzt wenig Hoffnung. Sie hatten durch das Pulver zu viel gelitten, und höchstens die Zeit, unterstützt von einer fortwährenden ärztlichen Aufmerksamkeit, konnte etwas für ihre Herstellung thun. —

Da saß nun der übermüthige Mann, der sich bisher im rauschendsten Taumel des Lebens bewegte, der mit unersättlicher Begierde von Genuß zu Genuß eilte, da saß er schmerzgequält in trostloser Finsterniß, auf einer dürftigen Kammer und auf die Gesellschaft schlichter Leute beschränkt, auf die er sonst nur mit der Miene eines Protektors zu blicken gewohnt war. Die Ennuyance tödtete ihn fast. Außerdem kreuzten von Zeit zu Zeit andere Gedanken durch sein Hirn, die ihm in seiner jetzigen Lage peinlich, ja unerträglich wurden. Lavinia und Margot, Stephania und Lenerl traten wie drohende Rachegeister vor seine Erinnerung. Vorzüglich war es das Andenken an Letztere, das sein Mark erstarren machte.

Er sah sie fortwährend auf den Arm des Kroatenoffiziers gelehnt, mit satanischem Lächeln auf sich herabblicken. Er empfand in jeder Minute, daß sie es war, auf deren Wunsch jener vernichtende Schuß auf ihn fiel. Stephania erschien ihm mild und bleich, mit jenem Ausdruck tiefen Leidens, der ihr Wesen schon lange charakterisirte. — Wahrlich für ihn keine erhebende Bilder. — Ueber sein Verhältniß zu Lenerl hatte er übrigens, da er eher verschlossen als mittheilend war, mit seiner Mutter durchaus nicht gesprochen. Sie hatte mehre Mal dieses Thema berührt und ihm ihre Reue bezeugt, einst so hart gegen ihn geeifert zu haben; doch er hatte immer finster dazu geschwiegen und sie endlich gebeten, ihn mit jeder Erinnerung daran zu verschonen.

Neunzehntes Kapitel.

„Du Thor, der das Meer schon bezwungen glaubt,
und der es gehindert und niedergedämmt."
Kinkel.

Ungarn, zu jener Zeit der Hauptschauplatz der Weltbegebenheiten, auf das die Augen Europa's hoffend und fürchtend gerichtet waren, wird im Augenblick auch für uns die Hauptbühne, wo die Entwickelung unserer Geschichte sich vorbereitet. Wir haben allerdings mehre bedeutende Gestalten derselben in Oestreich, und zwar in Wien zurückgelassen, theils in der Stille des Friedhofs, theils im finstern Schweigen der Sklaverei. Andere, wie Frau von Merzelius und Leopold von Maras, hatten sich unter die Aegide des kaiserlichen Schutzes geflüchtet, und auch Manon war ihrem einstigen Liebhaber mit ihrem Sohne nach Olmütz nachgezogen, um ihm die Verkörperung ihrer süßen Jugenderinnerungen vorzustellen und ihn in Bezug auf dieselben zu irgend einem generösen Akte zu stimmen. Stephania aber und Corvin hatten sich, wie wir wissen, den ihnen drohenden Verfolgungen durch die Flucht entzogen. Es war ihnen damals,

als wir sie auf dem Wege nach Kaiser-Ebersdorf verließen, gelungen, die ungarische Armee an der Fischa, und später Ungarn selbst zu erreichen. Hier war ihrem Entschluß zufolge der Eintritt in ein ungarisches Corps ihre erste That. Junge, waffengeübte Leute, wie sie, denen Muth und Begeisterung im Herzen glühten, wurden natürlich freudig aufgenommen.

Fast ein Jahr war seitdem vergangen, und manchen Kampf hatten die Geschwister schon für Ungarns Freiheit bestanden. Corvin hatte bereits den Rang eines Majors, und auch Stephania wäre zu solchem Grade gestiegen, hätte sie es nicht vorgezogen, stets in der unmittelbaren Nähe ihres Bruders zu verweilen. Das anspruchlose Weib trat auch hier gern zurück, indem es dem Manne den weiterreichenden Wirkungskreis überließ. Es genügte ihr, an Corvins Seite die Waffen zu führen. Sie führte dieselben einer Heldin würdig, wie das Weib sie überall führt, wenn es sie ergreift.

Das edle Geschwisterpaar hatte unter dem siegreichen Bem, den Corvin von Wien her kannte und hoch verehrte, eine blutige, aber glänzende Bahn zurückgelegt. Wir erinnern an Siebenbürgen, an die Siege des großen Polen bei Stolzenberg, Salzburg, Piski, Alvimz, Mediasch, den Sturm von Hermannsstadt und viele andere Gefechte, in denen sich die ungarischen Heerscharen auch im Süden, wie überall, einen unsterblichen Ruhm erstritten. Noch stand Ungarns Stern, die Hoffnung der Völker, von der sie ihre endliche Erlösung erwarteten.

In Süd und West war das Morgenroth der Freiheit

den Blicken erloschen; ein düsterer Nebel breitete sich wieder über die blutgetränkten Länder; die Schergen der Tyrannei zogen aufs neue kettenrasselnd umher; der Henker bereitete mit ernster Stirn die Todeswerkzeuge, und seine harten Züge bewegte ein Zucken des Schmerzes, wenn er dachte, daß er nun nicht mehr blos Verbrechern den Tod geben sollte, sondern Männern, die für ihre heiligste Ueberzeugung gekämpft und gelebt hatten. Das that wohl der Henker. Aber mit frechlachendem Gesicht sah man hier und dort in den Städten Soldatenhaufen auf Richtplätze ziehen und ihre Gewehre zum Bürgermorde laden.

Jene Tyrannenkreaturen, an denen die Natur das menschliche Angesicht verschwendete, vermochten es, auf die Brust von Männer zu zielen, deren Herz für alles Gute und Große, für Freiheit und Gerechtigkeit schlug, die auch für ihre Unabhängigkeit, für ihre höhere staatsbürgerliche Stellung gekämpft hatten. Es ist eine betrübende, demüthigende Erfahrung, daß in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und in den civilisirtesten Staaten sich die Vaterlandsvertheidiger zu Werkzeugen dynastischer Selbstsucht herabwürdigen ließen, statt zu dem Volke zu stehen, dem sie angehören, mit welchem, durch welches sie leben. Ihre Kinder und Enkel werden es büßen und ihren Vätern fluchen, die sie zu Knechten machten.

Solche sittliche und intellektuelle Rohheit erinnert unwillkürlich an die Wallensteinschen und Tillyschen Horden. — Doch wenden wir uns von so niederschlagenden Betrachtungen ab, nach dem muthig kämpfenden Ungarn.

Dort lebt eine Nation, die sich eins fühlt in all ihren Gliedern, deren erster, so wie ihr letzter Sohn von gleicher Vaterlandsliebe glühen, wo Jeder Alles einsetzt für Alle, wo sie Mann für Mann, Bürger für Bürger gegen die Tyrannei stehen, eins in ihrem Willen, eins in ihrer That. Das ist ein Volk. Ein inniger Verband von Menschen gleichen Stammes, gleicher Sprache, gleichem Empfinden, Wollen und Streben. Nationen, die sich, wie die magyarische für die heilige Sache des Völkerrechts und der Freiheit erheben, sind wahrhaft groß. In ihnen offenbart sich jene das Menschengeschlecht seiner Bestimmung zuführende höhere Kraft. Welches auch im Augenblick die Resultate ihrer Erhebung seien, der einmal genommene Aufschwung geht nimmer verloren. Wenn er durch den Einfluß widriger Verhältnisse, an seinem Ausgangspunkte gehemmt scheint, dennoch pflanzt er sich in unermeßlichen Schwingungen fort durch Raum und Zeit. Die Wahrheit, die Erkenntniß des Rechten, einmal vom Geiste geboren, strömen unaufhaltsam über von Seele zu Seele, leben- und thatschaffend, wie die das Weltall durchdringende Urkraft. Langsamer zwar, als die Sterne, aber eben so sicher wandelt der Geist der Menschheit seine Bahn. Er wandelt sie, oft schwer berührt durch die Macht widerstrebender Gewalten; er wandelt sie in stetem Kampfe. Der Menschengeist ist jener gottgezeugte, lichtgeschwingte Seraph, der in welterschütterndem Streite mit feindlichen Mächten ringt. Er wird sie besiegen; er wird sie einst in ihren Tiefen fesseln. Er ist jener

Michael der Mythe, der für den Sieg des göttlichen Lichtes kämpft.

Die magyarischen Heere hatten bis jetzt fast stets mit entschiedenem Vortheil gegen die östreichschen Söldlinge gestanden, und selbst seit dem Zutritt der Russen waren sie im Allgemeinen nur selten der Uebermacht gewichen und hatten sich von ihren Feinden den kleinsten Vortheil theuer genug bezahlen lassen. Ungeachtet der bedeutenden ihnen entgegenstehenden Streitkräfte, waren sie durch ihren sittlichen Gehalt, und durch die Begeisterung für ihre heilige Sache stark genug, dieser vereinten, aber von klimatischen Einflüssen und Demoralisation minirten Macht noch lange die Spitze zu bieten, bis vielleicht die Zeit irgendwo von außen her einen allgemeinen günstigen Umschwung herbeiführte. So standen die Verhältnisse noch gegen die Mitte August 1849. Siegesjubel über den Erfolg von Klapka's Expedition lebte in allen patriotischen Herzen. Der tapfere Feldherr und Kommandant von Komorn hatte nämlich vom 2. bis 3. August durch einen glücklichen Ausfall seine Verbindung mit dem am Platensee unter Aulich stationirten Armeecorps wieder hergestellt und dabei reiche Vorräthe erbeutet.

Im Süden aber hatten sich die magyarischen Truppen aus der Baiska zurückgezogen und sich bei Arad und Temesvar konzentrirt, wodurch es Jellachich möglich wurde, Peterwardein und später auch Pansova und Perlasz zu besetzen, von wo die Ungarn sich nach Orsova zurückgezogen hatten. Ungefähr 50,000 Mann unter Dembinski, Perczel und Guyon standen am 10. August bei Temes-

var im Angesicht der Oestreicher und Russen, um die ihnen gebotene Schlacht anzunehmen.

Der Kanonendonner eröffnete brüllend das schauerliche Mordspiel, in welchem eiserne Würfel fallen, in welchem Menschenleben als Einsatz gelten. Die unersättlichen allerhöchsten Hazardspieler begnügen sich nicht mit edlem Metall; sie spielen mit Menschenleben um Menschenleben. — Ein Hauptschlag sollte hier für Ungarns Freiheit geschehen, so war es im Kriegsrath der Magyaren beschlossen worden. Der kriegskundige Görgey sollte die Unternehmung ebenfalls mit seinen tapfern Schaaren stützen. Doch vergebens warteten die Ungarn auf seine Ankunft. Schon hielt der Elende sich für sicher genug, um seine Maske abzuwerfen. Die Interessen seiner Nation waren nicht sein Ziel; er war längst erkauft für die Pläne einer fluchwürdigen fremden Politik. Schon wagte er den Befehlen seiner Regierung mit frecher Stirn zu trotzen und Tausende seiner Waffenbrüder, ja das Schicksal Ungarns, der Uebermacht des Feindes preis zu geben.

Was galt vor der Stimme seines Ehrgeizes die Freiheit oder Knechtschaft seines Volkes. Befehligte nicht auch Dembinski auf diesem Punkte, wurde nicht auch Bem vor Temesvar erwartet? Das war zu viel für seinen zügellosen Stolz, er ertrug das militärische Genie der beiden polnischen Feldherrn nicht; deshalb gab er Temesvar auf und Ungarn. Vergebens hofften die Magyaren auf seinen Beistand; er blieb aus. Nur der wackere Bem eilte aus Siebenbürgen herbei und stürzte sich sofort in das Wüthen der Schlacht. Zwölf Stunden standen die tapfern Schaa-

ren, ehe sie der Unmöglichkeit wichen. Warum hätte sie auch nicht geschehen können? Wenn es einen Magyaren gab, der seine Nation an den Feind zu verrathen im Stande war, wie hätte es nicht auch ein Parlament geben können, das diesen Menschen zum Gewalthaber erhob. Für einen Görgey mußte Kossuth, der größte Mann dieses historischen Moments, zurücktreten. Er trat zurück; er beugte sich dem Willen der Majorität; zwar nicht der des Volkes, diese war für ihn, den Angebeteten, sondern vor jener muth- und hirnloser Volksvertreter. Mit welchen Gefühlen mochte er es thun! — Er hatte Görgey erkannt; er wußte, welche Zukunft er Ungarn bereiten würde. Das war die schwerste, die schmerzlichste Prüfung für Kossuth's Herz. Görgey hatte sich nur mit der Obergewalt belehnen lassen, um in den Stand gesetzt zu sein, das siegreiche Ungarn zu den Füßen seiner Feinde zu legen.

Weinend wie Kinder, streckten die tapfern, aber verrathenen, betrogenen magyarischen Krieger die Waffen. Trauer und Wehklagen verbreiteten sich über das Land. Blutgerüste und Galgen starrten plötzlich empor und die Henkerarbeit unter Haynau und Welden begann. Nur eine kleine Schaar rettete sich vor der Wuth der Verfolger.

Von Orsova eilte sie hinüber über die Grenze unter den Schutz der Hohen Pforte. Welche Empfindungen mochten jene Heldenseelen bewegen, als sie die vaterländischen Marken hinter sich ließen, wo sie so ruhmvoll gestritten hatten, als sie ihrem aufs neue in Knechtschaft sinkenden Volke das letzte Lebewohl zuriefen?

Ein tiefer, unsäglicher Schmerz mußte sie erfüllen;

denn die heimathliche Erde, die ihr Blut getrunken, wurde aufs neue die Sklavin der Fremdlinge. Trauernd wendeten sie sich ab, trauernd zogen sie dahin in die ungewisse Ferne; ihre Gedanken schweiften haltlos in den Nebeln der Zukunft. Einer jedoch trug das schöne königliche Haupt hoch und stolz. Er hatte die Ueberzeugung, der Freiheit unvergängliche Saat, die ihre Hand gestreut, werde und müsse einst für Ungarn, ja für die Welt reifen. Wie stets aus dem Tode das Leben, so werde sich auch hier über den Schlachtfeldern des Vaterlandes einst ein glückliches Geschlecht nicht nur für, sondern zur Freiheit erheben. Das Blut, welches Herzen entströmt, die für eine heilige Sache, für eine wahre, große Idee brachen, dieses zur Welterlösung vergossene Blut ist das Blut eines ewigen Bundes; es wirkt Wunder, die der Verstand fast nicht zu fassen vermag.

Mit unwiderstehlicher Macht zieht es Millionen hin zu der einsamen Schädelstätte des Märtyrers des Rechtes und der Wahrheit, daß sie ihn anbetend verehren und begeistert in seine Fußstapfen dringen. Auch Kossuth wußte, daß eine Zeit kommen werde, in der sich auf den Schlachtfeldern Ungarns herrliche Denkmäler erheben und goldene Tempelzinnen über seine Richtstätten strahlen werden, wo jetzt die Edelsten der Nation ihr Leben verhauchten.

Als die vor Temesvar im furchtbarsten Feuer der Schlacht stehende magyarische Armee den Befehl zum Rückzuge erhielt und die verschiedenen Kolonnen im Begriff waren, die ihnen bezeichneten Richtungen einzuschlagen, bemerkte man in der um Bem geschaarten Abtheilung die

Geschwister von Maras. Stephania lehnte bleich an einem Baume, indem ihr ein Wundarzt die durch einen Musketenschuß schwer verletzte linke Hand, so gut es im Augenblick ging, verband. Als die Operation beendet war und der Arm endlich in der Binde ruhte, trat Corvin mit thränenschwerem Blick an sie heran. „Mein armer Bruder,“ sprach er, „ich kann Dir keine Ruhe gönnen, so sehr Du ihrer bedarfst. Wir werden uns augenblicklich gegen Orsova in Bewegung setzen.“

„Ich bin bereit,“ erwiederte sie mild lächelnd.

„Wie wirst Du aber die Anstrengung des Marsches ertragen?“

„Sei deshalb ruhig. Du wirst neben mir reiten und mein Pferd führen helfen, wenn es nöthig ist; doch das gute Thier ist so verständig, daß dies nicht einmal vorkommen wird. Einen Wunsch habe ich nur noch vor unserm Aufbruch: ich möchte unsern edlen Freund in Arad, den Grafen Heros, von unserem Leben und unserem Entschlusse benachrichtigen. Gieb mir etwas Papier und Bleistift, ich schreibe nur wenige Zeilen. Vielleicht, daß ein nach der Festung zurückkehrender Kamerad die Besorgung derselben übernimmt.“

„Wenn man mir den Brief anvertraut, so will ich ihn gern bestellen,“ sagte hervortretend ein Legionär, ein ungemein zarter Jüngling mit schwarzen, feuersprühenden Augen und dunkelgelocktem Haar.

„Ach Leo, Du bist's, Du bist hier,“ sprach Corvin, indem er die Rechte des Andern herzlich schüttelte. „Du bist immer nahe, wenn es gilt, Gefahr abzuwenden, einen

Dienst zu leisten, einen Wunsch zu erfüllen, braver Junge, ein wahrer Schutzgeist.“

„Seid Ihr's nicht Beide werth?“

„Wir konnten Dir bis jetzt noch keine Beweise unserer guten Gesinnung geben.“

„Wer weiß, es kann wohl schon in einem frühern Dasein geschehen sein, an das ja Viele glauben und von dem Ihr jetzt keine Erinnerung mehr habt. Ich, als der Empfänger Eurer Wohlthaten, habe aber vielleicht ein dankbareres Gedächtniß.“

„Du willst also nach Arad.“

„Ja — ich — will dahin,“ antwortete der junge Mann mit sichtlichem innern Kampfe.

„Glaubst Du unsere Sache noch haltbar? Täusche Dich nicht, sie ist unrettbar verloren. Görgey hat uns verlassen; er spielt ein falsches Spiel.“

„Du magst Recht haben.“

„Warum also nach Arad gehen? Um Dich bei einer Kapitulation ausliefern zu lassen?“

„Ich habe nichts zu fürchten,“ erwiederte Leo mit einer unheimlichen Betonung, „gebt mir den Brief.“

Stephania hatte während dessen die wenigen Worte an den Grafen geschrieben. Sie überreichte ihm das zusammengefaltete Papier.

„Nun, lebt wohl, Waffenbrüder, lebt wohl — für immer —“ fuhr er mit beweglicher Stimme fort.

„Nicht für's Leben hoffentlich,“ sprach Corvin. „Wir wollen uns auf ungarischem Boden wiedersehen.“

Der düstere Jüngling schüttelte ungläubig das Haupt. „Möge Euer Schicksal ein glückliches sein und Du bald genesen, das ist nach Ungarns Fall der letzte Wunsch meines Herzens.“

„Tausend Dank für Deine Güte. Bleibe auch Du stark und frei bis einst eine bessere Zukunft für uns aufgeht,“ ermuthigte Corvin.

Der Jüngling schwieg — ein leises Zittern flog durch seinen Körper.

„Wenn es für den Menschen einen höhern Schutz giebt, so begleite er Dich, wohin Du gehst, guter Leo,“ sprach Stephania zu dem Scheidenden, der noch einen Augenblick in schweigender Betrachtung vor den Geschwistern stand und sich dann von Empfindungen überwältigt, entfernte.

Die Schaaren brachen theils nach Arad und Lugos, theils nach Serbien auf und noch an demselben Abende rückten die ersten Züge der östreichischen Heeresmacht in die fast in Trümmern liegende Festung.

Der Legionär erreichte Arad mit seinem Corps und übergab dem Grafen das ihm von Stephania vertraute Schreiben.

Er fand den Greis sehr gebeugt. Der traurige Wechsel der ungarischen Verhältnisse wirkte tief erschütternd auf den edlen Heros. Ungarns Geschick neigte sich seit dem Kampfe bei Temesvar unaufhaltsam seiner düstern Entscheidung zu. Was aber die Uebermacht der feindlichen Streitkräfte, was Görgey's fluchwürdige Perfidie nicht vollendeten, das eilten die leitenden Gewalten zu thun.

Görgey, der Mann, der bereits zu den Nationalinteressen und zu seinen Autoritäten in offene Opposition getreten war, der durch sein Nichterscheinen bei Temesvar ein schreckliches Unglück über Ungarn gebracht hatte, diesen Mann, dem bereits Strang oder Kugel gebührte, bekleidete die Volksvertretung mit der Diktatur. Es giebt keine Bezeichnung für solche That. Wahnsinn allein könnte sie motiviren. Doch sie geschah. — Zur Ehre der Menschheit ist sie die einzige ihrer Art, ein grelles Zerrbild steht sie in der Weltgeschichte. Es wird der Nachwelt einst schwer werden, an ihre Möglichkeit zu glauben. Wir leider haben sie erlebt.

Görgey hatte eben nur den Augenblick erwartet, der ihn mit der höchsten Macht belehnte, um die lästige Patriotenmaske vollends abzuwerfen. Als dieser durch die Schwachköpfigkeit des Kriegsraths und der Constituante am 11. August erschien, war seine erste und letzte diktatorische That die der Uebergabe seines Corps an die Russen. Absichtlich führte er seine Armee in die Stellung bei Villagos, wo die wackern, aber getäuschten Krieger, kräftige, sieggewohnte Truppen, ihre Waffen vor den oft überwundenen Feinden streckten. Ohne die ganze schreckliche Bedeutung des Moments zu kennen, durchzuckte sie doch ein wilder Schmerz bei dem bloßen Gedanken an einen Uebertritt in irgend eine Sklaverei; weinend trennten sie sich von der einzigen Stütze ihrer Unabhängigkeit, von der Waffe. Von nun an eilten die Begebenheiten schnell zu Ende. Schon drei Tage später, am 16ten, kapitulirte Arad. Jetzt begann von kaiserlicher Seite die eigentliche Menschenjagd,

die Verfolgung Wehrloser. Es ist allerdings ungemein leicht, einen wehrlosen Feind zu quälen und sich seiner zu entledigen, und die schwarzgelbe Politik benutzte diese Bequemlichkeit im vollen Maße. Das Standrecht, das höchste Gesetz der Tyrannen, wüthete unter den entsetzten Bevölkerungen. Scheußlicher, als einst die Lictoren, schritt Haynau, der Henker, voran, und bald erhoben sich, wo er sich hinwendete, Galgen, als grauenhafte Verkünder von Oestreichs Herrschaft. Auch in Arad begann unmittelbar nach beendetem Kriege das Morden. Wer sich irgend gefährdet fühlte, war geflohen; aber auch Viele, denen jede Ahnung einer solchen Möglichkeit fern lag, wurden die Opfer niedrigen Partheihasses.

Graf Heros, der sich seit dem Beginn des Kampfes äußerst thätig an den Interessen seines Vaterlandes betheiligt hatte, war glücklich genug gewesen, sich aus dem Schreckensbereich der Hyäne von Brescia entfernen zu können. Nicht eben so gut wurde es jenem jungen Legionär, den wir als Stephania's und Corvins Freund kennen lernten. Wenn man ihn näher beobachtete, war man allerdings fast zu der Annahme bestimmt, als sei es nach seiner eigenen Wahl nicht anders gewesen. Er hatte vom ersten Augenblick an auch nicht die mindeste Verborgenheit gesucht, sondern sich mit einer Freiheit und Rückhaltslosigkeit bewegt, welche, ungeachtet er keinen höhern Militärgrad hatte, dennoch die Aufmerksamkeit der kaiserl. königl. Blutspürhunde auf ihn richten mußten. Er wurde sofort verhaftet, und nicht zwei Tage vergingen, so sah man ihn von einem starken Militärdetachement begleitet der Richtstätte

zuwandeln. Fest und stark schritt er daher; sein jugendliches Gesicht zeigte keine Spur von Trauer; nur der tiefe Ernst des Augenblicks und ein langgetragener heimlicher Gram sprach aus diesen fast noch kindlichen Zügen. Der arme Jüngling mochte wohl viel gelitten haben und den Tod vielleicht als Erlöser begrüßen; denn sein Auge strahlte in düsterem Feuer und sein marmorweißes Antlitz wurde wie vorübergehend vom Morgenroth der Hoffnung angehaucht. Aller Blicke hefteten sich auf die liebliche, zarte Gestalt, aller Augen füllten sich mit Thränen, dieses junge schöne Leben der Gruft verfallen zu sehen.

Der stille Zug, in dem sich außer dem jungen Manne noch mehre edle Magyaren befanden, passirte das Thor und bald war das Ziel des frühen Ganges erreicht. Schon standen die verhängnißvollen Pfähle, und der Henker begann sein schauderhaftes Werk. Es war entsetzlich, die Männer sterben zu sehen, mit gebrochenem Aug' und Herzen, aber mit unerschütterlichem Muth. Ihr letztes Wort war die Freiheit, ihr letztes Gebet Ungarns Erlösung. Wohl durchzuckte hier und da ein flüchtiges Weh, der Gedanke an ferne Geliebte die Scheidenden, aber Keiner erbebte vor dem ernsten Momente. Sie starben als Helden. Endlich kam die Reihe an den schwarzgelockten jungen Mann, nachdem er das Bild des eigenen Todes an vielen Andern betrachtet hatte. Der Priester trat zu ihm heran, indem er ihn an das letzte Gebet seines Lebens erinnerte.

„Ich bin vorbereitet,“ antwortete er kurz. „Ich habe nur den Wunsch, daß dieses Qualenschauspiel für mich

ende. Noch ein Wort an Sie, mein Freund," wendete er sich nun an den Henker, indem er flüsternd zu demselben sprach.

„Nein, ich darf nicht schweigen," entgegnete dieser auf die leise Anrede. „Das ist ein Weib, eben bat sie mich, ihren Leichnam vor Entweihung zu schützen," sprach er, indem er auf den Delinquenten deutete zu dem kommandirenden Offizier gewendet.

„Das ändert vielleicht die Sache. Man lasse sie im Augenblick. Wir werden dem General berichten, möglich, daß er den Strang in die Peitsche verwandelt," entgegnete dieser.

„Nein, um Gotteswillen! nein! Ich will keine Gnade. Ich focht wie ein Mann, ich will sterben wie ein Mann; ich will den Tod. Ich fordere mein verdientes Recht; man darf es mir nicht vorenthalten," rief das Mädchen.

Ein momentanes Schweigen herrschte im Kreise; mit erhöhter Theilnahme blickte man auf die überraschende Erscheinung.

„Ich fordere die Bestätigung und Vollstreckung des Urtheils," wiederholte sie mit gebietendem Ton.

„Nun, wenn Dir so unendlich viel daran liegt gehangen zu werden, so magst Du diese Freude haben. Ich dachte Dir mit der Peitsche einen großen Gefallen zu thun," sprach der Kommandeur gleichgültig die Achseln zuckend. „Dieses Weibervolk wird auch schon verrückt und beansprucht gleiche Rechte mit dem Manne. Es wird noch so weit kommen, daß sie prätendiren werden,

man solle sie auf militärische Weise füsiliren. Das fehlte eben."

Der Henker war indeß wieder zu der Delinquentin getreten. Sie faltete die Hände, blickte zum Morgenhimmel auf, an dem sich eben die Sonne erhob; dann reichte sie dem finstern Manne ihren blendend weißen entblößten Hals; er warf die Schlinge um denselben und eine Art von Bewegung zuckte gleichzeitig über sein Gesicht. "Corvin!" hauchte das Mädchen noch einmal aus tiefer Brust. — Der Strick wurde festgeschnürt — noch wenige Minuten und Helene hatte gelebt.

Nicht ohne große Mühe war es dem eben so leidenschaftlichen als hochherzigen Mädchen gelungen, sich der strengen Wachsamkeit ihres Anbeters zu entziehen, aber ihr energischer Wille hatte jedes Hinderniß besiegt.

Der erste Gebrauch, den sie von ihrer wiedererlangten Freiheit machte, war, sich nach den ihr so theuren Geschwistern zu erkundigen; ihr nächster Schritt war ihre Entfernung aus Wien, das ihr die Möglichkeit, wieder in die Hände des Majors Donawich zu fallen, unerträglich machte. Entschlossen, ihren angebeteten Beschützern zu folgen, hatte sie, wie Stephania, es für schicklich und nöthig erachtet, in Männerkleidern aufzutreten. Sie gelangte endlich nach großen Mühseligkeiten zu Bems Armeecorps, wo sie ihre Freunde wußte, und trat, als die deutsche Legion sich an dasselbe anschloß, als Legionär in die Reihen der braven Jünglinge, die sich unter ihrem ritterlichen Führer in Disciplin und Tapferkeit als eine

Mustertruppe bewährten. Erst nach längerer Zeit war es ihr jedoch möglich geworden, Corvins und Stephania's Standpunkt zu erfahren. Sie ließ seitdem nichts unversucht, um in ihre Nähe zu gelangen und ihnen, wo sich nur immer Gelegenheit bot, hülfreich zur Seite zu stehen. Die Geschwister hatten natürlich keine Ahnung, weder von dem ungeheuren Opfer, um dessen Preis Corvins Leben durch Lenerl erkauft wurde, noch von dem später durch das Mädchen für sie und ihretwegen Geschehenen. Der wahre Charakter, das tiefere Gemüthsleben der armen, von ihnen einst unterstützten Tochter des Volkes, war ihnen durchaus fremd. So hatte es auch Lenerl gewollt. Die Verschiedenheit des intellektuellen, so wie des äußern Standpunktes, die zwischen ihr und Jenen bestand, wurde von ihr zu tief empfunden, als daß sie den Muth gehabt hätte, eine innigere Annäherung für möglich zu halten; doch im Gefühl dieses Unterschiedes war sie auch zu stolz, ihnen einen Blick in die Tiefe ihres Innern zu gestatten. Was sie gethan hatte, was sie fühlte und litt, sollte ihnen ewig unbekannt bleiben. Sie hätte da, wo ihre ganze Seele liebte und Liebe forderte, kein Mitleid ertragen können. Darum hatte sie, sobald Ungarns Schicksal entschieden, und der Entschluß der Geschwister, unter den Schutz der Hohen Pforte zu fliehen, ihr bekannt war, sich auch entschieden, zurückzubleiben und mit Ungarns Freiheit zu fallen. Corvin und Stephania bedurften ihrer nicht mehr, sie wähnte die Wunde der Letztern nur leicht — sie eilten dem sichern Hafen der Gastfreundschaft entgegen; ihre Mission war also bei ihnen erfüllt. Ungarns Fall

war für sie der Moment, der ihr Erlösung bringen sollte von der Qual des Lebens.

Die Geschwister erreichten die bulgarische Grenze und Widdin nach einer der traurigsten und angreifendsten Reisen. Stephania's Zustand war durch das heftige Wundfieber und die unsäglichen Schmerzen trostlos. Die Furcht in feindliche Hände zu gerathen, hatte sie während des Weges aufrecht erhalten, als sie jedoch an ihrem Bestimmungsorte anlangte, brach sie unter ihren Qualen zusammen. Corvin, der keinen Grund zu haben glaubte, ihr Geschlecht länger zu verschweigen, sorgte für eine besondere Wohnung und widmete sich ganz ihrer Pflege, die bald sehr angelegentlich in Anspruch genommen wurde. Die Verletzung, an sich bedeutend, würde demungeachtet bei einer augenblicklich-sorgfältigen Behandlung vielleicht in nicht gar langer Zeit heilbar gewesen sein, unter den obwaltenden Verhältnissen aber konnte sich ihr Zustand nur verschlimmern. Dies war auch in dem Grade der Fall gewesen, daß die unzweideutigsten Zeichen des Brandes eine Amputation nöthig machten. Stephania würde sich in Bezug auf sich selbst nie zu diesem äußersten Rettungsmittel entschlossen haben. Ihr war das Leben längst mehr als gleichgültig; was dasselbe ihr geboten hatte, war nicht geeignet gewesen, es ihr lieb zu machen. Und was konnte sie mit ihrem Herzen voll Leid von der Zukunft für sich hoffen? Doch sie hatte einen Bruder, einen geliebten Bruder, an den ihr Leben durch die innigsten Bande geknüpft war, und dies bestimmte ihren Entschluß für die Operation. Sie überstand dieselbe mit jenem

Muthe, der sich stets bei höher entwickelten Charakteren manifestirt. Hätte dieser übrigens durch äußere Einflüsse erhöht werden können, so würde es durch die fast vergötternde Theilnahme geschehen sein, die ihr sowohl von Seiten ihrer Waffengefährten, als ihrer fremden Umgebung zu Theil wurde. Auch ging die Heilung, sobald die Gefahr beseitigt war, ziemlich schnell und glücklich von Statten. Bald wurde den Geschwistern in ihrer Verbannung der Trost, einen edlen Freund in ihrer Mitte zu sehen. Der greise Volksvertreter, Graf Heros, war über Ungarns Grenze zu ihnen herübergeeilt, unter den Schutz des Halbmonds, vor dem christlichen Galgen.

Zwanzigstes Kapitel.

Manon hatte ihr Vorhaben ausgeführt. Sie war, sobald Paul die Reise ertragen konnte, mit ihm nach Olmütz gegangen, um ihn ihrem frühern Freunde vorzustellen und wo möglich von demselben einige Unterstützung für sich und ihren Sohn zu erhalten. Beide waren im Augenblick auf derartige Hülfsquellen angewiesen. Paul hatte sich bereits deshalb an einige Bekannte gewendet, jedoch ohne Resultat. Bei seinen Partheigenossen war er wegen seiner bewiesenen Feigheit und seines sonst zweideutigen Charakters nicht besonders gut angeschrieben, und intimere Freunde hatte er nicht. Mit den Freundinnen aber hatte er, oder vielmehr Lenerl, es garstig verdorben. Frau von Merzelius war fort, und Frau von Becher schickte seine Briefe unerbrochen zurück. Selbst die kleine freundliche Hähnerl erkannte nach der Weisung ihres Vaters, daß ein armer blinder Mann doch wohl eine schlechte Parthie sei, und Herr Hähnerl, der die Wahl seiner Tochter nichts weniger als gern gesehen hatte, machte es sich zum besondern Vergnügen, Paul von der Sinnesänderung seiner Tochter in Kenntniß zu setzen. Seine

Lage war in der That so mißlich, daß er sich in den Wunsch seiner Mutter fügen mußte. Doch das Glück, immer noch gütig gegen seinen ehemaligen Liebling, wendete sich ihm aufs neue lächelnd zu, obgleich er außer Stande war, sich dieses Lächelns so wie früher zu erfreuen. Leopold, zu sehr entrüstet über den durch seinen demokratischen Neffen gegebenen Skandal, und nebenbei noch über den Verlust der von Franz besessenen Güter, hatte geschworen, die Kinder seines Bruders zu enterben. Er würde sich, hätte er auf Nachkommen hoffen können, sogar verheirathet haben, um dieser Rebellenbrut, wie er Corvin und Stephania nannte, nicht einst das Seine hinterlassen zu müssen. Leider waren derartige Hoffnungen für ihn längst sehr zweifelhaft. In dieser Stimmung fanden ihn Paul und Manon. Die Sache an sich gefiel ihm allerdings keineswegs, eben so wenig wie das armselige, abgelebte Weib, das sich keck seiner Gunst rühmte und das er zu jeder andern Zeit mit Peitschenhieben von seiner Thür getrieben hätte; da ihm aber Alles daran lag, seinen Verwandten die einst von ihm zu hoffende Erbschaft zu entziehen, so ergriff er die dazu sich bietende Gelegenheit mit wahrhaft froher Hast. Paul wurde ziemlich freundlich von ihm aufgenommen. Wenn auch fast des Augenlichts beraubt, war der junge Mann durch seine Bildung, seinen scharfen Verstand und reiche Suade noch immer interessant genug. Er konnte allerdings für ihn nicht mehr auf den Ruhm einer glänzenden Carrière rechnen, wenn er sich auch zur Adoption entschloß; aber er war wenigstens gewiß, die verhaßten Bruders-Kinder

dadurch von seiner Beerbung auszuschließen, und dies genügte.

Sobald diese Entscheidung seinerseits geschehen war, wurde Manon mit einer Pension auf die Güter nach Ungarn geschickt, und Leopold ließ sich von seinem Sohne nach Prag begleiten, wohin er sich in höherem Auftrage begab. Er war stets am Hofe mit freundlichem Auge gesehen worden, aber besonders seit es sich um die Thronbesteigung des Erzherzogs Franz Joseph handelte, schien sein Stern glänzender als je aufzugehen. Die Erzherzogin Sophie, die ihm schon früher manche sehr gnädige Auszeichnung zu Theil werden ließ, hatte Gelegenheit gefunden, seine Dienste zu empfehlen. Was Paul betrifft, so hatte er alle Ursache, sich über sein Schicksal wenigstens etwas zu trösten. Die Lebensweise, wie er sie jetzt zu führen im Stande war, und in der er sich früher nur mit aller Kraft seiner Intelligenz und mit der raffinirtesten Industrie versuchen konnte, behagte ihm ungemein, wenn er auch gleichzeitig sehr bedauerte, sich in den Genüssen des Auges nicht mehr wie früher berauschen zu können.

Während Vater und Sohn sich so in Böhmen zerstreuten, und Letzterer unter Leitung eines berühmten Arztes eine Augenkur unternahm, von welcher er, wenn nicht Heilung, doch Verminderung des Uebels hoffte, erschien Frau von Merzelius nach langen, langen Jahren wieder bei Hofe. Sie hatte sich von Wien aus an keinen sicherern Ort, als Olmütz zu begeben gewußt, und war glücklich

genug gewesen, dort eine frühere Bekannte zu finden, die ihrerseits an Jemand von dem kaiserlich königlichen Hofgesinde attachirt war. So geschah es denn, daß sie bald Zutritt in die Hofzirkel erhielt. Es waren besonders die der Erzherzogin Sophie, in denen sie sich nicht nur sehr bald gefiel, sondern wo sie sich, wenn auch nicht durch äußere Vorzüge, doch durch ihren schlagenden Witz und ihre Unterhaltungsgabe auszeichnete. Die mit Straniero gemachte Erfahrung, so wie Stephania's Bild, traten vor den angenehmen Erscheinungen der Gegenwart in den Hintergrund. Endlich, nach vielen Jahren, athmete sie wieder jene Hofluft, in der sie sich einst so wohl gefühlt hatte, und aus der sie sich nur aus Unmuth über Leopold's Rücktritt entfernt hatte. Sie hatte allerdings, indem sie Merzelius ihre Hand reichte, nicht geahnt, daß ihr ein so grausames Loos bevorstehe, weil sie seine finanziellen Verhältnisse für nichts weniger als das hielt, was sie waren. Sie hatte im Gegentheil fest darauf gerechnet, umgeben von neuer Glorie, mit ihrem Gemahl in die Kreise einzutreten, in denen sie bisher gelebt hatte. Wir kennen die Geschichte ihrer Enttäuschung. In Wien natürlich war es ihr wegen pekuniärer Rücksichten nicht möglich gewesen, den am kaiserlichen Hofe nöthigen Aufwand zu machen; im Exil jedoch, an einem so zu sagen ambulanten Hoflager, zu einer Zeit, in welcher auch die einfachste Toilette durch ein wenig Schwarz-Gelb courfähig wurde und man die Leute weniger nach ihrem Vermögen und sonstiger Stellung, sondern nach ihrem farbigen Patriotismus achtete, mochte auch Frau von Merzelius eine

der vorzüglichsten Rollen spielen. Daß sie in dieser neugeöffneten Sphäre alle demokratischen Reminiscenzen, wenn sie deren durch Straniero's Einfluß einst hatte, bald verlor, wird Niemand bezweifeln. Eine gänzliche politische Wiedergeburt bewirkte sich in ihr durch die Gnade der gottbegnadeten Gönner. So folgte sie, nachdem der untröstliche Ferdinand seinem jungen Neffen das Feld geräumt hatte, endlich den allerhöchsten Herrschaften nach Schönbrunn, wo sie sich ebenfalls einstweilen niederließ.

Während dessen war die Geschichte in ihrem Gange fortgeschritten. Die Revolution war mit russischer Hülfe erstickt, Ungarn verblutete in Entkräftung und Oestreichs Aar, noch immer nicht gesättigt vom Fleisch der Erwürgten, flog siegesstolz über die Richtstätten dahin und drückte noch hier und da seine Klauen in die Brust eines Opfers, um sich auf seinem kaiserlichen Horste fester zu nisten. Die gedrückte Stimmung am Hofe, die langen düstern Gesichter, die man dort noch vor wenigen Monaten sah, waren verschwunden, Alles lächelte der goldenen Zukunft entgegen, welche dem Hause Oestreich die alte Herrlichkeit zurückbringen sollte. Nur selten schüttelte ein alter Oekonom oder Arithmetiker sorgend den Kopf und meinte, Oestreich stehe, ungeachtet der allgemeinen Pacifizirung, immer noch auf schwächern Füßen, als das letzte Thier der Danielschen Prophetie, da Papier immer noch unhaltbarer sei, als Thon. Sehr wahr. Mit Hanf und Eisen läßt sich allerdings so manche diplomatische Operation vornehmen, aber für die Länge thut's halt nimmermehr ohne Kapital. Kapital — Kredit — wie sie schaffen ohne californische Mi-

nen, ohne ein weises staatsökonomisches System und das Vertrauen der Völker? — In den gegenwärtigen Zeitverhältnissen wäre die Aufgabe selbst für einen Machiavelli wohl etwas schwer. Die Höfe nehmen sich die Sache allerdings nicht so zu Herzen, wie grillenfängerische Spekulanten. Sie meinen, so lange es Unterthanen gebe, müsse ihnen auch deren Kapital als Steuer zufließen. Ja, so lange es Unterthanen giebt. Dieser Schluß ist in der That sehr kühn. Wer bürgt dafür, daß es immer welche geben wird? Wie, wenn nun eines schönen Morgens die Unterthanen sich in eine selbstständige Nation verwandelt hätten? Doch herunter mit den schwarzen Augengläsern, trüben wir uns die schimmernde Scenerie eines Hoffestes nicht durch so finstre Gesichte.

Es war Assemblée bei der Erzherzogin Mutter und wir bemerken unter den sich dort bewegenden Gestalten im Augenblick nur Frau von Merzelius, die all' ihre geistigen Hülfsmittel aufwendete und all' ihre Netze nach Bewunderung auswarf. Die Literatur aller schreibenden Völker war in Citaten und Anekdoten durch ihre Unterhaltung vertreten. Wir wissen, sie liebte es, der Welt dergleichen als Beweis ihrer hohen Geistesbildung vorzuhalten.

„Hörten Sie schon, wer zurückgekehrt ist, Theure?“ sagte jene Dame, unter deren Protektorat sie wieder am Hofe aufgetreten war, indem sie sich ihr näherte.

„Wie sollte ich.“

„Herr von Maras ist von Prag angekommen.“

„Herr von Maras? Es giebt deren zwei.“

„Ja, ich habe gehört, es soll sich unter den Rebellen

auch ein Mensch dieses Namens befinden, den meine ich nicht. Ich beziehe mich auf jenen, der früher im Leibregiment Sr. Majestät diente, der schlanke blonde Mann, den die Damen so gern hatten; Sie müssen sich seiner ja wohl auch erinnern.“

„In der That,“ erwiederte Margot mit leichter Grimace.

„Gewiß, wie sollte das liebenswürdige Fräulein von Armandière nicht einst seine Huldigungen empfangen haben. Er war seiner Zeit der angenehmste Roue.“

Frau von Merzelius schien von dieser Erläuterung wenig erbaut. Sie erinnerte sich Leopolds von Maras gewiß besser, als ihre redselige Freundin, aber der Groll getäuschter Hoffnung mischte sich in diese Erinnerung, und der Gedanke an ein bevorstehendes Zusammentreffen war nicht ohne Bitterkeit. Sie blieb jedoch im Augenblick von dieser Erfahrung verschont, da sie sich zu einer Parthie engagirte, die sie für den Rest der Soirée an einen und denselben Kreis fesselte.

Margots ältere Gönnerin befand sich seit einigen Minuten in der Nähe der Erzherzogin Mutter.

„Wo haben Sie heut Ihre interessante Protegée, Gräfin?“ fragte diese huldvoll.

„Frau von Merzelius ist hier, kaiserliche Hoheit, dort ist sie beim Spiel.“

„Eine charmante Frau, die immer etwas Geistreiches zu sagen weiß. Wenn man sie nur irgendwie placiren könnte. Ich habe schon an alle unsere freien Cavaliere gedacht, aber keiner will für sie passen; sie sind entweder

zu alt oder zu jung. Ich bitte, unterstützen Sie mich in dieser Sache.“

„Wie wäre das nöthig; Angelegenheiten, deren Leitung Ihre kaiserliche Hoheit zu übernehmen geruhen, reüssiren ohne jeden fremden Beistand.“

„Ich bin ja nicht infaillible, wie der heilige Vater.“

„Lassen mich Ihre kaiserliche Hoheit immer das Gegentheil glauben.“

„Sie schmeicheln.“

„Ich halte nur fest an dem, was mir durch die jüngste Vergangenheit bewiesen wurde.“

„Dieses Vorurtheil ist zu günstig für mich, als daß ich die Kraft hätte, es in Ihnen um jeden Preis vernichten zu wollen. — Ich habe wirklich in diesem Augenblick, was ich brauche. Sehen Sie dort,“ sprach sie lächelnd, nach dem andern Ende des Salons deutend.

„Wie, Herr von Maras?“

„Ist gerade der rechte Mann; glauben Sie, eine der reichsten Parthien.“

„Ich stimme Ihrer kaiserlichen Hoheit hierin von ganzem Herzen bei,“ erwiederte die Gräfin, die Leopolds früheres Verhältniß zu Margot kannte, schlau lächelnd. „Man hat sich sogar, wenn ich nicht irre, schon früher gern gesehen.“

„So will ich meine Werbung nur sogleich beginnen, und Sie, da Sie mir nicht helfen wollen, mögen, wenn sie mißlingt, alle Schuld daran tragen.“

„So will ich der Merzelius einstweilen Glück wünschen gehen,“ sagte die Gräfin scherzend.

„Nicht doch, verhalten Sie sich immer noch ruhig,“ antwortete die Fürstin in demselben heitern Tone. In diesem Augenblick trat Leopold heran. „Also glücklich zurück aus Böhmen, lieber Maras, ich freue mich,“ wendete sie sich freundlich an ihn.

„Möchten die Resultate meiner Sendung den von Ihrer kaiserlichen Hoheit dafür gehegten Wünschen nur einigermaßen entsprechen,“ antwortete der Angeredete, sich tief verneigend.

„Ich zweifle nicht daran. Sie haben sich unserer Aufträge noch immer zur Zufriedenheit entledigt. Doch lassen wir diese Angelegenheiten. Meine Aeußerung war eine persönliche und bezog sich nur auf Ihre Rückkehr.“ Von Maras verneigte sich aufs neue. „Es ist uns immer angenehm, treue Diener unseres Hauses, wie Sie, in unserer Nähe zu sehen,“ fuhr die Erzherzogin gnädig fort. „Nur eins ist zu bedauern, daß Sie der Zukunft keine Hoffnungen hinterlassen. Dies ist der einzige Ihren Patriotismus treffende Vorwurf. Auch in künftigen Zeiten wird man der Söhne solcher Väter bedürfen.“

„Dessen Wahrheit ich reuevoll anerkenne,“ entgegnete Leopold.

„So thun Sie Buße, indem Sie diese Begründung aufheben.“

„Ich fürchte, es sei zu spät.“

„Eine haltlose Idee. Treffen Sie eine entsprechende Wahl.“

„Ich zweifle am Erfolge.“

„Nicht doch; ich will Ihnen beistehen.“

„Dann allerdings dürfte ich mein Glück als sicher betrachten.“

„Was meinen Sie zu jener Dame am Spieltische? Frau von Merzelius, eine geborne von Armandière, eine höchst liebenswürdige Erscheinung, die eine Gräfin von Maras ganz gut repräsentiren würde.“

Leopold verneigte sich aufs neue. Ein freudiger Pulsschlag durchbebte ihn. Nicht eben ein Entzücken über Margots ihm sehr wohl bekannte Persönlichkeit, sondern über die als Brautschatz winkende Grafenkrone. Er verstand die Andeutung der Erzherzogin sehr wohl und zögerte natürlich keinen Augenblick, auf ihren Wunsch einzugehen.

„Wenn Ihre kaiserliche Hoheit meine Fürsprecherin zu sein geruhen, so will ich es getrost wagen, jener interessanten Frau meine Huldigungen darzubringen.“

„Und ich hoffe mit Erfolg.“

Dies sagend, verabschiedete sie Maras in höchst huldvoller Weise, um sich mit einigen in ihre Nähe getretenen Personen zu unterhalten. Es dauerte nicht lange, so sah man Leopold die geistreiche Wittwe mit seinen Bewerbungen umkreisen. Das Heirathsprojekt war ihm ganz recht, weil es ihm im glücklichen Falle die Verlegenheit ersparen mochte, Paul adoptiren zu müssen, was an sich immer lästig blieb, obwohl er im Allgemeinen nichts gegen den jungen Mann einzuwenden hatte, da er ihm weder seine Illegimität noch sein Augenleiden zum Vorwurf machen konnte. Außerdem boten sich ihm die angenehmsten Chancen durch die Gunst der Erzherzogin, welche Frau von Merzelius augenscheinlich protegirte. Diese Letztere schien jedoch

seine Aufmerksamkeiten wenig geneigt aufzunehmen. Die Erinnerung an seine frühere Haltung trat grell zwischen ihn und sie, bis sie durch jene ihr befreundete Hofdame zu der Erkenntniß gelangte, daß ihre Verbindung mit Herrn von Maras von ihrer hohen Beschützerin selbst gewünscht würde, wodurch ihre Strenge gegen ihren Bewerber sich etwas milderte. Maras unterließ seinerseits nichts um Margot zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sein einstmaliges Zurücktreten nur nach dem eigensinnigen Willen seiner Mutter erfolgt wäre und daß er eben in Folge dieser unangenehmen Berührungen bisher jedem innigern Familienbande entsagt hätte. Bei einer Frau, die, wie Frau von Merzelius, ganz von Eitelkeit und Dünkel beherrscht wurde, konnte eine solche Darstellungsweise nur Glück machen. Sobald diese schwache Seite ihres Charakters gefaßt wurde, erlag ihr gesundes Urtheil, und man sah sie die abgeschmackteste Schmeichelei mit einer mehr als kindischen Leichtgläubigkeit hinnehmen. Leopold hatte Ursache, sich der gemachten Wendung zu freuen. Wenn es ihm auch nicht gelang, Margot eine besondere Neigung für sich einzuflößen — die hatte sie nie für ihn gehabt — und in dieser Zeit, wo Straniero, den sie wirklich liebte, noch so frisch in ihrer Erinnerung lebte, mochte dies wohl weniger als sonst geschehen, — so war es immer schon genug, daß sie ihn ohne Widerwillen sah. Sie mußte überdies zugeben, daß der ungeheuer reiche, am Hofe in großem Ansehen stehende Herr von Maras eine vorzügliche Parthie sei. Sein Aeußeres trug allerdings die verwüstenden Spuren der Zeit, aber auch sie war älter

geworden. Jedenfalls konnte ein greiserer Gemahl ihr nur als Relief dienen; sie hatte mit ihm die Aussicht, vor der Welt bald in aller Hoheit weiblicher Entsagung nur als seine Pflegerin und streng platonische Freundin zu erscheinen. Scheinen war ihr ja Alles. Ihr ganzes Denken und Streben konzentrirte sich um dieses Scheinen. Mit meisterhaftem Scharfsinn arbeitete sie unablässig an der glänzenden Lüge ihres äußern Lebens, die ihr, bis auf Stephania, auch vollständig gelang. Hier freilich hatte die Leidenschaft den gleißenden Trug zerstört. Sie hatte der Nebenbuhlerin gegenüber jede klugen Rücksichten vergessen oder auch wohl verschmäht. Ihr Ruf war bereits zu wohlbegründet, um so leicht angegriffen zu werden; auch war sie überzeugt, daß die schüchterne, zartfühlende Stephania die Letzte sein würde, die Welt über ihren Charakter zu belehren. Sie hatte also von dieser Seite nichts zu fürchten. Aber selbst im schlimmsten Falle hätte es ihr immer noch nicht an Muth gefehlt, allen Eventualitäten mit frecher, stolzer Entrüstung zu begegnen.

So geschah es denn endlich, daß sie den zärtlichen Seufzern ihres bejahrten Liebhabers, bei denen er sich, beiläufig gesagt, noch recht leidlich benahm, endlich ein geneigtes Ohr lieh. Bald wurde ihre Verlobung und in möglichster Kürze darauf ihre Vermählung mit Herrn von Maras proklamirt. Der Tag war da, welcher Margot mit der Familie verbinden sollte, in die sie schon längst zu treten gewünscht hatte. Im glänzenden Brautschmuck erwartete sie den Verlobten, um sich mit ihm zur heiligen Ceremonie in die Kirche zu begeben. Sie trug ein dunkel-

rothes Sammetkleid, ein kostbarer Brillantschmuck schimmerte an Hals und Arm, und an dem Orangenblüthenkranze blitzten Diamanten wie frisch daraufgefallene Thautropfen. Sie war nicht schön, aber imposant. Wie einst am Tage ihrer Verbindung mit Merzelius, hatte sie auch jetzt das anmuthigste Lächeln auf ihr Gesicht gezaubert, während ihr Herz kalt und düster war wie eine Grabstätte. Diese finstere Stimmung erheiterte sich jedoch etwas, als Leopold bei seiner Ankunft ein Diplom überreichte, das er sie zu lesen bat. Sie erglühte in freudiger Bewegung, indem sie das Pergament überflog.

„Meine geliebte Margot, Ihre hohe Freundin wollte, daß Sie nur einem Grafen von Maras Ihre Hand reichten.“ Mit diesen Worten drückte er eine funkelnde Grafenkrone auf das dunkle Haar der Braut. „Aber noch Eins, Theure, ehe der glücklichste Moment meines Lebens naht. Ich habe aus sehr früher Zeit einen Sohn, das Kind einer jugendlichen Verirrung, den ich einst in Ermangelung anderer Erben zu adoptiren entschlossen bin. Ich habe bereits auf alle Fälle hin meine letztwilligen Verfügungen getroffen, und bitte, von den Sie betreffenden Bestimmungen diese Copie entgegennehmen zu wollen.“ Er überreichte ihr ein anderes Dokument.

„Ich danke Ihnen, theurer Leopold, für Ihre Güte, für Ihr Vertrauen, und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Dem, dessen Vater Sie sich nennen, stets eine liebende Mutter sein werde. Ich hoffe, Sie werden mir Gelegenheit geben, dies bald zu beweisen, indem Sie mir ihn vorstellen.“

„Er ist nicht gegenwärtig.“

„Und warum nicht?“

„Ich ließ ihn wegen eines Augenleidens unter der Behandlung eines Prager Arztes.“

„Doch ich bitte, lassen Sie ihn in Ihr Haus zurückkehren, sobald es sein Zustand gestattet.“

„Meine angebetete Margot, wie gut sind Sie!“ sprach Leopold, ihre Hand küssend. „Ich fürchte nur, daß Ihnen die Gegenwart des unglücklichen jungen Mannes lästig sei; er ist fast des Gesichts beraubt und sehr hülflos.“

„Um so heiliger wird mir die Verpflichtung, ihm meine ganze mütterliche Sorge zu widmen,“ antwortete Margot feierlich. Das war die rechte Gelegenheit, sich als Muster hoher weiblicher Tugend zu zeigen. Der blinde Stiefsohn kam ihr ganz wie gerufen, um ihr eine Heiligenreputation aufbauen zu helfen.

Leopold war buchstäblich entzückt, ob mehr über den Edelsinn und die sonstige Vortrefflichkeit seiner Braut, oder über die ihm zu Theil gewordene Standeserhöhung, dies ist nicht so genau zu ermitteln.

Ein glänzendes Fest verherrlichte den Tag.

Maras hatte seinen Sohn von den beiden stattgefundenen Ereignissen unterrichtet, und ihm Wien als den Ort eines ersten Zusammentreffens mit seiner Gemahlin bestimmt. Man hatte beschlossen, sich einige Wochen vom Hofe zu entfernen, um die Angelegenheiten ihres Eigenthums in der Hauptstadt zu inspiziren.

Wie ganz anders kehrte Margot dahin zurück. Verzweifelnd über die Treulosigkeit eines Geliebten, hatte sie

es verlassen, zerfallen mit sich und der Welt. An der Seite eines Gemahls, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft, betrat sie als Gräfin von Maras, als Gebieterin, jenen Palast auf dem Stephansplatze, in dem sonst Leopolds Mutter ihre täglichen Andachtsübungen und nächtlichen Kassen-Inspektionen hielt.

Welche furchtbare Bosheit des Schicksals, das Margot und Leopold lächelnd auf seinen Schultern emportrug, während ihre Opfer, Beatrice und Stephania, seinen Schlägen erlagen! Eine wahre Verzweiflung erfaßt das Herz, wenn es den, dessen ganzes Dasein dem edelsten Streben gehörte, in seinem traurigen Geschick untergehen sieht. — Ach, und wie Viele erliegen unter der Last der Verhältnisse, unter dem Gewicht ihres Schmerzes, — wie Viele sehen nie einen Tag ohne Leid. Warum, fragen wir, wurden sie zu unsäglichem Weh ins Leben gerufen, während Andere sich im Licht eines fortwährenden Frühlings sonnen, und sich seiner Blüthen freuen?

Wir möchten in solchen Momenten der Natur statt des Dankes einen Fluch zurufen, Kreaturen zum Gefühl solchen Elends geweckt zu haben. — Eine einzige Idee mag diese finstere Wirrniß hellen — die Idee, daß das tiefere Wesen des Menschen mit seinen hier entwickelten Kräften fortdaure in andern Sphären des Seins. Man verspottet diese Idee. — Was aber ist vorzüglicher, die Verzweiflung des Elends, der Gedanke der Vernichtung, oder die Idee der Möglichkeit eines Lebens, eines Zweckes hinaus über die Dauer unsers äußern Organismus. — Wo? wie? das ist gleich. Wer fragt den in der Unend-

lichkeit fluthenden magnetischen Strom, wo er weilte im Raum? welche Organismen er früher bewegend durchdrang. Sind wir überhaupt berechtigt, alles das zu negiren, was unserm Fassungsbereich bis jetzt entrückt ist?

Doch zurück zu den Maras. Margot erkundigte sich bei ihrer Ankunft in Wien natürlich nach Stephania und deren Mutter; eine Brandstätte und ein Grabhügel war Alles was ihr gezeigt werden konnte. Corvin kämpfte in der ungarischen Armee, wie sie erfuhr. Gern hätte sie sich nun mit dem Andenken der Verstorbenen abgefunden, einige Schock Seelenmessen bezahlt und ein Mausoleum errichtet, wie weiland ihrem Manne; aber bei der entschiedenen Abneigung ihres Gemahls gegen seine Verwandten und bei den gegen den Hof zu nehmenden Rücksichten war daran gar nicht zu denken. Beatrice von Maras hatte Leopold einst verschmäht, ihre Kinder hatten ihm die Erbschaft seines Bruders entzogen, Corvin von Maras führte die Waffen für Ungarn, das war für Eins und das Andere mehr als zu viel, um jede Theilnahme für sie zu verpönen. Die Seelenmessen hätte sie allerdings lesen lassen können, doch auch das hätte unter tiefstem Geheimniß geschehen müssen. Dann wäre ja aber die Pointe, der laute Ruhm ihres vortrefflichen Herzens, verloren gegangen und das Geld so gut als weggeworfen gewesen.

Auf Paul hatte die Nachricht von der plötzlichen Verheirathung seines Vaters einen wenig erfreulichen Eindruck gemacht, weil seine Aussichten durch diesen Schritt bedeutend verschoben wurden, und er, im Fall ihn seine

Stiefmutter mit Geschwistern beglückte, außer allen sonstigen Gütern auch noch einen schönen neugebackenen Grafentitel auf dieselben übergehen sah, während er Paul Straniero war und blieb. Derartige Reflexionen waren allerdings bitter. Er hatte indeß bei dem Allem kein Recht zur Opposition und mußte froh sein, wenn man ihn in Statu quo beließ. Die begeisterte Schilderung, mit der sein Vater von seiner Lebensgefährtin sprach, und der Wunsch, daß er nach Wien kommen möchte, um sich ihr vorstellen zu lassen, bestimmten ihn, seine Abreise von Prag zu beschleunigen, um so mehr, da er sich von dem geringen Erfolg der Kur überzeugte.

Margot saß eines Tages an ihrem Schreibtisch mit einer Epistel an ihre uns längst bekannte Pariser Freundin beschäftigt, als ihr Gemahl in Begleitung einer andern Person bei ihr eintrat.

„Nun, theure Margot,“ sprach er sich ihr nähernd, „endlich kann ich Dir den jungen Mann vorstellen, den ich Deiner Güte früher empfohlen habe und dessen Du Dich gütig anzunehmen versprachst.

Er wendete sich zu Paul, der etwas im Hintergrunde geblieben war, zurück, und führte ihn seiner Gattin zu.

„Ich freue mich herzlich,“ begann Margot; aber plötzlich stockte ihre Stimme, sie mußte sich auf den Stuhl zurücklehnen, um nicht zusammenzusinken. Die verschiedenartigsten Empfindungen strömten in diesem Augenblicke in ihr auf; sie hatte Paul erkannt. Der Mann also, der ein so niedriges Spiel mit Frauenherzen trieb, der sie und Andere verrathen hatte, er war Leopold's Sohn,

ihm hatte sie durch ihren Gatten die mütterlichste Sorgfalt und Liebe verheißen. Auch Paul hatte Margot von Merzelius im Tone der Stimme sogleich wiedergefunden, obgleich er ihre Züge nicht zu unterscheiden vermochte, und sein Staunen war nicht weniger groß.

„Was ist Dir, Liebe?“ fragte Leopold bestürzt. „Du bist unwohl.“

„Ja, dieser Anblick thut mir unendlich weh,“ erwiederte sie leise, auf Paul deutend.

„Gutes Herz, fasse Dich,“ beruhigte der Graf.

Margot fand es aber im Augenblick gar nicht bequem, sich zu fassen und so ohne alle einleitenden Studien eine mütterlich zärtliche Unterhaltung mit ihrem treulosen Stiefsohne anzufangen; sie benutzte daher den Vorwand des Unwohlseins, um ihren frühern Liebhaber möglichst bald aus ihrer Nähe zu entfernen.

„Du scheinst in der That ernstlich leidend, mein Kind, ich will nach dem Medizinalrath schicken und Deinen Frauen klingeln. Komm, Paul, Du mußt Dir das Vergnügen eines längern Besuches auf ein anderes Mal sparen. Verzeih mir, Geliebte, wenn ich über Dein Uebelbefinden weniger betrübt bin,“ flüsterte er bedeutsam ihre Hand zum Abschiede küssend.

„Gnädige Frau, ich wünsche, daß mir das Glück, Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeigen, in kürzester Zeit zu Theil werden könne,“ sprach Paul, indem er sich verbeugte und das Zimmer an der Hand seines Vaters verließ. Dieser übergab ihn im Vorzimmer dem Kammerdiener zur fernern Begleitung und eilte selbst wegen der Herbei-

rufung des Arztes die nöthigen Befehle zu geben. Als Paul in seinem Zimmer angelangt war und der Diener ihn verlassen hatte, warf er sich mit unmäßigem Gelächter in einen Lehnstuhl. Margot zur Stiefmutter zu haben, das divertirte ihn ungemein. Gleichzeitig berechnete er seine gegen sie zu beobachtende Haltung und entschied sich endlich für den Augenblick für die strengste Diskretion, indem er seine künftigen Schritte in Bezug auf sie und seinen Vater ganz von den Umständen abhängig machte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Weit südöstlich von Widdin, unfern der romanischen Grenze, liegt die Festung Schumla an einem Engpaß des Balkan, der sich in einer Länge von 150 Meilen und etwa 3000 Fuß Höhe zwischen Bulgarien und Romanien hinzieht. Da alle Straßen nach den Donaufestungen, die nach dem Meere und nach Thrazien hin, hier zusammenlaufen, so herrscht in derselben ein ungemein lautes, bewegtes Leben. Sechzigtausend Menschen, mit denen täglich noch eine Menge Fremde in Verbindung treten, geben einem Orte schon ein etwas lebendiges Aussehen. Die größtentheils christliche Bevölkerung ist tartarischen Ursprungs und seit undenklichen Zeiten vom Ural und der Wolga herübergesiedelt. An diesem Orte, der dem Reisenden im Vergleich zu dem mit Sümpfen umgebenen Widdin wie ein Eldorado erscheinen muß, befanden sich seit einiger Zeit die ungarischen Flüchtlinge, und auch die Geschwister von Maras und mit ihnen der edle Greis Heros. Stephania war so weit hergestellt, daß es ihr möglich gewesen war, sich dem Zuge der Krieger zu Wagen anzuschließen. Ihr Arm hatte allerdings den Verlust seiner Hand noch nicht

vergessen, aber doch war der Fortschritt der Heilung durch die Ortsveränderung nicht entschieden gestört worden. Um ihr jedoch die möglichste Ruhe und den fortwährenden Genuß der freien Natur zu verschaffen, hatte ihr gütiger Wirth, ein bulgarischer Kaufmann, ihr und ihrem Bruder sein in der Nähe der Stadt gelegenes Landhaus zur Wohnung überlassen, wohin ihnen natürlich auch der Graf gefolgt war.

Eines Morgens, als die Sonne eben die Fluren mit ihren ersten Strahlen vergoldete, verließ Corvin, von einem bulgarischen Diener begleitet, das ländliche Haus und nahm seinen Weg nach der dichtbewaldeten Bergwildniß, in der er gern und oft umherschweifte. Seine Schwester, die noch zu schwach war, um ihn auf solchen Ausflügen zu begleiten, war freilich mit denselben durchaus nicht einverstanden. Seit sie einzig und allein auf ihn und seine Liebe beschränkt war, fürchtete sie selbst in der kleinsten Trennung die Gefahr seines Verlustes. Die Gegend war übrigens wegen des lebhaften Verkehrs vollkommen sicher, und besonders Magyaren hatten von der Bevölkerung, von der sie mit der freundlichsten Theilnahme behandelt wurden, nichts zu besorgen. Corvin, der wegen der gänzlichen Unkenntniß des Landes nie allein ging, mochte seine Exkursionen also immer etwas ausdehnen. Auch heute vertiefte er sich, indem er seinen Gedanken folgte, weithinein in das buschige Geklüft. Der Hämus ist bekanntlich mit herrlichen Laubhölzern, Eichen, Ulmen und Linden bedeckt. Eben stieg er wieder von dem Scheitel eines Berges nach der dunkeln grünen Tiefe

hinab, die unter ihm wie ein Strom im Winde wogte. Nicht ohne Mühe arbeitete er sich durch das Gestrüpp, das ihn überall aufzuhalten strebte und ihn, wenn er kaum einige Schritte vorgedrungen war, immer wieder mit seinen markigen Armen umschloß. Plötzlich stand er jedoch still, aufmerksam gemacht durch einen schrillen Ton, der eher aus der Kehle eines Menschen als aus der eines Vogels zu kommen schien. Es dauerte nicht lange, so erfolgte eine Antwort von der entgegengesetzten Richtung.

„Was ist das?“ fragte er den Diener.

„Es sind Zeichen, Herr,“ antwortete dieser mit ungemeiner Spannung.

„Das glaube ich auch. Ich möchte wohl etwas Näheres darüber erfahren. Beeilen wir uns, dahinunterzukommen, von wo wir den Schall vernommen haben.“

Einige Zeit verging, dann wiederholten sich die Zeichen, aber einander schon bedeutend näher. Corvin und sein Begleiter waren jetzt nicht weit von der Krümmung eines Fußsteiges angelangt, und Ersterer beschloß, hier zu verweilen, um das beabsichtigte Zusammentreffen nicht durch ein unerwartetes Hervortreten zu stören. Kaum waren wieder einige Minuten vorüber, so sahen sie einen Muselmann unten den Fußweg herankommen, den sie indeß, da ihn die dichten Zweige immer wieder verbargen, nicht genauer betrachten konnten. Endlich schien er stehen zu bleiben, wahrscheinlich, um den Andern zu erwarten. Leise drangen sie nun noch etwas vor.

„Ich höre sprechen; es sind Türken,“ flüsterte der Bulgar.

„So gieb Acht,“ erwiederte Corvin eben so leise.

„Nun?“ begann der Eine.

„Alles im besten Gange,“ war die Antwort. „Das Mädchen ist schön wie eine aufblühende Rose. Die Alte hatte Recht, als sie mir vor einigen Jahren sagte, sie wird einst die Sonne der Jungfrauen werden. Ich habe dem alten Drachen auch genug bezahlen müssen, damit er mir sie aufgehoben hat.“

„Hast Du das Weitere mit ihr bestimmt?“

„Ja. Sie will sie gegen Abend aus dem Garten locken. Während sie mit ihr plaudert und sich unvermerkt vom Dorfe entfernt, schleiche ich herbei, werfe das Netz und den Mantel über sie, ziehe die Schnüre an, daß sie sich weder regen, noch laut schreien kann, und trage sie so zum Wagen, mit dem Du an der bewußten Stelle warten wirst; wir nehmen sofort den nächsten Weg über Karnabad und Aidos nach Stambul. Haben wir nur eine Tagereise hinter uns, dann legen wir die andern sicher ohne Unfall zurück. Uebrigens möchten wir der Kleinen einige Ruhe gönnen und sie so viel als möglich durch Versprechungen zu beruhigen und zu gewinnen suchen, damit sie durch die Trauer nicht an Frische verliere. Pascha Omer ist ein Kenner, ein leckerer Vogel, der seine Piaster nicht umsonst ausgiebt.“

„Und die Mutter des Mädchens?“

„Die ist krank. Die Alte wird wohl ein Mittel gewußt haben, um sie für einige Tage im Bett zu halten. Du weißt jetzt, was Du zu wissen brauchst; gehe immer

in die Herberge zurück; ich werde bis zum Abend anderswo verweilen, und vor allem, sei pünktlich an Ort und Stelle.“

„Daran soll's nicht liegen; mein Geldbeutel ist dabei betheiligt wie der Deine.“

Hier endete das Gespräch, welches der Bulgar an Corvin wortgetreu mittheilte.

„Es handelt sich also um einen Mädchenraub,“ sagte dieser.

„Das ist nichts so gar Seltenes. Wenn die Mäkler nicht mit Unterhandlungen durchzukommen glauben, und wenn die Sache der Mühe lohnt, dann nehmen sie es mit den Mitteln, wie sie ein schönes Mädchen in ihre Gewalt bekommen, eben nicht genau.“

„Diesem hier sollen sie wohl für heute fehlschlagen; er soll seiner That nicht froh werden, das schwöre ich.“

„Aber was wollen Sie thun, Herr?“

„Es ist wahr, wir kennen weder den Ort, wo das Mädchen sich befindet, noch dessen Namen. Thut nichts, wir müssen sie dennoch retten. — Laß uns schleunigst nach Hause; dort sollst Du hören, was ich beabsichtige.“

Man erreichte die Villa auf dem kürzesten Wege. Nachdem Corvin einige Anordnungen getroffen und Stephania über seine nochmalige Entfernung durch Vorgabe einer Einladung nach der Stadt getäuscht hatte, schwang er sich auf sein Pferd, begleitet von seinem Bulgaren und noch einem andern berittenen Manne. Alle Drei wendeten sich nach der von Schumla nach Karnabad führenden Landstraße. Da sie bis zum Abende noch einige Stunden

voraus hatten, so entschied sich Corvin, seinen Weg nach Romanien hin einige Meilen auszudehnen, weil er so um so sicherer war, den Räubern zu begegnen, die dann, wenn auch von einer Seitenrichtung kommend, doch jedenfalls der Hauptstraße folgen mußten. Mit großer Ungeduld sah der junge Mann bald nach seiner Uhr, bald nach der Sonne, die ihm heute noch länger als einst vor Jericho zu zögern schien. Endlich neigte sie sich; dunkler und dunkler flammte ihre Glut am westlichen Himmel, während sich von Osten her die Schatten über die Erde breiteten und die Sterne hier und da im Raume blinkten. Corvins Spannung wuchs von Viertelstunde zu Viertelstunde. Bei jedem Geräusch horchte er auf und wähnte das ferne Rollen von Rädern zu vernehmen. Und immer hatte seine Phantasie ihn getäuscht. Man wird diese Ungeduld natürlich finden; Corvin war noch nicht zwanzig Jahre, er erwartete eine Begebenheit, die ihm ein bezaubernd schönes Mädchen zuführen sollte; also Grund genug, um sein Blut rascher zu treiben als die gleichmäßige Bewegung eines Uhrwerks. Die Nacht war längst hereingebrochen. In ein Nebelmeer gehüllt starrte das Gebirge um sie her; kein menschlicher Laut regte sich; nur die Stimme eines Vogels gellte von Zeit zu Zeit in ihr Ohr. Endlich versicherte Corvins Diener, das Herannahen eines Wagens zu unterscheiden.

„Nun, so gebt Acht,“ flüsterte Corvin. „Du, Christides, wirfst Dich den Pferden in die Zügel, während ich mit Diesem hier den Wagen öffne,“ — er deutete auf den andern Mann.

„Seien Sie ruhig, Herr; wir haben Alles bei der Hand, im Fall die Hunde sich widersetzen,“ erwiederten die Männer.

Der Wagen näherte sich indeß mehr und mehr. Als er sich nur noch in sehr geringer Entfernung befand, stürzten die drei Reiter plötzlich aus ihrem Versteck. Christides sprengte im Augenblick gegen die Pferde, und ehe der verblüffte Führer auch nur einer Bewegung fähig war, hatte er ihm die Zügel mit einem heftigen Ruck entrissen. Dieser, wenn auch überrascht, doch nicht unvorbereitet, griff nun sofort in seinen Gürtel, und ein Pistol knallte im nächsten Moment, dem sogleich ein Schuß von Christides so derb antwortete, daß der Führer davon ein sehr bedenkliches Summen in seinen Beinen verspürte und von seinem Sitze stürzte. Auch an der Thür des Wagens hatte sich während dem eine lebhafte Scene eröffnet. Corvin hatte den Schlag aufgerissen und streckte dem Türken den Doppellauf seines wunderschönen Pistols entgegen, dessen Kostbarkeit der Andere leider nicht bewundern konnte, da ihm das durch den offenen Wagenschlag eindringende Mondlicht eben nur die zweifache Laufmündung zeigte.

„Räuber! gieb die Jungfrau zurück, oder Du bist des Todes!“ rief ihm der neben Corvin haltende Diener in türkischer Sprache zu. „Keine Umstände, Dein guter Freund hat bereits das Gleichgewicht verloren; nimm Dich in Acht, daß Dir nicht Aehnliches widerfahre. Her mit dem Mädchen!“

Der Mäkler befand sich, obgleich mit Waffen versehen,

durch die Verwundung seines Gefährten, der sich heulend am Boden wälzte, in der Nothwendigkeit, sich dem Willen seiner Angreifer zu fügen, wenn er sich nicht dem noch schlimmern Ausgange eines ungleichen Kampfes aussetzen wollte. „Nehmt sie, aber laßt mich frei,“ bat er.

„Denkst Du, wir werden uns mit Dir Hund und Deinem Gesellen herumschleppen?“

„Es ist genug, daß ich Dich kenne,“ sagte der Bulgar.

Corvin hatte unterdeß das Mädchen aus dem Wagen genommen, das noch fest in den Mantel gewickelt war, und dessen Gesicht mit dem Netz bedeckt, welches den ganzen Körper umschloß, eher dem einer Mumie, als einem lebenden Wesen glich. Er übergab die Jungfrau einstweilen Christides. Als er jedoch wieder zu Pferde gestiegen war, nahm er sie vor sich auf das Thier, indem er sie mit dem linken Arm umfaßte und hielt, da sie jeder freien Bewegung unfähig war. Dann befahl er seinen Leuten, ihm zu folgen.

Sie sprengten davon. Der Muselmann knirschte über das schrecklich mißlungene Unternehmen. Gern hätte er ihnen einen Abschiedsgruß aus seinem Karabiner nachgesendet; aber er hatte anderes zu thun; der verwundete Führer war sein Sohn. Wehklagend schleppte er ihn in den Wagen an die Stelle des Mädchens. Er selbst setzte sich vorn auf und trieb die Thiere so viel er konnte von dannen.

„Glückliche Reise, Harim! ich habe Dich und Deinen Sohn wohl erkannt,“ rief Corvins zweiter Diener dem Fliehenden nach, der bei dem Klange seines Namens noch

tödtlicher erschrak. Die drei Reiter eilten eine Zeit lang in der Richtung fort, in der sie gekommen waren. Als sie jedoch an einer Biegung des Weges angelangt waren, hielt Corvin sein schäumendes Thier an. „Nimm die Jungfrau herab, daß wir sie von ihren Fesseln befreien und ihr einige Ruhe gönnen,“ sagte er zu Christides. Dieser gehorchte.

Nun stieg auch Corvin ab und trat ehrerbietig an das zitternde Kind heran. „Erlaube, daß ich Dich Deiner Bande entledige, ich weiß, wie grausam Du gefesselt bist,“ sprach er theilnehmend, indem er den Mantel auseinander schlug und die Schnüre zerschnitt, welche das über sie geworfene Netz um Arme und Füße zusammenhielten. Das arme Mädchen war jedoch unfähig, irgend einen Gebrauch von der wiedererlangten Freiheit zu machen; von dem Eindruck der heftigen Gemüthsbewegung überwältigt, sank sie vor Corvin zusammen. Er bog sich nieder und stützte ihr Haupt in seinem Arm. Das volle Mondlicht bestrahlte ihr Antlitz. Der Türke hatte nicht zu viel gesagt, sie war schön wie die aufblühende Rose, aber im Augenblick nicht wie die in Farbenpracht glühende, sondern blaß wie die weiße. Das glänzend schwarze Haar schmiegte sich in herrlichen Locken um Nacken und Schultern, von denen der Schleier, als man sie in das Netz geschnürt hatte, zurückgeschlagen war. Corvin fühlte sich bei ihrem Anblick wonnig erbeben. Eine Empfindung, wie er sie nie gehabt hatte, durchzuckte wie ein glühender Strom sein Herz. Er hatte in Wien manches schöne Weib gesehen, er hatte als Bildhauer manches herrliche

Modell bewundert, aber nie hatte er sein ganzes Wesen einem Weibe mit solcher Innigkeit zustreben gefühlt. Er erschrak vor sich selbst. Leise zog er den Schleier wieder um die entzückende Büste, um der Lieblichen bei ihrem Erwachen jede Verlegenheit zu ersparen. Endlich schlug sie die Augen auf, und Corvin glaubte dem sinnverwirrenden Eindruck dieses ersten Blickes erliegen zu müssen. Glühend und schmachtend zugleich wirkte er magnetisch auf das Auge des Jünglings, das in ihn sich versenkend, in die Seele einzudringen strebte, deren Spiegel er war.

Auch sie blickte ihn lange forschend an. „Mein Befreier!“ sagte sie dann in magyarischer Sprache.

„Ja, Theure, beruhige Dich, Du bist unter dem Schutze eines rechtlichen Mannes, der glücklich genug war, durch einen Zufall die Dir drohende Gefahr zu kennen und zu beseitigen, und der bereit ist, Dich ich Deine Familie zurückzuführen.“

„Meine Mutter lebt in Madara. O, wie wird sie sich um mich ängstigen! meine arme, kranke Mutter! Ich bitte Dich, edler Mann, bringe mich zu ihr.“

„Herr, verzeihen Sie,“ mischte sich Christides ein, „das wird in dieser Nacht nicht gut angehen. Das Dorf liegt in ganz anderer Richtung; es ist unmöglich, von hieraus über die unwegsamen Felsen und Abgründe dahin zu gelangen, selbst am Tage, noch weit weniger in der Finsterniß mit unsern matten Thieren.“

Corvin schwieg einen Augenblick. „Es ist wahr, was Du da anführst,“ erwiederte er endlich. „Hast Du Vertrauen, holdes Mädchen,“ wendete er sich an das schöne

Kind, „hast Du Vertrauen genug, mir unter mein Dach zu folgen. Du wirst dort nicht verlassen sein; Du wirst in meiner Schwester eine liebevolle Gefährtin, eine Freundin finden. Während Du ein wenig ruhst, eilt ein Bote Deine Mutter zu trösten.“

Mirza heftete ihr Rabenauge aufs neue auf ihn, als wolle sie noch einen forschenden Blick in seine Seele tauchen.

„Ich will Dir folgen, führe mich in Dein Haus, wenn es unmöglich ist, von diesem Wege nach Madara zu kommen,“ sprach sie nach einer Pause.

Corvins Gesicht strahlte vor Befriedigung bei diesen Worten, die ihm noch länger das Glück zusicherten, mit der reizenden Mirza zusammen zu sein. Man dachte nun wieder an den Aufbruch. Ungeachtet es schicklicher gewesen wäre, wenn Mirza den Weg, da sie sich frei bewegen konnte, nun allein zu Pferde oder zu Fuß fortgesetzt hätte, so blieb dies doch unausführbar. Die Strecke bis zu dem Landhause war zu bedeutend, um von einer türkischen Dame, die eben nicht die vorzüglichsten Fußgängerinnen sind, per pedes zurückgelegt zu werden; noch weniger aber war Mirza im Stande, sich allein auf Corvins Reitpferd zu halten, selbst wenn dieser es geführt hätte. Corvin war über diese Hindernisse in keiner Weise untröstlich und unterzog sich herzensgern der Mühe, das schöne Mädchen noch einige Zeit in seinen Armen zu halten. Endlich war alles geordnet und der kleine Zug setzte sich wieder in Bewegung. Mirza, eingeschüchtert durch das Sonderbare, Ungewöhnliche der Situation, war sehr schweigsam. Obgleich sie sich nicht mehr unter Feinden wußte, war es

ihr doch bange und wunderlich ums Herz, sich des Nachts allein mit fremden Männern und zwar unmittelbar in den Armen des Einen zu befinden. Man denke sich ein zwölfjähriges Mädchen, das oft in vielen Wochen nicht ein männliches Wesen sah, und man wird ihr inneres Zagen begreifen. Corvin sprach ebenfalls wenig; er war von zu mächtigen Empfindungen bewegt, die ihren Ausdruck schwer durch Worte finden mochten. Dazu kam noch, daß er für dergleichen Fälle weder Theorie noch Praxis hatte und im Noviziat der Liebe eben seine ersten Prüfungen begann. Er hatte sich zwar einst für Helene interessirt, aber zurückgehalten durch des Mädchens kluges Benehmen, war er sich seiner Neigung nie deutlich bewußt geworden. So verging der größte Theil der Nacht. Gegen zwei Uhr endlich, viel zu früh für Corvin, erreichte man das Landhaus; Christides, der voraus geeilt war, pochte den Gärtner und dieser die alte Magd heraus; alsdann wurde Stephania geweckt und ihr verkündet, daß ihr Bruder mit einer türkischen Dame heranziehe. Das klang allerdings ungemein mährchenhaft, doch sie überzeugte sich bald durch den Augenschein.

„Liebe Stephania, ich bringe Dir einen lieben Gast, den Du freilich um diese Stunde und an meiner Hand nicht erwartet haben magst.“

„Wen Du mir zuführest, der ist mir lieb zu jeder Zeit,“ und sie reichte Mirza freundlich ihre Hand.

„Sprich immer zu dem holden Kinde, sie versteht unsere Sprache,“ sagte Corvin.

„O, das ist vortrefflich!“ rief Stephania, „so kann

ich Ihnen ja sagen, wie herzlich lieb und willkommen Sie mir sind. Treten Sie ein, ich bitte."

"Sie sind so gütig gegen eine Fremde," sprach Mirza schüchtern.

"Wenn ich das wäre, theures Kind, so würde ich nur eine Tugend der Osmanen nachahmen," erwiederte Stephania verbindlich; "kommen Sie, Sie scheinen sehr angegriffen."

"Das ist sie in der That," sprach Corvin, indem sein Blick mit Entzücken auf der lieblichen Gestalt verweilte. Er machte nun seine Schwester mit den Begebenheiten des vorigen Tages und der Nacht bekannt, und mußte in Folge dessen eine ernste Philippika hinnehmen.

"Ich wußte es wohl, Du hättest mich begleiten wollen," lachte Corvin.

"Nun ja, das hätte der armen Mirza manche Angst und Verlegenheit erspart, nicht wahr?"

"Die Gegenwart einer Frau würde mich allerdings von Anfang an beruhigt haben," antwortete das Mädchen.

So sprach man noch ein halbes Stündchen, indem man zusammen ein in größter Eile bereitetes Frühstück verzehrte. Dann verließ Corvin die beiden Frauen, die sich sofort zur Ruhe begaben, deren Mirza nach einer so bewegten Nacht nur zu sehr bedurfte. Der junge Mann ging noch zu seinen beiden Dienern, die gleichzeitig mit ihren Thieren auch ihre eigenen Leiber mit Speise und Trank versorgten.

"Ihr seid wackere Leute," sagte er heiter, indem er Jedem einige Geldstücke reichte, "Ihr habt Euch die Nacht

sauer werden lassen. Aber ich habe noch einen Auftrag für Dich, Christides. Du wirst Dir ein anderes Pferd nehmen und sogleich nach Madara reiten. Dort angekommen, frage nach der Wohnung der Frau Sofia; sie ist Mirza's Mutter. Sage ihr, daß ihre Tochter in Sicherheit ist und daß sie bald in ihre Arme eilen wird."

„Ich, Herr, ich soll nach Madara?" fragte der Bulgar komisch lachend.

„Nun ja."

„Ach Herr, dahin tauge ich im Augenblick schlecht," fuhr der Diener in demselben burlesken Tone fort.

„Mach ein Ende, was hat's dabei zu lachen?"

„Wissen Sie denn nichts von diesem Orte?"

„Wir sind erst seit kurzem hier, wie kann ich alle Oerter kennen?"

„Madara ist ein nur von Weibern — von 2000 Weibern bewohntes Dorf, alles Mohamedanerinnen, die ihren Eltern oder ihren Männern entlaufen sind. Dabei sind sie alle bild-hübsch und tanzen wie Houris. Sie sehen es wohl an dem Pröbchen, das wir mitgebracht haben. Aber Weh dem Manne, der in ihr Bereich kommt, — und hätte er ein Herz, das die Welt in Liebe umfaßte, er könnte den zärtlichen Ansprüchen von 2000 Weibern nicht genügen."

„Du bist ein Narr," antwortete Corvin lachend, „mach' Dich schnell auf den Weg. Ich werde Dich auslösen, im Fall man Dich zurückbehält. Hast Du Dir gemerkt, was ich Dir auftrug?"

„Sehr wohl."

„So entledige Dich Deines Auftrages so schnell als möglich.“

Der Bulgar ging sich sofort ein Pferd satteln.

Es ist unnöthig, zu sagen, daß Mirza am folgenden Tage, als sie in Stephania's und Corvins Begleitung bei ihrer Mutter anlangte, von derselben mit unbeschreiblicher Freude empfangen wurde. Sofia vergaß in diesen Augenblicken ihren leidenden Zustand, der vor den heftigen Gemüthserschütterungen der letzten Zeit in den Hintergrund trat. Ihr ganzes Denken und Sein wendete sich ihrer Tochter und Denen zu, die sie ihr zuführten. Mit Thränen der Freude und des Dankes preßte sie Corvins Hände, indem sie ihn ihren und ihres Kindes Retter nannte. Man verlebte den Tag in der angenehmsten Aufregung der Empfindungen. Als jedoch der Abend kam, sah man Corvin und Mirza stiller und stiller werden. In den wenigen Stunden, seit sie sich kannten, hatte sich das magische Band zwischen ihnen bereits so innig geknüpft, daß der Gedanke der Trennung plötzlich wie ein finsterer Schatten in ihr Leben fiel. Mirza's Mutter jedoch milderte diese Trauer dadurch, daß sie Corvin ersuchte, ihr Haus stets als ein befreundetes zu betrachten, und indem sie Stephania bat, einige Tage bei ihr zu verweilen. Mirza vereinigte ihre Bitten mit denen der Mutter, erfreut, das gegen die Schwester auszusprechen, was weibliches Zartgefühl sie gegen den Bruder verschweigen ließ. Stephania hatte keinen Grund, die freundlichen Wünsche ihrer Wirthinnen zurückzuweisen, und Corvin wußte ihr großen Dank, daß sie ihm so Gelegenheit verschaffte, Mirza schon in nächster

Zeit wiederzusehen. Sofia ahnte freilich nichts von dem zwischen den beiden jungen Leuten sich entspinnenden innigeren Verhältnisse. Außer ihrer dankbaren Verpflichtung gegen die Geschwister fühlte sie sich zu der ernsten und sanften Stephania mächtig hingezogen. Sie war selbst ernst, fast düster aus der Schule des Lebens in diese klösterliche Einsamkeit getreten, in der sie seit Mirza's frühester Kindheit lebte. Es ist wahr, Madara und dessen Bewohnerinnen haben im Ganzen keinen streng klösterlichen Anstrich; denn meist sind die Frauen, welche diese Freistätte suchen, von der Bahn der Pflicht gewichen und der strengen Sitte trotzend, in eine freiere Sphäre getreten. Das erfuhren Corvin und Staphania nur zu bald, ohne daß diese Erfahrung jedoch auf ihre Stellung zu Sofia und ihrer Tochter irgendwie einwirkte. Diese Frau, welche auch immer ihre früheren Schicksale waren, stand ganz gesondert zu den übrigen im Orte lebenden Mohamedanerinnen. Sie sah Niemand von ihnen, als etwa die, welche ihres Beistandes bedurften. Das Haus, welches sie mit Mirza und einigen Sklavinnen bewohnte, lag allein, von Gärten umgeben, und die ganze Einrichtung, so wie die Lebensweise der Bewohnerin, zeigte überall ein regeres Geistesleben, als man es im Allgemeinen in der Umgebung von Mohamedanerinnen findet. Sofia besaß eine magyarische und italienische Büchersammlung, deren Inhalt sie nicht nur verstanden, sondern erfaßt hatte.

Einige Monate vergingen in diesem heitern abwechselnden Zusammenleben der vier befreundeten Personen. Stephania, vor der sowohl Corvin als Mirza ihre Gefühle

weniger verbargen, hatte bereits die innere Gewißheit, daß ihr beiderseitiges Glück unwiderruflich in ihre Liebe verwebt war, — eine Ueberzeugung, die sie mit tiefem Kummer erfüllte. Welches Resultat konnte diese Neigung haben? Corvin Christ, Mirza Mohamedanerin. Welcher Priester, — Ulema oder Katholik, — würde diesen Bund segnen? Sollte Corvin Türke werden? Er hatte sich bereits bei Bem's Uebertritt dahin ausgesprochen, daß, so sehr er auch die Form des Christenthums, dessen Widerspruch in seiner äußern Erscheinung verachte, er doch festhalten wolle an dem Kern der Lehren, die er als ewige Wahrheit erkannt habe. Noch weit weniger aber durfte er voraussetzen, daß Mirza geneigt sein könnte, zu einer Religion überzugehen, die als ein Evangelium der Liebe und des Friedens gepredigt und als eine Religion des Hasses geübt wird, deren Bekenner sich mit empörender Treulosigkeit behandeln und Recht und Wahrheit mit Feuer und Schwert verfolgen, die ihre Felder mit dem Blute und Schweiß der Brüder düngen, damit sie reichlich Frucht tragen für ihre grassen thierischen Gelüste. Der Muselmann kennt wenigstens keine heuchlerischen Phrasen von brüderlicher Gleichheit und liebevoller Hingebung für das Wohl Aller. Er nennt den, über dessen Schicksal er Gewalt übt, seinen Sklaven, aber er sorgt für ihn; während der christliche Arbeitgeber Hunderte der von ihm verwendeten Proletarier mit den Ihren dem Elende preisgiebt. So viel ist gewiß, es bedarf zum Uebertritt ins Christenthum entweder einer kindischen Einfalt, oder eines hoch gebildeten Geistes. Im ersten Falle um die ihm anklebenden Ver-

unstaltungen zu übersehen, im zweiten um die unter dem aus dem Juden- und Heidenthum verwendeten Trümmerwerk und den lächerlichen Schnörkeln des Mittelalters verborgenen einfachen, in ihren Sätzen heiligen und wahren Lehren der Humanität und jenes geistigen Lebens zu finden, durch welche sich der Mensch auf den Höhepunkt seiner sittlichen Vollendung schwingen mag; es gehört noch mehr dazu, Das zu verzeihen, was mit seinem Stempel bezeichnet geschehen ist und noch geschieht. Ein Uebertritt aus selbstsüchtiger Tendenz aber findet sich in Europa nur bei Juden und Christen, nicht aber bei Moslems. Es war also an eine Vereinigung zwischen Corvin und Mirza nicht zu denken. Stephania hielt es für ihre Pflicht, Sofia ihre Beobachtungen mitzutheilen, damit diese ihre Maßregeln darnach nehme. Sie hörte dieselben ernst, aber ohne Zeichen des Mißfallens.

„Meine theure Freundin, obgleich ich das, was ich eben erfuhr, nicht erwartete, so überrascht es mich doch auch nicht. Es ist so natürlich, daß diese beiden jungen Herzen sich gegenseitig anziehen und verstehen.“

„Und doch, — lassen Sie es mich gestehen, — erfüllt mich diese Neigung mit tiefem Kummer. Der Gedanke, diese schöne, reine Empfindung, diesen Himmel von Liebe und Glück vernichtet zu sehen, macht mich beben.“

„Sie meinen wegen des religiösen Unterschiedes. Es ist wahr, das ist ein finsteres Hemmniß, welches sich zwischen sie drängt. Doch lassen wir dieses Gespräch im Augenblick, ich will den Gegenstand in der Einsamkeit weiter überdenken. Ich will versuchen, in Mirza's Seele

zu blicken. Vielleicht, daß die Neigung für Ihren Bruder noch nicht so tief in derselben wurzelt, als wir es glauben.“

Gleich am folgenden Tage nahm Sofia Gelegenheit zu ihrer Tochter über die Geschwister Maras zu sprechen, indem sie bedauerte sich vielleicht in kurzem von einem so lieben Umgange getrennt zu sehen, da sie, durch Familienverhältnisse genöthigt, wahrscheinlich diese Gegend verlassen werde.

Mirza hörte sie mit sichtlicher Bestürzung, ohne sich jedoch irgend Fragen oder Bemerkungen zu erlauben, und die Mutter fand bald vollen Grund Stephaniens Mittheilung beizustimmen. Aller Frohsinn war plötzlich von dem lieblichen Gesicht des Mädchens gewichen; mit Mühe zerdrückte sie dann und wann eine Thräne, die, ein flüssiger Diamant, ihren Augen entquoll. Es konnte nicht fehlen, daß Corvin bei seinem nächsten Besuch die düstere Veränderung ihres Wesens bemerkte. Sie hatte nicht die Kraft, ihren Schmerz bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne zu bemeistern. Wenn sie seinen Blick so mit innigem Ausdruck, mit der ganzen Beredtsamkeit der Liebe auf sich geheftet sah, dann wollten ihre Thränen gewaltsam hervorbrechen. Sie eilte hinaus, in den Garten und sank schluchzend ihr Gesicht verhüllend auf einen Sitz. Aber Corvin von Unruhe getrieben, war ihr gefolgt

„Theure Mirza, was ist Dir? um Gotteswillen! was ist geschehen?“ sprach er, indem er ihre Hand faßte.

„Sprich! ich bitte Dich,“ wiederholte er, als sie einen Augenblick betroffen zögerte.

„Die Mutter will Madara verlassen und weit, weit von hier ziehen,“ antwortete sie endlich mit gebrochener Stimme.

„Fort von hier? Warum? wohin?“

„Ich weiß es nicht. Sie sagt die Verhältnisse gebieten es so.“

„Trennen — wir sollen uns also trennen,“ sprach der junge Mann langsam mit dem ganzen Bewußtsein seiner Liebe. Die Möglichkeit des Verlustes hatte sein Gefühl für Mirza plötzlich zur Klarheit gebracht; er erkannte aber gleichzeitig mit der Empfindung selbst auch deren Hoffnungslosigkeit.

„Ach, es ist schrecklich, nun, da wir so glücklich sind, da wir Euch haben, Stephania und Dich, nun fort zu sollen, dahin, wo wir Niemand kennen, Niemand lieben!“

„Ja, es ist schrecklich, das empfinde ich mit Dir, geliebtes Mädchen; denn mit Dir verläßt mich das Glück. Mit Dir hatte ich's angefangen des Lebens Leid, die schweren Erfahrungen der Vergangenheit zu vergessen, Du bist die Einzige, die das Weh der Verbannung zu mildern vermochte. Ich hätte es Dir vielleicht ewig verschweigen sollen, was Du mir bist. Doch klage deshalb nicht mich, klage den Moment an, dessen traurige Gewalt mich beherrscht. Ja, ich liebe Dich, Mirza, mehr als mein Leben,“ und er sah ihr bewegt in das blasse, thränengebadete Antlitz, indem er sie umfaßte und sanft an seine Brust zog, an der sie einige Minuten lautlos

ruhte. Endlich hob sie das reizende Köpfchen und blickte mit unaussprechlicher Zärtlichkeit zu ihm auf; denn das Entzücken des ersten Geständnisses lebte in all ihren Fiebern und verdrängte im Augenblick jede andere Empfindung.

„Aber,“ sprach sie zögernd, doch mit kindlicher Wahrheit, „müssen wir uns denn trennen, wenn wir uns so herzlich lieben?“

Corvin umschlang sie inniger; die einzige Antwort, deren er im Sturm der Leidenschaft fähig war. „Ich weiß es wohl, sie sagen, Christen und Mahomedanerinnen dürfen sich nicht lieben.“

„Doch meine Mutter ist gut, sie wird so etwas nicht fordern, sie wird uns nicht trennen, wenn sie weiß, daß wir nur mit einander glücklich sein können.“

„Und wenn sie das thäte, wie unserer Verbindung hier die gesetzliche Form geben?“

„So lassen wir diese Form, die sich unserm Willen nicht fügen mag. Kann ich denn nicht auch ohne diese Form Deine Geliebte, Deine glückliche Mirza sein?“

„O, gewiß, mein angebetetes Weib, aber Deine Mutter, sie wird nie einwilligen.“

„Laß uns sehen,“ sprach sie entschieden; stand auf, reichte ihm die Hand und zog ihn so halb willenlos mit sich fort in das Haus. Als sie in Sofias Gemach traten, ließ sie ihn los, indem sie in die Arme ihrer Mutter eilte, während er in qualvoller Ungewißheit am Eingange des Zimmers stehen blieb. Mit wenigen Worten, lächelnd und weinend, wie ein Kind, machte sie dieselbe mit

dem süßen Geheimniß ihrer Liebe bekannt. „Nun, da Du alles weißt, nicht wahr jetzt willst Du nicht, daß Corvin und ich uns trennen, daß wir unglücklich werden,“ flehte sie zu Sofia's Füßen. Diese hob sie gütig auf.

„Nein, nein, mein süßes Kind, Du sollst nicht unglücklich werden,“ beruhigte die zärtliche Mutter.

„Wäre es mir vergönnt, für Mirza's Glück einzustehen, edle Frau, ich würde meine Seele dafür verpfänden. Leider darf ich die Gewährung eines solchen Vorzugs nicht zu erbitten, noch zu hoffen wagen. Ich habe nur Ihre Verzeihung anzuflehen, daß ich gegen Ihre Tochter über eine Neigung sprach, über die ich ewig schweigen sollte. Mein Fehler beruhte nicht auf Leichtsinn; ich vermochte nicht, dem Impuls meines Gefühls zu glauben,“ sprach Corvin bewegt.

„Ich habe dem Retter meines Kindes nichts zu verzeihen und werde nicht Anstand nehmen, ihm das Wohl dieses geliebten Kindes zu vertrauen.“

„O Mutter! Mutter!“ rief Mirza freudig. Corvin näherte sich und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand.

„Du willigst also ein, daß wir uns lieben und immer bei Dir bleiben?“ fuhr das Mädchen fort. Nicht wahr, es bedarf dafür keiner äußern Ceremonie.“

„Einem edlen Manne darf das Weib auch ohne äußere Form und gesetzlichen Schwur vertrauen. Ich werde wahrlich das Glück zwei mir fast gleich theurer Wesen nicht in Frage stellen, weil die auf Menschensatzungen beruhende Form ihrer Liebe die äußere Sanction versagt. Ich ein Opfer dieser Form, darf mir wohl er-

lauben, ihr mit freier Entscheidung entgegenzutreten. Ich wurde von strengen Eltern mit allem Pomp des Ceremoniels mit einem Manne vermählt, der nach dieser Form mein Tyrann wurde. Durch eine Sklavin von dem mir gebührenden Platze gedrängt, allen Mißhandlungen preisgegeben, brach ich endlich diese schmähliche Form, indem ich mit Mirza an diese Freistatt floh. Hier suchte ich seitdem in tiefster Zurückgezogenheit bei dem Lächeln meines Kindes die furchtbare Vergangenheit zu vergessen, was mir ganz gelingen wird, wenn ich dieses Kind durch die Liebe eines braven Mannes glücklich sehe."

Die Sprache ist zu arm, um Das auszudrücken, was den kleinen Kreis in diesem Augenblick bewegte. Corvin war fast ängstlich in seiner Freude. Er fürchtete, sie sei zu groß für die Menschenbrust und Alles sei nur ein vorübergehender Traum. Doch es war schöne Wahrheit. Mit lautem Entzücken stürmte er am Abend mit der frohen Nachricht in Stephania's Zimmer, die von der guten Schwester wie die Bestätigung des eigenen Glückes aufgenommen wurde.

Corvin machte von nun an ernstliche Anstalt, festen Fuß zu fassen. Er beschloß die Bildhauerei wieder aufzunehmen und sich dadurch einen angenehmen Erwerb zu sichern. Der gute alte Graf übernahm die häusliche Einrichtung, deren Anordnung Stephania vorstand. Als Alles vorbereitet war, bezeichnete ein glänzendes Fest, dem die angesehensten Personen beiwohnten, den schönsten Tag des glücklichen Paares. Diesen versammelten Zeugen stellte Corvin von Maras die reizende Mirza vor, indem er

feierlich gelobte, sie als seine Gemahlin zu halten und zu ehren. Ein mit den Unterschriften sämmtlicher Anwesenden versehenes Aktenstück bestätigte dieses Versprechen, dessen sittliche Wahrheit und Heiligkeit Niemand bezweifelte, der den edlen Corvin von Maras kannte.

Wir möchten von unsern tugendhaften Leserinnen, die den braven Jüngling ja ebenfalls im Laufe der Geschichte kennen lernten, ein Gleiches beanspruchen, indem wir sie wegen dieser in allgemeiner Ausdrucksweise illegitimen Heirath aufrichtig um Verzeihung bitten. Gern hätten wir irgend einer Moschee zu den gehörigen Revenüen, oder einer Kirche zu ihren Stolgebühren ver- und uns damit aus aller Verlegenheit geholfen und so jeden Vorwurf der Frivolität von uns abgewälzt; aber es war bei dem festen sittlichen Charakter der beiden Liebenden unmöglich, den einen oder die andere wegen einer Heirathsidee, so schön diese auch an sich ist, zum Mohamedaner oder zur Christin zu bekehren. Wir hätten, um uns darin mit Glück zu versuchen, erst bei manchen berühmten Proselytenmachern in die Schule gehen müssen, was sicher den für diese Bände nöthigen Zeitaufwand noch vergrößert hätte. Wir hätten allerdings durch ein gänzliches Schweigen über die letztern Begebenheiten ebenfalls jeden Anstoß umgehen mögen, aber woher wäre dann ein ordentlicher Schluß der Geschichte gekommen, die doch immer mit einer Heirath enden muß. Es blieb uns also nichts übrig, als wenigstens noch eine Verbindung à tout prix zu Stande zu bringen.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Verlags-Bericht

von

Franz Schlodtmann in Bremen.

Ende 1850.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu den dabei bemerkten Preisen zu beziehen.

Schwarze und Weiße.

Skizzen aus Bourbon

von

Dr. G. Oelsner-Monmerqué.

Motto: Per me si va tra la perduta gente.

Erste Abtheilung: Sklavenhandel.
Zweite Abtheilung: Colonialleben.
Anhang: Klimatische und Bodenverhältnisse auf Bourbon.
Die Insel Madagascar.

Fein Velinpapier. Geh. Preis $1^1/_3$ Thlr.

Vlämisch-Belgien

von

Gustaf Höfken.

Zwei Bände, mit dem Portrait von J. F. Willems.
Preis $3^1/_3$ Thlr.

Germania.

Jahrbuch deutscher Belletristik.

Erster Jahrgang 1851.

Mit dem Portrait von **Dr. G. Spiller von Hauenschild** (Max Waldau) in Stahlstich.

Inhalt: Eine Leidenschaft. Novelle von Louise v. Gall. — Lucia. Novelle von Adolph Stahr. — Fernande. Novelle von Bernd von Guseck. — Der Philhellene. Erzählung von Heinrich Pröhle. — Eine frühe Schuld. Erzählung von Alfred Meißner. — Eine Sternschnuppe. Von Max Waldau. — Margarethe. Episode aus der Neuzeit von ***.

In englischem Einbande mit Goldschnitt. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Münchhausen in Californien.

Ein wahrer und wahrhaftiger, vollständig authentischer und nirgend übertriebener Bericht über eine Expedition nach dem Golddistrikte von San Francisco, unternommen unter der Leitung der „Grand Auriferous Stultiferous Asiniferous Californian Bamboozle Company“ in Hamburg.

Von

Abraham Krakenfuß,

Capitain des Diddleus.

Fein Velinpapier. 8. Geh. Preis $1/_3$ Thlr.

Die Familie von Maras Ein Roman aus der Neuzeit

Bd.: 3

Bremen 1851